P-

Bü 9582 c

Memoiren Bibliothek

V. Serie

Sechster Band

Ali Pascha

Tyrann von Albanien

von

Ibrahim-Manzour-Efendi

Memoiren Bibliothek

V. Serie

Sechster Band

Ali Pascha

Tyrann von Albanien

von

Ibrahim-Manzour-Efendi

Ali Paſcha von Janina

[illegible] Pascha

[illegible] von Albanien

Erinnerungen an seine Regierung

von

Ibrahim-Mergeur-Efendi

herausgegeben von

Dr. E. Schulz-[illegible]

Dritte Auflage

Verlag Robert Lutz-Stuttgart

LOAN STACK

::: Alle Rechte vorbehalten. :::

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

DR
701
S55
C47

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung . . . . . XVII—XLVIII

Eine Odyssee.

Als Kurier nach Aegypten. — Verraten und gefangen. — Freigelassen. — Brief an Bonaparte. — Staatsgefangener. — In türkischen Diensten. — Desertion. — Rückkehr nach Frankreich. — Neue Schikanen. — Wieder im Ausland. — Bei „König Luftig". — Sturz Jeromes. — Reise Ibrahims nach Bosnien. — Suleiman Pascha. — Serbischer Feldzug. — Beuteverteilung. — Serbiens Viehreichtum. — Graf Taxis in Belgrad. — Mordanfall. — Pfählungen. — Rückkehr über Konstantinopel. — Der Urias-Brief. — In Odessa. — Staatsgefangen. — Auf dem Pruth. — Reise durch Galizien nach Wien. — Abgeschoben nach Triest. — Ein zweiter Urias-Brief. — Als Agent Napoleons in Messina verhaftet. — Der Auftritt im Königsschloß. — Ibrahims Flucht nach Griechenland. — In Napoli di Romania festgehalten. — Flucht nach Lepanto. — Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim 1

Der Menschenfänger von Janina.

Ibrahim bei Saleh Pascha. — Fällt in die Fänge Ali Paschas. — Erste Audienz. — Glänzende Versprechungen. — Michel, das Opfer Alis, prophezeit Ibra-

312

Seite

him eine trübe Zukunft. — Alis Ueberwachungssystem. — Pakt Ibrahims mit der mohammedanischen Hofpartei. — Erste Schreckensszenen. — Der Buhlknabe als Almosenverteiler. — Ali verwarnt Ibrahim. — Ibrahim lernt seine Tücke kennen. — Saleh Paschas Hochzeit. — Gesänge unter Stockhieben. — Freiwilliger Opfertod zweier Zigeuner für den Tyrannen. — Ihre wunderbare Rettung. — Serio, der Goldmacher, verlangt Exkremente und Menschenblut. — Wird ihm bewilligt. — Hunderte von Mädchen und Knaben zwangsgefüttert. — 400 Buhlknaben zwangsweise zu Ader gelassen. — Alis Forderung nach Männerhaaren führt zur Meuterei der Truppen. — Alis Rache an dem Betrüger 37

Vom Straßenräuber zum Tyrannen. — Sulis heroischer Untergang.

Aus Ali Paschas Werdegang. — Seine Abstammung. — Sein Vater wird zweifacher Brudermörder. — Ali wird Straßenräuber. — Seine Mutter Kamco und die Schwester Chainitza ergriffen. — Als Gefangene in Kardiki zur Prostitution verurteilt. — Ali als Pascha in Trikala. — Kamcos Tod und Alis Schwur über der Leiche. — Ali bemächtigt sich durch Verrat und gefälschten Firman Janinas 1788. — Giftmord an Sepher Bey. — Erster Feldzug gegen Suli. — Seine Treulosigkeit und schmähliche Niederlage. — Fingierter Mordanfall, um Chainitzas Schwiegersohn zu beseitigen. — Die Falltür. — Ali hängt einen bestochenen Griechen, um erwiesenen Hochverrat zu verheimlichen. — Das Blutbad von Aga-Vasili. — Die Franzosen auf Korfu. — Alis Verrat und Folterung am General Rose. — Einnahme Prevesas. — Ein griechischer Bischof als Henker seiner Herde. — Zweiter Krieg gegen Suli. — Religion als Deckmantel. — Tapfere Ver-

Seite

teidigung der Sulioten. — Foto Tschavella ihr Führer. — Seine Verbannung und Prophezeiung. — Neue blutige Kämpfe. — Emineh büßt ihre Fürbitte für Suli mit dem Tode. — Alis Gewissensbisse. — Heldenmut der Suliotinnen. — Ihr Totentanz und Sprung in die Tiefe. — Siegesfest zu Janina. — Unerhörte Folterqualen der Gefangenen. — Ohren- und Nasensalat. — Kochen von lebenden Menschen. — Alis Sadismus feiert Orgien 59

Kardiki. — Der Menschenschlächter. — Die Furien des Gewissens.

Alis Haß gegen die Franzosen. — England schenkt ihm Kanonen und Kriegsvorräte. — Omer Vrioni. — Ali erprobt seine Kanonen zuerst gegen Ibrahim Pascha von Berat. — Die Pforte sucht den Satrapen vergebens nach Bulgarien zu locken. — Sein Brief an den Sultan. — Schickt seine Söhne. — Ihre Feigheit. — Ibrahim Pascha von Ali gefangen. — Sein Kerker. — Treue seines alten Kanzleidirektors. — Die Beys von Avlona beraubt. — Die Beute. — Stilblüte aus Alis Brief an den Scheik-ül-Islam. — Wie er den Hof zu Konstantinopel kauft. — Späte Rache an Kardiki. — Zug gegen Kardiki. — Zusammenkunft mit Chainitza. — Die Abschlachtung der Männer. — Ehrenhaftes Verhalten der Miriditen dabei. — Sein Bastard Athanas Vayo als Henker. — Prahlerische Inschrift Alis über der Mordstätte. — Auslieferung der Frauen und Kinder Kardikis an Chainitza. — Ihre Unmenschlichkeit gegen die Wehrlosen; jagt sie nackt in Wälder und Berge. — Ihr Schicksal. — Scheik Jussuf. — Sein Erscheinen im Palast. — Furchtlose Strafpredigt vor versammeltem Hofe. — Schüttelt den Staub von seinen Füßen. — Alis Entsetzen. — Ali vergewaltigt Zobeïde. — Vermäh-

Seite

lung Aiſchas. — Ihr tragiſcher Tod. — Das Fernrohr als Höllenmaſchine. — Die Kaufläden von Janina als Richtſtätte 86

Liebesleben und Haremſitten des albaniſchen Hofes. — Herrſcher, Henker und Sadiſt.

Wie Ibrahim-Manzour die Perſönlichkeit Ali Paſchas ſah. — Sein Aeußeres. — Seine Empfänglichkeit für Geſang. — Putzſucht. — Seine Kleidung. — Europäiſche Märchen über ihn. — Ali Paſcha bei Tiſch. — Seine Behandlung von Chriſten und Mohammedanern dabei. — Hofetikette. — Ali Paſchas Liebesleben. — Doppelte Harems. — Die Knaben des Harems. — Ihr Schickſal. — Ali ſtiftet einen abgedankten Ganymed zum doppelten Brudermord an. — Kuppler überall für ihn auf der Suche nach ſchönen Weibern und Knaben. — Seine Söhne ſind Ebenbilder von ihm. — Der Frauenraub in Livorno. — Der Sohn des ruſſiſchen Konſuls in Patras geraubt. — Ibrahim-Manzour rettet ihn. — Muktar Paſchas Liebſchaft mit Froſina. — Der verhängnisvolle Ring. — Froſinas Ende im See. — Orgien in den Paläſten. — Die Ueberführung der Weiber. — Flucht des Volkes vor Haremswagen. — Todesgefahr für Männer. — Was Ibrahim ſelbſt erlebte. — Ali als Wächter der guten Sitte. — Strenge Geſetze gegen Unzucht. — Steinigung der Frauen. — Die Perverſitäten unter Weibern und Männern im Epirus. — Moraliſcher Zuſtand der Bevölkerung. — Wie Ali Paſcha die Geſetze gegen Unzucht benutzt, um Leute zu verderben. — Eingeſchmuggelte Proſtituierte. — Schreckliches Los der Opfer. — Wie Ali Paſcha einen Spezialgeſandten des Sultans zu behandeln wagt. — Ali als Heiratsſtifter. — Seine Bosheit dabei. — Der Sadiſt. — Hinrichtung mit der Kanone. — Raffinierte Qualen. — Ib-

Seite

rahim bringt den Tyrannen um den Genuß. — Ali wühlt mit dem Spazierstock in der Wunde seines Opfers. — Der Leopard als Henker. — Wunderbares Verhalten des Leoparden. — Ein albanischer Androklus. — Sein Fluch über die Schergen. — Grausames Los von Schiffbrüchigen an Alis Küsten. — Ein englischer Offizier gefoltert. — Alis Jähzorn. — Anagnost von der Festungsmauer hinabgestürzt 108

Das Dorado von Aberglauben und Derwischwesen.

Ali Paschas Angst um sein Leben. — Vorsichtsmaßregeln gegen Vergiftung. — Furcht vor der Pest und allgemeine Flucht nach Preveſa. — Furchtlosigkeit der Juden und Mohammedaner vor ihr. — Ibrahim weigert sich zu fliehen und überzeugt Ali durch religiöse Gründe. — Alis wüster Aberglaube. — Sein Orakel. — Bauwut aus Aberglauben. — Schikane der Grammaticos gegen Ibrahim-Manzour. — Der Frohndienst der geplagten Bauern. — Ali erklärt sich gleich Moses, Salomon und Jesus für ein auserwähltes Wesen Gottes. — Seine Begriffe von der Unsterblichkeit bei der Nachwelt. — Oderint, dum metuant. — Alis Talisman. — Geschichte seines Siegelringes. — Der Tyrann läßt sich ein Leben von 150 Jahren prophezeien. — Verlangt von Ibrahim, daß er daran glaube. — Ali und die Derwische. — Ihre Frechheit. — Die Derwische als Landplage. — Hervorragende Derwische und ihre Einkünfte. — Der Epirus als Dorado für die Derwische. — Was Ibrahim-Manzour an Auftritten zwischen Ali Pascha und den unverschämten Derwischen erlebte. — Das „Sprechgitter" als Schreckenskammer. — Derwische belegen den Satrapen öffentlich mit den gemeinsten Namen. — Alis Geduld mit ihnen. — Skandalöser Auftritt durch einen Derwisch am Beiramfeste. — Griechen und Albaneſen. — Der Der-

Seite

wisch mit dem Messer und Horn. — Die Derwische als öffentliche Aufwiegler. — Der pfeiferauchende Tyrann 144

Ali Paschas Habgier, Geiz und Größenwahn.

Alis Habgier. — Der Brand des Palastes von Tepelen. — Roheit der Eunuchen. — Ali reist zur Brandstätte. — Das Schatzgewölbe und sein Inhalt. — Als Bettler in schäbiger Kleidung am Tore seines Palastes. — Gold als Gradmesser der Liebe. — Seine Praktiken. — Ibrahim entdeckt die Zubereitung der Lohkuchen. — Wie Ali ihn um den versprochenen Lohn betrügt. — Der deutsche Architekt Freywald nach Janina gelockt. — Der Tyrann bricht den geschlossenen Kontrakt, betrügt Freywald und seinen Stuckarbeiter um das Gehalt; brutale Methoden dabei. — Ibrahim schließt Freundschaft mit Freywald. — Machenschaften der Griechen. — Freywalds Flucht und Alis Rache an seinen Untergebenen dafür. — Ali als Brotwucherer. — Seine Methode, reiche Untertanen zu beerben. — Selbst Sybarit im Kleiderluxus, Spartaner für andere. — Alexis Nutza. — Boshafte Antwort an Ibrahim, der sein Gehalt verlangt. — Die Karossen Alis. — Das Fahren in ihnen als Hoheitsrecht behandelt. — Don Santa-Monteleone und sein Fahrgesuch bei Ali. — Ibrahim als Dolmetscher. — Komischer Auftritt. — Zorn Alis. — Sein drastisches Mittel gegen Monteleones Gicht. — Warum Napoleon nach Alis Ansicht gestürzt wurde. — Alis radikales Mittel, um sanft zu fahren . 175

Europa im Spiegel Ali Paschas.

Ali schlägt Ibrahim-Manzour die Spionenrolle vor. — Alis Urteil über die Franzosen. — Ein englisches Pamphlet über ihn. — Sein Zorn. — Vergleich zwischen Christen und Mohammedanern. — Ali und

Seite

die Griechen; benutzt und verachtet sie. — Sein Russenhaß und wie er sie zu bekämpfen gedenkt. — Sein Urteil über Pouquéville. — Muktars infernalischer Vorschlag. — Ali und das Theater. — Seine bizarren Launen. — Eine Unterhaltungsposse. — Der Tyrann kauft Insignien des gestürzten Napoleon. — Seine Beweggründe hierbei 206

Bauernleger und Sklavenhalter.

Ali Pascha als Bauernleger. — Besitzverteilung vor Ali Paschas Herrschaft. — Brutale Mittel, um aus freien Bauern Hörige zu machen. — Fast der ganze Grund und Boden des Staats wird Privatbesitz Alis. — Das Tschifliksunwesen und wie es entstand. — Verwaltung des Tschifliks. — Verarmung infolge von Steuerabgaben. — Ali sucht ein Getreidemonopel einzuführen. — Sein Kornwucher. — Die erbarmungslose Steuereintreibung. — Die Trödelkammer in Alis Palast. — Alis Verpflanzungswut 219

Albanisches Heerwesen. — Charakteristik der Albanesen durch Ali Pascha.

Alis Heerwesen. — Er kennt selbst die Zahl seiner Soldaten nicht. — Der Grund im albanischen Volkscharakter zu suchen. — Alis bemerkenswertes Urteil über die Albanesen. — Ihr Haß gegen jede geregelte Ordnung eines Staatswesens. — Tschohadars. — Tscharkadschis. — Ehemalige Straßenräuber, seine Leibgarde und Henker. — Die Geghen. — Die katholischen Miriditen. — Seine regulären Truppen, ein Schreckgespenst für den Sultan. — Ihre Minderwertigkeit. — Haß der Albanesen gegen Bajonette. — Ausrüstung von Soldaten und Offizieren. — Aeußere Verlotterung. — Die Artillerie. — Furcht der Bedienungs-

Seite

mannschaften beim Abfeuern. — Vernachlässigung der Geschütze. — Cassim-Aga. — Eine Festvorstellung der Artillerie. — Der Kommandant mit Kaffeetasse und Pfeife auf dem Geschütze. — Unbildung von Offizieren und Mannschaften. — Pesarini als Kavallerieführer und freiwilliger Hofnarr. — Ibrahim-Manzours Urteil über die Albanesen als Soldaten und Charaktere. — Das albanische Rekrutierungssystem. — Reisläufer des Balkan. — Mittelalterliche Zustände. — Bosnische Panzerreiter. — Unterkunft der Soldaten und ihr Treiben. — Barbarische Militärjustiz. — Ali Pascha als Soldzahler. — Seine Betrügereien dabei. — Die Soldauszahlung bei Bibel und Koran. — Ali Paschas Einkünfte und Ausgaben 227

Parga, der Schandfleck europäischer Politik und Perfidie.

Alis erster Anschlag auf Parga. — Durch Pouquéville vereitelt. — Die Parganer verraten zum Dank dafür die Franzosen an die Engländer. — Charakter der Parganer und der Balkanvölker nach Ibrahim-Manzours Beobachtungen. — Pargas paradiesische Lage, Verfassung, Geschichte und soziale Gliederung. — Die Parganer für ihren Verrat bestraft. — Englands Perfidie gegen Parga, verschachert ein Land an Ali, das ihm gar nicht gehört. — Der Schandfleck englischer Politik. — Englische Würdelosigkeit und Liebedienerei gegen Ali Pascha. — Verzweiflung der Parganer. — Sie ermannen sich zu antiker Größe. — Ihre Auswanderung. — Umwandlung der Kirchen in Moscheen. — Einzug Ali Paschas. — Seine Wut über die Abfahrt der Schiffe mit dem Kaufpreis. — Läßt seinen Zorn an Ibrahim-Manzour aus 248

Seite

Die epirotischen Griechen als Ränkeschmiede und Komplottanstifter. — Den Fängen Ali Paschas entronnen.

Ibrahims Gunst bei Ali im Sinken. — Die Grammaticos und ihre Machenschaften gegen Ibrahim-Manzour. — Ihr Komplott gegen ihn. — Die Mäuse als lebende Lunten. — Es schlägt fehl. — Ali verbietet Ibrahim jede Korrespondenz ins Ausland und stellt eine sehr heikle Frage an ihn. — Ein zweites Komplott der Grammaticos kostet Ibrahim beinahe das Leben. — Ali droht ihn zu verbrennen. — Es gelingt Ibrahim, sich zu rechtfertigen. — Ein verkommener Priester als Werkzeug der Griechen. — Ali will Ibrahim gegen seinen Willen verheiraten. — Spiro Colovo der Intrigant. — Alis Antwort auf Ibrahims Bitte, abreisen zu dürfen. — Neue griechische Intriguen. — Ibrahim beschließt zu fliehen, auch auf die Gefahr hin, sein Leben zu verlieren. — Ausmordung eines christlichen Dorfes für die Schuld zweier Missetäter. — Greise und schwangere Frauen von Albanesen an die Schweife der Pferde gebunden und zu Tode geschleift. — Vorbereitungen zur Flucht. — Mustafa. — Durch das Pindusgebirge auf entlegenen Pfaden. — Ankunft in Saloniki. — Gerettet 269

Epilog des Herausgebers.

Ali Paschas Untergang. — Sein und seiner Söhne dramatisches Ende 291

Einleitung

„Jener ging nach Dodona, dort aus des Gottes hochgewipfelter Eiche den Ratschluß Zeus' zu vernehmen." Altvater Homer ist es, der in der Ilias von der ältesten und heiligsten Orakelstätte des Griechentums singt. Hier war es, wo eine metallene, vom Winde bewegte Peitschenschnur unter uralten Eichen, durch deren knorrige Aeste heilige Tauben flatterten und ihre Liebesleidenschaft gurrten, gegen ein ehernes Becken schlug. Nach den lang hallenden, schwingenden Tönen der Bronze formten dann wegen ihrer Unbestechlichkeit berühmte Priester den ängstlich harrenden Pilgern des alten Griechenlands die Orakelsprüche. Vier Stunden nördlich von dieser heiligsten und ehrwürdigsten Stätte des Hellenentums ist der Schauplatz der unheiligen, unser Gemüt oft mit Entsetzen erfüllenden Geschehnisse, die uns die vorliegenden Memoiren Ibrahim-Manzours beschreiben. Erst in unseren Tagen ist die heilige Stätte von Dodona wieder gefunden, wo deutscher Gelehrteneifer jetzt daran geht, die Geheimnisse der alten Weihstätte unter Schutt und Ruinen zu enträtseln. Es sind rund hundert Jahre, daß aus

derselben Gegend der Ruf nach Westeuropa drang, dort unten im alten Epirus habe ein mächtiger Pascha ein fast unabhängiges Reich gegründet; seine Residenz Janina sei die Stätte von Glanz und Pracht. In Wien, damals das geistige und politische Haupt Deutschlands, erschien ein Lobgedicht auf den mächtigen Pascha von Janina, und ein Stammbaumlieferant in Bergamo (Italien) fertigte auch einen von dem türkischen Satrapen an. Patzoulla, der Verfasser einer griechisch-französischen Grammatik, widmete sie dem Herrscher des Epirus, „dessen strahlenden Ruf seiner Tugenden alle Welt kenne." Seit dem Tode Skanderbegs (1467), der mit seinen Siegen über die als unbesiegbar geltenden Türken Europa mit dem Ruhm eines unerhörten militärischen Genies erfüllte, hatte man von Albanien nichts mehr gehört. Das Land und seine Bewohner war für Europa in Vergessenheit geraten. Albanien, das in der türkischen Geschichte durch hervorragende Staatsmänner, Feldherrn und Soldaten, die es dem osmanischen Eroberer in Menge lieferte, eine so große Rolle spielte, schien ausgelöscht zu sein. Jetzt begann Europa wieder aufzuhorchen, als es hieß, ein albanischer Pascha habe in Unter- und Mittelalbanien bis nach Thessalien und Griechenland hin ein mächtiges Reich gegründet, führe einen glänzenden Hof, an dem die damals ersten Mächte Europas, Frankreich und England, eigene Gesandte, wenn auch unter dem Titel von General-Konsuln, unterhielten.

Es war in der Tat so! Der Form nach war Ali Pascha von Janina, auch Ali-Tepeleni nach seinem

Geburtsort Tepelen genannt, nur ein Paſcha wie ſo zahlloſe andere des türkiſchen Reiches. In Wahrheit aber hatte er ſich zum ſouveränen Fürſten aufgeſchwungen. Dem ehemaligen Straßenräuber gewöhnlichen Schlages, wie er heute in Albanien noch oft anzutreffen iſt, fehlte nur der Reiherbuſch des Herrſchers, wie ihn der Sultan allein zu tragen berechtigt war, um ihn vor aller Welt auch als König erſcheinen zu laſſen. Wie war es möglich geweſen, daß die Machthaber in Konſtantinopel dieſen Mann zu einer Gefahr hatten werden laſſen? Um die Gründe zu verſtehen, muß man kurz die Geſchichte vom äußern und inneren Verfalle der Türkei von 1566 an, d. h. vom Tode Solimans des Großen oder Prächtigen, wie ihn die Nachwelt ohne Unterſchied der Raſſe und des Glaubens mit Recht bezeichnet, bis zum Jahre 1812 ſtreifen. Als Soliman der Prächtige ſtarb, begann eine kaum glaubliche Weiber- und Haremswirtſchaft, die mit der berüchtigten Baffa, einer aus venetianiſchem Grafenblut ſtammenden Sultanin einſetzte und erſt mit Köſem, einer Frau großen Stiles, die nicht ohne Verdienſt mit Mut und politiſchem Verſtande faſt 50 Jahre lang, wenn auch in größeren Zwiſchenräumen, direkt und indirekt das Weltreich beherrſchte, ihren Höhepunkt erreichte. Trotzdem die Sultanin-Valide »Mondgeſtalt« (Mapeiker), wie die Türken Köſem nennen, ihrem Sohne Ibrahim (1640—1649) als letztem Erben aus Osmans Hauſe das Leben rettete, das ihm ſein Bruder Murad IV. (1623—1640) noch auf dem Totenbette rauben wollte, war ſie doch machtlos gegen die Orgien, die

die Wollust, die Verschwendung und Habgier der Haremsweiber unter ihm feierten. Als er schließlich abgesetzt und erdrosselt wurde und Kösem selbst ihr an dramatischen Zwischenfällen reiches Leben in der berühmten, nächtlichen Eunuchenrebellion des Harems, von der Schnur eines Pagen erdrosselt, ließ, stand das Reich vor dem inneren und äußeren Untergang. Denn ihre Schwiegertochter, die rothaarige Tarchan, eine Russin von Geburt, die ihr das Totenbett bereitete, hatte nicht entfernt die Geistesgaben Kösems. Da war es ein Albanese, ein Greis von 70 Jahren, der das Reich rettete und der Türkei noch einmal den alten Glanz zurückgab, — Mohammed Köprülü. Es waren nur fünf Jahre, die dieser vom Küchenjungen, der nicht lesen und schreiben konnte, bis zum Großvesir emporgestiegene Gewaltmensch noch zur Verfügung hatte, bis er seine scharfen, erbarmungslosen Augen schloß. Aber sie genügten ihm, um mit der unerbittlichen Härte seines albanischen Charakters durch eine Kur von Blut und Eisen den bis in die Wurzel kranken und faulen Staatsorganismus zu heilen. Mehr als 40 000 Köpfe bildeten das Pflaster auf der neuen Straße, die der aus dem Geleise geworfene Staatskarren jetzt entlang rollte. Vor seiner Tücke, seiner Rachsucht, seiner unerbittlichen Strenge war kein Kopf sicher. Noch auf dem Totenbette ließ er einen nahen Verwandten seines kaiserlichen Herrn, weil es ihm notwendig dünkte, hinrichten. Er brach endgültig die politische Haremswirtschaft. Wenn man den Lebenslauf dieses interessantesten, wenn auch nicht größten aller

türkischen Großvesire liest und seinen Charakter mit dem Ali Paschas von Janina vergleicht, ist ihre Aehnlichkeit in vielen Dingen derartig, daß man beide als die Inkarnation des albanischen Wesens bezeichnen möchte. Nur hatte der alte Köprülü eine unendliche Tugend vor Ali Pascha voraus: seine absolute Unbestechlichkeit, Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit. Was Mohammed Köprülü an Blut vergossen hat, (gestand doch einer seiner vertrauten Handlanger nach dem Tode des schrecklichen Vesirs, daß er allein in seinem Auftrage, während eines nur fünf Jahre dauernden Vesirats viertausend Menschen heimlich und offen hingerichtet habe) geschah, abgesehen von gelegentlichen Fällen persönlicher Rachsucht, nur im Staatsinteresse. Und das Beste schenkte er dem Staate in seinem großen Sohne Ahmed Köprülü, den die Türken über Sokolli stellen und der zu den gebildetsten und großzügigsten Staatsleitern aller Zeiten gehört (gestorben 1676). Als er starb, stand die Türkei wieder so groß und mächtig da wie zuzeiten Solimans des Großen. Noch drei Köprülüs aus des blutigen Albaniers Geschlecht lenkten bis 1710 mit Unterbrechungen das osmanische Reich, ohne seinen endgültigen Niedergang, der mit der gescheiterten Belagerung Wiens rapide zunimmt (1683), aufhalten zu können. Wenn auch die vorübergehenden Erfolge gegen Oesterreich unter Mahmud I. (1730—1754) einen Stillstand brachten, so geht die innere und äußere Auflösung ihren Weg weiter. Man kann diesen Prozeß genau in vier deutliche Abschnitte zerlegen. Der erste beginnt um

1571 und ist gekennzeichnet durch die gewaltige Niederlage zur See, die die auch zur See damals allmächtige Türkei an der Küste von Epirus erlitt, als Don Juan d'Austria bei Lepanto das Geschwader der christlichen Mächte zum Siege führte. Die zweite Phase setzt mit der Niederlage der Türkei vor Wien ein (1683). Und ungefähr hundert Jahre später (1768) besetzen die Russen die Moldau und Walachei und vernichten die türkische Flotte bei Tscheschme (1770). Der dritte Auflösungsprozeß geht langsam aber ununterbrochen weiter. Im Jahre 1878, also wieder nach 100 Jahren, beginnt das vierte Stadium mit dem großen russisch-türkischen Kriege, um mit dem letzten Balkankriege für Europa seinen Abschluß zu finden; denn außer der Hauptstadt und Thrazien ist der Türkei von ihrem ehemaligen gewaltigen Besitz auf europäischem Boden nichts übrig geblieben.

Das Emporkommen Ali Paschas war eben aus den Zeitläufen innerer und äußerer Not des Staates heraus möglich und fiel in den dritten großen Auflösungsprozeß der Türkei. Wie er die Umstände für sich auszunützen wußte, werden wir aus den Memoiren* ersehen. Die Türkei focht von 1768—1827 mit kurzen Unterbrechungen gegen innere und äußere Feinde. Rußland entriß ihr die Krim (1771) und drang 1773 bis Bulgarien vor; 1788 brach wieder ein Krieg gegen Rußland aus. 1803 erhoben sich die

* Mémoires sur la Grèce et L'Albanie Pendant le gouvernement d'Ali-Pascha: par Ibrahim-Manzour-Efendi, Commandant du Genie, au service de ce Visir. Paris. 1827. Chez Paul Ledoux. Boulevard des Italiens 19. Ponthieu au Palais-Royal. H. Langlois et Cie; Rue d'Angon 15.

Serben in einer zwölf Jahre lang dauernden Rebellion, aus der unser Memoirenschreiber ein kurzes, packendes Bild zeichnet. Wenn äußere Feinde dem Staate Ruhe ließen, hatte die Pforte mit Rebellen großen Stiles zu kämpfen, wie mit Paßvan-Oglu von Widdin. Ob Ali Pascha wirklich den furchtbaren Janitscharenaufstand von 1807 angezettelt hat, der dem Sultan Selim III. Thron und später das Leben kostete, ist nicht ohne weiteres zu beweisen. Aber da feststeht, daß Ali Pascha überall auf dem Balkan und erst recht in Konstantinopel Agenten unterhielt, die seinen Weisungen folgten, so kann man schon glauben, daß er auch bei der Janitscharen-Revolte seine Hände im Spiel gehabt hat. Denn je mehr die Sultane im Innern und von außen bedrängt wurden, um so ungestörter konnte er in Janina schalten und walten und neue Gebiete erobern oder für Hilfe, die er dem bedrängten Sultane anbot, als Belohnung verlangen. Alis letztes Rettungsmittel war, und das charakterisiert seine ganze Politik, jener große Griechenaufstand, den er ins Werk setzte, um nach altem Rezept die türkische Regierung von sich abzulenken. Indem er ihr den hartnäckigsten und gefährlichsten inneren Feind, dessen Volkstum in kleineren oder größeren Massen fast über den ganzen Balkan und bis tief nach Kleinasien hinein verbreitet war, auf den Hals hetzte, mußte sie sich seiner Berechnung nach mit ihm vergleichen. Wenn man will, ist der Epirus die Wiege der nationalen Wiedergeburt Griechenlands geworden. Das heutige Europa sieht mit Staunen, wie Griechenland mit einem wahren Fa-

natismus für die Befreiung des ganzen Epirus kämpft und seine Einverleibung verlangt. Janina, das so lange den griechischen Waffen widerstand, ist ihm überlassen, aber Argyro-Castro, Konitza, Delvino, Berat und Avlona sind dem neuen Albanien zugeschlagen worden. Der größere Teil von Nordepirus soll nach dem Machtspruch Europas nicht an Griechenland fallen. Griechenland verlangt dies Gebiet als altes, der Kultur, der Sprache und Religion nach griechisches Territorium. Seine Forderung ist nicht unberechtigt. Gerade die vorliegenden Memoiren Ibrahim-Manzours, der gleicherweise von einem wahren Hasse gegen Griechen und Albanesen erfüllt ist, und dem man keine Parteinahme für einen der beiden dort seit Jahrhunderten ansässigen Stämme vorwerfen kann, beweisen mit apodiktischer Gewißheit, daß vor 150 Jahren bereits im Epirus trotz politischer Vorherrschaft des mohammedanischen Südstammes der Albanesen, der Tosken, zu denen Ali Pascha gehörte, die Kultur griechisch war, so weit man von Kultur reden konnte, und nicht albanisch. Es lag das daran, daß das Albanische keine Schriftsprache, so unglaublich es klingt, bis auf unsere Tage kannte. Erst seit einigen Jahren haben wir unter Führung der katholischen Geistlichkeit eine Schriftsprache für die 120 000 katholischen Gehgen von Nordalbanien. Für die griechisch-orthodoxen Albanesen des Südens, die Tosken südlich des Schkumbi, versuchten griechisch-orthodoxe Priester vor Jahrzehnten dasselbe, trotz harter Verfolgung durch die türkische Regierung, die für ganz Albanien ohne Unterschied des Glaubens

nur das schwierige türkisch-arabische Alphabet gelten lassen wollte. Es ist nun wichtig zu beobachten, daß Ali Pascha in seinem Reiche, das im Wesentlichen den ganzen Epirus, Teile Mittel-Albaniens, Thessalien und das Pindusgebiet bis zum Busen von Korinth umfaßte, sich nicht des Türkischen, sondern des Griechischen bediente. Er selbst sprach, wenn auch fehlerhaft, Griechisch neben Türkisch und dem toskisch-albanischen Dialekt seiner Muttersprache. Alle seine Verordnungen erfolgten in griechischer Sprache, seine Sekretäre sind nur Griechen; die Proklamation, die er nach seiner Aechtung erläßt, die berühmte Ansprache an die Notabeln, erfolgen in griechischer Sprache. Die Register über seine riesenhaften Besitzungen, Reise-Pässe usw., sie alle sind in griechischer Sprache abgefaßt, wie aus den Memoiren Ibrahim-Manzours klar hervorgeht, der nicht ahnen konnte, welch eine Bedeutung sie einmal zur Beurteilung der epirotischen Frage erhalten würden. Daher sind diese Memoiren nicht nur aus rein literarischen und psychopathologischen Gründen, wie wir später sehen werden, sondern aus politischen Gründen heute sehr aktuell. Sie geben uns ein Bild von der Kultur des Epirus vor hundert Jahren und von der Rolle, die griechische Sprache und Kultur seit Jahrhunderten dort gespielt haben müssen. Von albanischer Kultur zu reden ist einfach widersinnig. Die Albanesen haben niemals eine eigene Kultur hervorgebracht. Was sie an Kultur haben, ist die Korruption der osmanischen Herrscher und ihrer Sitten. Die Türken aber haben ebenfalls nie eine eigene Kultur her-

vorgebracht; sie haben alle bei der Eroberung fremder Völker vorgefundenen zerstört und nicht eine einzige weiter entwickelt oder ausgebaut. Schon eine Reise in der Türkei beweist es. Daher die Verderbtheit, Käuflichkeit des Adels und der sog. Intelligenz in Albanien. Was von ihnen mit den Türken in Berührung kam, ist korrumpiert bis ins Mark. Sind deshalb die Epiroten Griechen wie die Panhellenen behaupten? Mit nichten. Wir wissen von den Reiseschriftstellern und Geschichtschreibern des römischen Altertums, z. B. Strabo, daß die alte griechische Rasse, deren Klassiker und Künstler noch heute für uns unerreicht sind, schon damals so gut wie ausgestorben war. Wir finden schon bei den Alten Klagen über die Menschenverödung des eigentlichen Griechenlands. In der Spät-Antike und im frühesten Mittelalter kamen die Verheerungen der Pest hinzu, um unter den Resten der alten Bewohner aufzuräumen. Im Mittelalter rückten dann die Albanesen von ihren Ursitzen, die im heutigen Mittel- und Südalbanien anzunehmen sind, nach Süden bis zur äußersten Spitze des Peloponnes vor, abgesehen von der Ueberflutung des ganzen Balkans durch die slavischen Rassen. Heute sind so ziemlich alle Gelehrten darin einig, daß wir in den Albanesen ein Urvolk, und zwar die Nachkommen der Pelasger zu sehen haben. Auch sie sind nicht mehr rein, sondern ein Mischvolk wie die heutigen Griechen. Die griechische Kultur unter der byzantinischen Herrschaft hat dann als die höhere und überlegenere die von Norden nach Griechenland eingewanderten Albanesen gräzisiert und nicht nur die,

sondern zum Teil auch die in ihren Ursitzen um Dodona, d. h. im heutigen Epirus wohnen gebliebenen Albanesen.

Ein klassisches Beispiel der Gräzisierung des Epirus und seiner rein albanischen Bevölkerung geben die Memoiren Ibrahim-Manzours. Der Heldenkampf, den die Sulioten gegen den Menschenschlächter von Janina führten, wird von den heutigen Griechen auf das Konto ihres Ruhmes gebucht. Die Sulioten hatten ähnlich den Montenegrinern in ihren unzugänglichen Bergen des Pindus eine Art Eidgenossenschaft gebildet. Sie waren christliche Albanesen aus den Stämmen der Tosken und suchten nur sich möglichst unabhängig von den türkischen Paschas zu machen. Ibrahim-Manzour nun erhebt schon vor 85 Jahren energisch Einspruch zu einer Zeit, wo der Unabhängigkeitskrieg der Hellenen noch tobte (die Memoiren sind in Paris 1827 gedruckt), gegen die griechische Anmaßung, den Heldenstamm der toskischen Sulioten für ihre Nation zu reklamieren. Er sagt ausdrücklich (und er mußte es wissen, denn er hat die Henker jenes so niederträchtig verratenen und zum Teil unter unmenschlichen Martern hingerichteten Volks von Suli gesehen und gesprochen), daß die Sulioten reine Albanesen gewesen seien, die Albanisch sprachen und rein albanische Bräuche, Tracht und Sitten hatten; nur seien sie Christen griechisch-orthodoxer Religion gewesen. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis des angeblichen Griechentums auch der heutigen epirotischen Hellenen. In der Vergangenheit sowohl wie noch heute bedeutet auf dem Balkan

das Bekenntnis zu einer Religionsgemeinschaft zugleich die Zugehörigkeit zu einer der Rassen mit ihren meist autocephalen Nationalkirchen des Balkans. So kann der Reisende noch heute in Montenegro, in Bosnien und besonders in Mazedonien hören, daß dieser oder jener dort im Dorfe »Türke« sei. Es handelt sich ausnahmslos um Bulgaren, Albanesen, Serben usw., die zum Islam übergetreten sind oder Nachkommen von Renegaten, fast nie um einen Rasse-Türken. Umgekehrt würde ein Türke resp. Mohammedaner stets einen Christen von osmanischer Rasse als Bulgare, Grieche usw. bezeichnen, je nach der religiösen Gemeinschaft, zu der er sich bekennt. Doch kam der Fall, daß ein Osmane von Rasse zu einer christlichen Gemeinschaft in der Türkei übertrat, nie vor, weil Todesstrafe bis vor einigen Jahrzehnten über jeden Muselmann verhängt wurde, sobald er zum Christentum übertrat. Konfessionalität geht auf dem ganzen Balkan Hand in Hand mit Nationalität, weil alle die verschiedenen griechisch-katholischen Religionsgemeinschaften ihre nationalen Kirchen haben und sich auf einen der Staaten stützen. Kein Wunder also, daß die christlichen Epiroten, die vielleicht die reinsten Albanesen sind, so fanatisch sich als Hellenen fühlen und jede nationale Gemeinschaft mit den mohammedanischen Albanesen ablehnen. Gerade die Sulioten sind ein treffliches Beispiel für die stille, aber zähe Gräzisierungspolitik. Heute spricht kaum mehr ein Bewohner des Pindus, d. h. ein Nachkomme der Sulioten, Albanisch und würde es entrüstet von sich weisen, wenn man an seinem echten

Hellenentum zweifeln wollte. Die Sulioten kehrten während des griechischen Aufstandes unter ihrem Helden Marko Botzaris in die heimatlichen Berge zurück und erregten durch neue Heldentaten die Begeisterung Europas, die Griechenland ganz widerrechtlich für sich beansprucht. Ebenso ist der große Seeheld des griechischen Befreiungskrieges, Miaulis, ein gräzisierter Albanese. Hydra und verschiedene andere Inseln waren im Laufe des Mittelalters ebenfalls von den aus dem Norden nach Süden sich verschiebenden Albanesen bevölkert worden. Alle diese Albanesen vom Stamme der Tosken, die zur griechisch-orthodoxen Kirche im heutigen Südalbanien sich bekennen, dem der Nordepirus zugeteilt ist, betrachten sich dank dem griechischen Einflusse als Vollblut-Griechen. Ihr albanisches Rassebewußtsein ist vollständig geschwunden. Der jahrhundertalte Einfluß der griechisch-orthodoxen Kirche als Hüterin griechischer Sprache, Kultur und Tradition des durch die Türken vernichteten byzantinischen Reiches (1453) hat dazu geführt, daß schon unter Ali Pascha eine scharfe, unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen und den sie beherrschenden Albanesen mohammedanischen Glaubens bestand. Ali Pascha hat den Versuch unternommen, beide Parteien unter einen Hut zu bringen und scheiterte trotz aller Begünstigung der Griechen (s. das Schlußkapitel des Buches).

Die Epirusfrage ist noch deshalb für das heutige Griechenland so eminent wichtig, weil der Epirus zur Zeit, wo Ibrahim-Manzour in Ali Paschas Diensten stand, ein Zentrum griechischer Kultur war. Und wenn

man will, hat indirekt vom Epirus aus Griechenlands endgültige Befreiung ihren Anfang genommen, mochten auch die Gründe, die Ali Pascha bewogen, ganz Griechenland in Flammen zu setzen, nur seinem persönlichen Egoismus entspringen. Er sah zu spät ein, wohin die Bewegung, die er nicht mehr meistern konnte, ihn fortriß und sah die Unabhängigkeit Griechenlands und den Verlust des Landes klar kommen, das beweisen seine Aeußerungen einige Tage vor seinem Tode zu Taher-Abbas, dem ehemaligen berüchtigten Polizeimeister und Spießgesellen seiner zahllosen Verbrechen.

Haben wir so die heute brennende Epirusfrage an der Hand dieser Memoiren dem Verständnis näher zu bringen gesucht, bleibt uns eine nicht minder wichtige zur Beantwortung: die Agrarfrage in allen von Serben, Griechen und Bulgaren neu eroberten Gebieten. Wir Deutsche sind immer geneigt, die Partei der Türken gegen ihre Feinde zu nehmen. Als vor drei Jahren die Thessalische Agrarfrage fast zu einer Revolution der Griechen daselbst führte, weil die Besitzverhältnisse unerträglich waren und eine dringende Reform verlangten, war die öffentliche Meinung gleich wieder geneigt, die Partei der türkischen Großgrundbesitzer gegen die griechischen Pächter zu nehmen. Die Bulgaren und Serben haben, gewitzigt durch die Schwierigkeiten der Griechen, in der Thessalischen Agrarfrage ein radikales Vorbeugungsmittel angewendet, indem sie in der Zeit des letzten Balkankrieges alle mohammedanischen Großgrundbesitzer, soweit sie ihrer habhaft werden konnten, über die Klinge springen ließen oder verjagten.

Man wird aber doch noch in den politisch neu verteilten Landstrichen des Balkans mit der Zeit von der Agrarfrage hören. Der übrig gebliebene mohammedanische Großgrundbesitzerstand wird seine oft riesigen Besitzungen freiwillig oder unter staatlichem Drucke an die landarmen ehemaligen Pächter als freies Eigentum aufteilen müssen. Wir werden dann hören, wie Europa von den Klagen über Bedrückungen der armen türkischen Großgrundbesitzer, ja von ihren Beraubungen widerhallen wird. Um ein gerechtes Urteil über die Frage fällen zu können, muß man den Werdegang dieser Latifundien auf dem ganzen Balkan kennen. Es ist geradezu ein klassisches Kapitel der vorliegenden Memoiren und von unschätzbarem Werte zur Beurteilung der Agrarfrage in den durch den letzten Krieg aufgeteilten Landstrichen des osmanischen Reiches, wo Ibrahim-Manzour die Methoden schildert, durch die die heutigen, riesigen Besitzungen der Vlora, Vrioni, der Toptani zusammen kamen. Denn als Ali Pascha gestürzt war, erhielten, wie das immer geht, die Vlora, die Vrioni (Omer Vrioni, der in diesen Memoiren eine Rolle spielt, ist offenbar der Stammvater der heute mächtigen Familie der Vrioni im Nordepirus) als Belohnung zahlreiche Dörfer als Tschifliks aus dem Nachlasse des raubgierigen Satrapen vom Sultan zu Lehen oder maßten sich das Beste einfach an. Ali hatte so ziemlich sämtliche noch freien Bauern versklavt, d. h. ihre Dörfer in Tschifliks verwandelt und das ganze Land zu seinem Privateigentum durch Erpressung, Mord und Raub gemacht. Nach seinem Tode

fiel es den neuen Ortstyrannen und Adelsfamilien, die die Beute unter sich teilten, natürlich nicht ein, den alten Besitzern ihre Rechte und Freiheiten zurückzugeben. Ihre Habsucht ließ das nicht zu. In dieser Beziehung waren sie sehr tolerant und behandelten mohammedanische und christliche, ihres Eigentums so schändlich beraubte Bauern gleich. So erbte sich das Pächterunwesen bis in unsere Tage fort, wo Familien wie die Vlora und Vrioni in Nordepirus allein zusammen 400 000 Morgen des besten Bodens an sich gerissen haben. Was Ali Pascha im Süden tat, machten in Mittelalbanien die Toptani, zu denen der berüchtigte Essad Pascha gehört, und in Nordalbanien die Buschatlija. Ja, das Unglaubliche ist Tatsache, daß bis in unsere Tage unter der verlotterten Türkenwirtschaft in West-Mazedonien christliche, freie Dörfer von benachbarten albanischen Beys und ihren Spießgesellen überfallen und entweder ausgemordet oder zu Tschifliks gemacht wurden. Die Tatsachen sind von Brailsford in seinem klassischen Buche (Macedonia) über die Zustände in Mazedonien erst 1905 mitgeteilt worden. Wer das Buch über die Agrarverhältnisse der Türkei gelesen hat, lernt die grenzenlose Erbitterung der Serben, Bulgaren und sonstigen Christen, mit der sie über die türkischen Grundbesitzer hergefallen sind, verstehen, wenn auch nicht billigen. Wenn je Revolten berechtigt sind, so sind es die der Pächter im Epirus und ganz Albanien. (In Mazedonien, Neuserbien und Neugriechenland wird die Frage wohl von den betreffenden Regierungen in gesetzlicher Form gelöst werden). Ich

wiederhole es, daß es für jeden, der sich mit der Agrarfrage und der Politik des Balkan befaßt, unbedingt nötig ist, Ibrahim-Manzours Kapitel über das Tschiflikwesen, seine Entstehung und seine Handhabung durch Ali Pascha zu kennen, wenn er die Frage vom historischen Standpunkte aus beurteilen will.

Was den Memoiren Ibrahim-Manzours ferner nicht allein das politische aktuelle Interesse sichert, das ist die überaus interessante Schilderung des Charakters, des intimen Hoflebens und der politischen Maximen Alis, dieses berühmten oder besser berüchtigten Tyrannen von Albanien. Das Gebiet der sexuellen Psychopathologie, von Westphal, Casper und Tardieu, drei Koryphäen der gerichtlichen Medizin begründet, nahm eine ungeahnte Ausdehnung, als Ende des vorigen Jahrhunderts die sexuelle Frage als eine der brennendsten erkannt wurde und eine wahre Flut wissenschaftlicher und pseudowissenschaftlicher Schriften bis auf unsere Tage, ich möchte sagen: auf die Menschheit losgelassen wurde. Die sexuelle Pathologie ist eine Wissenschaft für sich geworden. Hätte Ibrahim-Manzour Kenntnisse auf diesem Gebiet gehabt, er würde sicherlich das Charakterbild des Tyrannen von Janina auf den Sadismus eingestellt haben. Die Geschichtschreiber seines Lebens sahen in ihm nur den brutalen Mörder und den Henker seiner Untertanen, der aus gewöhnlicher Mordlust und Roheit mit Menschenleben wie ein Kind mit wertlosen Glasperlen spielte. Wir müssen nach den Ergebnissen der modernen sexuellen Pathologie Ali Pascha unter einem ganz neuen Ge-

sichtswinkel betrachten. Gerade das von keiner Wissenschaft auf psychopathologischem Gebiet voreingenommene Auge Ibrahim-Manzours sah deshalb um so treuer alle jene Entsetzen erregenden Szenen eines ausgesprochenen Sadismus, weil er an diese krankhafte Seite des Ungeheuers, wie er ihn nennt, noch nicht denken konnte. Was seine Zeitgenossen als Ausfluß von Blutdurst und Grausamkeit ansahen, ist für den modernen Historiker ausgesprochenster Sadismus, der seinen Taten wohl mildernde Umstände erwecken, aber ihn nicht freisprechen kann. Die Erblichkeit der Anlage, auf die der heutige Forscher mehr als je bei Beurteilung historischer Personen sehen sollte, hat bei Ali Pascha zweifellos eine große Rolle gespielt. Sein Vater war Straßenräuber und Bandit, der kalten Blutes zum zweifachen Brudermörder wurde. Seine eigene Mutter Kamco beginnt ihre Witwenschaft mit einem doppelten Giftmord, ist eine Amazone ohne eine Spur von moralischen Begriffen, habgierig, rachsüchtig und ohne Schamgefühl. Auf ihn paßt treffend das albanische Sprichwort: „Die Birne fällt immer unter den Birnbaum", und das andere nicht minder charakteristische: „Natur verleugnet sich nie, denn was die Katze wirft, muß wieder Mäuse jagen". Ali Paschas einzige Schwester, Chainitza, ist das Ebenbild der Mutter und von einer unnatürlichen Härte, die eigenhändig in ihrer Rachsucht einem schwangeren Weibe den Bauch aufschlitzt und Scheußlichkeiten an wehrlosen Frauen begeht, die man kaum schildern kann. Ihr Schwur, von den Haaren ihrer Feindinnen ein Ruhe-

kissen sich zu machen, verrät sadistische Züge. Dazu treten Ausbrüche des Schmerzes, die die Maßlosigkeit aller Gefühlserregungen beweisen und pathologischen Charakter annehmen (s. d. Schlußwort). Veli Pascha, Alis zweiter Sohn, zeigt den sexuellen Sadismus des Vaters schon in potenzierter Form. Er muß Blut fließen sehen wie ein Sadist der Schulmedizin und schneidet unmittelbar nach dem Akte den vergewaltigten Weibern Nase und Ohren ab und speit ihnen ins Gesicht zur Erhöhung seiner Wollust. Was bei Ali Pascha selbst vielleicht erst nur eine schwache Anlage war, wurde im Laufe der Jahre eine ausgesprochene Leidenschaft. Er kann geradezu als Musterbeispiel für Sadismus gelten, wenn er die raffiniertesten körperlichen Torturen ersinnt und sie psychisch noch durch besondere Umstände erhöht; so, wenn er eines seiner Opfer erst quält, indem er eine Kanone nur mit Pulver und einem Wergpfropfen laden läßt und zur Befriedigung seiner sadistischen Lust die Schwester des Opfers dazu beschimpft. Sie wird in den Männerraum seines Palastes als Mohammedanerin geschleppt und gezwungen, vom Fenster aus den Quälereien und der Hinrichtung ihres leiblichen Bruders zuzusehen.

Sadistisch ist der Zug in Alis Charakter, wenn er seine Opfer mit größter Freundlichkeit behandelt, wie den französischen General Rose, mit ihm tafelt und zu gleicher Zeit im Zimmer daneben die Folterwerkzeuge herrichten läßt, um ihn vom freundschaftlichen Mahle direkt auf die Folterbank zu spannen. Der typische Sadismus ist vor allem, daß er Prämien für

jene aussetzt, die besonders raffinierte, bis dahin unbekannte Folterqualen auszusinnen sich erbieten. Damit nicht genug, stochert er selbst mit dem Spazierstock in der Wunde eines toten Opfers herum. Ibrahim-Manzour macht einmal, wohl in einer Ahnung dieses Sadismus, über Ali Pascha die feine Bemerkung: „Ali war wütend darüber, nicht daß sie (d. h. die Parganer) ihm entkamen, sondern daß sie ihm das Vergnügen zu quälen raubten." Wie bei allen Psychopathen war Ali Pascha nicht dauernd in jenem gefährlichen Rauschzustand, wo er Blut sehen und fließen lassen mußte. Er hatte offenbar periodische, heftige Anfälle, wie alle Sadisten. So können wir Ibrahim-Manzours seltsame und ihm offenbar unerklärliche Beobachtung an Ali Pascha heute voll verstehen, wenn er sagt: Ali habe sich häufig in das Zimmer, »das Gitter« genannt, ganz allein zurückgezogen, nur von wenigen seiner Buhlknaben begleitet, aber jedesmal, wenn er dort herausgekommen sei, wären neue Blut- und Folterbefehle ergangen, deshalb habe Furcht und Angst geherrscht, wenn es geheißen habe, der Tyrann sei im »Gitter«. Die sadistische Phantasie des alten Wüstlings berauschte sich eben hier in der Stille des Zimmers an neuen Folterqualen und blutigen Szenen, die nach Verwirklichung drängten.

Genug von dieser Seite des Tyrannen! Ibrahim-Manzours Memoiren sind nicht nur als Studien des Sadismus, sondern des gesamten sexuell-pathologischen Gebietes eine wahre Fundgrube. Ali Pascha ist offenbar einer der kompliziertesten Charaktere der Welt-

geschichte. Seine bisexuelle Anlage ist zweifellos, wie sie Georg v. Hahn („Albanische Studien") in seinem Werke für einen großen Teil der Albanesen feststellen konnte. Was Ibrahim-Manzour in dieser Beziehung über die sexuellen Zustände im Epirus von Griechen und Albanesen, Christen und Mohammedanern in aller Offenheit ausspricht, galt von Ali Pascha in erhöhtem Maße. Ali war weiter ein typisches Beispiel für einen amoralischen Menschen. Er war ein Triebmensch durch und durch. Was wir Gewissen und anständige Denkungsart nennen, galt für ihn nicht. Wie alle Usurpatoren, Diktatoren und Tyrannen, erklärte er sich bequem und einfach als Werkzeug der Vorsehung, und nur dieser für alle Schandtaten verantwortlich. Wäre es nicht so traurig, könnte man lachen, wenn dieser ehemalige kleine Straßenräuber, späterer Bandenführer, allen Ernstes erklärt, Gott habe ihn bestimmt, mit Grausamkeit über seine armen Untertanen zu herrschen.

Trotzdem seine Macht einem Könige in nichts nachstand, trotzdem er ein Reich leitete, das einen großen Umfang mit einer sehr beträchtlichen Bevölkerung hatte (sie betrug 1 Million 300 000 Seelen, war für ihre Zeit sehr bedeutend und kam der damaligen Bevölkerung Schwedens und Norwegens gleich), — blieb sein politischer Horizont doch immer der eines mächtig gewordenen Dorftyrannen. Daran war in erster Linie seine gänzliche Unbildung und die Unkultur des albanischen Bauern, der er zeitlebens trotz Diamanten und kostbarer Kleider blieb, schuld. In zweiter Linie kam

der Umstand, daß er nie oder nur für kurze Zeit die Grenzen seiner Heimat überschritten hatte. Wäre er wie Mohammed Köprülü, der nicht wie Ali aus einer Beyfamilie, d. h. von Kleinadel war, oder wie Mehemed-Ali von Aegypten in jungen Jahren als Pascha verschiedener Provinzen verwendet worden, und hätte er einige Jahre in Konstantinopel, dem Zentrum der türkischen Politik gearbeitet, wie Mohammed Köprülü, so würde er vielleicht ein Herrscher großen Stiles geworden sein. So blieb er der reich gewordene albanische Bauer mit dem Geschmack des Emporkömmlings, seinen Manieren und Begriffen und der barbarischen Kultur eines sogenannten Hofes, wo prachtvolle Erzeugnisse Londoner und Pariser Kunstgewerbes neben den rohen und gemeinen Arbeiten seiner Bergbewohner im selben Saale friedlich nebeneinander standen, und wo in Seide und Goldtressen prunkende Pagen im Vorzimmer des erhabenen Herrn warteten, die nicht ein Hemd auf dem Leibe hatten oder doch nur ein zerfetztes und schmutziges und kaum satt zu essen bekamen.

Wie war es nur zu erklären, daß die Albanesen dieses Scheusal zwei Menschenalter ertrugen? Wir Europäer können nicht begreifen, daß ein Mann wie Ali Pascha, der ohne jede militärische Begabung war, in allen seinen militärischen Unternehmungen stets geschlagen wurde, ein so wildes, zur Anarchie neigendes Volk beherrschen konnte, ohne eine Rachekugel zu bekommen. Die Blutrache ist das Gesetz, das noch heute in fast ganz Albanien das ganze Leben regelt. Es ist

höchst auffallend, daß Ibrahim-Manzour sie gar nicht erwähnt. Ali Pascha muß sie demnach ziemlich unterdrückt haben. Nach dem Zerfall seines Reiches aber brach sie wieder in der schlimmsten Weise aus (siehe v. Hahns Schilderungen über Argyro-Castro 1853). Dazu hatte er nicht einmal besonderen persönlichen Mut wie alle blutdürstigen Tyrannen, z. B. Lopez von Paraguay, der 95% aller Männer des Landes auf die Schlachtbank führte und selbst ein Feigling ärgsten Grades war. Die Erklärung liegt nahe, wenn wir die Orientalen (und zu diesen gehören die Albanesen, ihren moralischen Begriffen nach) nicht nach unseren sittlichen Begriffen beurteilen. Der Albanese schätzt persönliche Tapferkeit sehr hoch. Aber höher als alles steht es ihm, wenn er ohne persönliche Gefahr einen Gegner unschädlich machen kann, wenn er ihn sogar durch Hinterlist, Tücke, Meuchelmord und Verrat sich ihm überlegen zeigt und ihn niederringt. Wer mit diesen Waffen zum Ziele kommt, erregt seine Bewunderung mehr als der offene gerade Gegner. Was wir als gemeine und niedrige Charakterzüge verschmähen, erscheint ihm als geistige Ueberlegenheit. Und hierin war Ali Pascha zweifellos allen seinen Landsleuten weit überlegen, das muß jeder zugeben, der sein Leben und seine Taten studiert. Er beherrschte die Albanesen letzten Endes, weil er einen lähmenden Schrecken vor seiner Tücke, seiner Unberechenbarkeit, vor seiner überlegenen Schlauheit, List und Verschlagenheit zu verbreiten wußte. Die barbarischen Grausamkeiten und die blutige Strenge seines Regiments kamen

nur als Hilfsmittel zweiten Grades hinzu. Dann aber darf man die hündische Kriecherei und Feigheit nicht vergessen, mit der seine Untertanen die Hand eines Menschen küßten, der in ihrem Blute watete, und der sich rühmte, soviel Verbrechen begangen zu haben, daß er sie gar nicht zählen könne. Mußte nicht dies blutgierige Scheusal zu dem Glauben kommen, seine Völker seien glücklich über seine Blutherrschaft, wenn ein hündischer Grieche sich in eine Straßenvertiefung legte, um sie mit seinem Körper auszufüllen? Sein erhabener Herrscher solle sanft über seinen Leib in der Karosse wegfahren, erklärte er, er sei glücklich, wenn Ali Pascha dadurch vor Rütteln im Wagen bewahrt werde. Und der freigebige Tyrann belohnte ihn gerührt dafür mit einigen Pfund Brot täglich. Andere stürzen sich von Türmen herab und weihen ihm ihr Leben, damit der Blutsauger noch recht lange glücklich leben möge. Manchmal indes scheint auch der Menschenschlächter von den Furien des Gewissens gejagt worden zu sein. Denn wir hören, daß er nach großen Blutbädern oder sonstigen unerhörten Verbrechen sich den wildesten Orgien hingab, offenbar um sein Gewissen zu betäuben. Einmal meinte er zu Pouquéville*: „Ich habe soviel Blut vergossen, daß es mir wie eine Woge folgt und ich mich nicht umzusehen getraue." Außer dem Morde an seiner Gattin Emineh lastete auf ihm ein furchtbarer Druck, dessen Ursache wir nicht genau kennen. Man behauptete, daß nicht die zahllosen Verbrechen an seinen Untertanen ihn so bedrückten, als vielmehr der

* Französischer Generalkonsul an seinem Hof.

Mord seiner Töchter. Ali habe, so behaupten seine Zeitgenossen, alle Mädchen, die ihm von seinen Frauen geboren wurden, sofort nach der Geburt im See ertränken lassen; und zwar aus einer Art Größenwahn: „sie würden doch nie Männer bekommen, die seines Glanzes und seiner Stellung würdig seien!“ Ob der Tyrann wirklich die Mädchen hat alle ertränken lassen, ist mit Gewißheit nicht festzustellen. Auffallend ist es jedenfalls und spricht für das ungeheuerliche Verbrechen, daß wir nie von einer Tochter Ali Paschas hören, daß nie von der Geburt einer Tochter überhaupt berichtet wird. — Trotz seiner Verbrechen, die in ihrer Zahl, ihrer Scheußlichkeit und ihrer Wildheit die von Ezzelino Romano, dem berüchtigten Sadisten und Kindermörder Gilles de Laval, Maréchal de Retz und Cesare Borgia übertreffen, müssen wir außer erblicher Anlage dem albanischen Ungeheuer noch andere Milderungsgründe zugestehen. Ali wuchs unter einem Volke auf, wo noch heute ein Sprichwort die Gemüts- und Sinnesart charakterisiert, das sagt: „Wer nicht imstande ist, seinem Nachbarn sein Gut zu rauben, ist nicht wert, daß er das Seine behält“, oder „wer sein Eigentum nicht zu verteidigen versteht, ist nicht wert, daß er es behält“. Alis Mutter Kamco selbst pflanzte in ihn das Verbrechen und erzog ihn zum Straßenräuber, Mörder und Banditen, der von klein auf angelernt wurde, Leben und Eigentum seiner Mitmenschen zu mißachten. Dazu kamen die trostlosen politischen Verhältnisse. Wir müssen uns Albanien im Zeitalter von Ali genau so denken wie Deutschland um 1350,

wo Raubritter und Adelsgeschlechter selbständig Kriege und Fehden untereinander oder gegen die Städte führten und wo in den Städten selbst wieder Patrizier (in Albanien die Beysfamilien) und Zünfte im Kampfe lagen; wo das Faustrecht und die Wegelagerei blühten, und das alles trotz eines Kaisers und Reiches.

Ali ist sicher ein Mensch auch von Gemüt gewesen. Das beweist seine Liebe zu der Mutter, die einzige Liebe, die auch heute noch der Albanese als die wahre und selbstlose anerkennt. Denn Liebe zur Gattin und dem Weibe in unserem hohen Sinne ist für ihn heute noch mindestens lächerlich.

Ferner muß Ali ein Mann von bezaubernder Anziehungskraft gewesen sein, wenn er wollte. Denn neben all dem Verrat, neben all den Zeichen des Hasses, die seinen Sturz begleiten, finden wir die rührende Liebe seiner letzten Favoritin Wassiliki, sehen wir fast zwei Jahre den Seïden Selim ein furchtbares Leben in einer unterirdischen Höhle führen und jeden Augenblick bereit, auf einen Wink seines Gebieters sich mit allen Schätzen in die Luft zu sprengen; wir sehen den alten Metschobono bis zum letzten Atemzuge treu neben dem Sohne seines Herren kämpfend seine Seele aushauchen. Hätte Ali nicht einen geradezu dämonischen Zauber auf viele seiner Landsleute ausgeübt, wie wäre es sonst möglich, daß er einst im Kreise seiner Pagen und Buhlknaben gelagert, sich rühmen konnte, daß „die dort", wobei er auf die Pagen wies, „ihm treu ergeben seien, daß er unter ihnen in vollster Sicherheit ruhe, trotzdem nicht ein

Einziger unter ihnen sei, dem er nicht einen nahen Verwandten, sei es den Vater, Bruder oder ein anderes Glied seiner Familie getötet habe." Dabei darf man nicht vergessen, daß die Blutrache das höchste Gesetz der Albanesen noch heute ist.

Man könnte Ali Pascha vieles verzeihen, wenn er wenigstens eine mustergültige Verwaltung eingerichtet hätte. Was er allerdings durchsetzte, war eine unbedingte öffentliche Sicherheit. Das berüchtigte Kleftenwesen (Briganten), in dem er selbst seine Laufbahn begonnen hatte, rottete er gründlich aus. Aber sonst tat er nichts für anständige Straßen, Brücken und öffentliche Bauten. Hier herrschte dieselbe Lotterwirtschaft wie in der übrigen Türkei. Sein Staat war weiter nichts als ein großes Zuchthaus, wo alle Untertanen mehr oder weniger zur persönlichen und ausschließlichen Bereicherung des Tyrannen und seiner Familie frohnden mußten; die Bauern als ausgesprochene Sklaven, die Städter mit etwas mehr Schein von Freiheit. Ich kann mich dem Urteil einiger wohlwollender Historiker, die so etwas wie von einem Staatsmann in Ali Pascha sehen wollen, nicht anschließen. Es gab und gibt Historiker, die in Ali Pascha einen Mann sehen, der einen albanischen Nationalstaat gründen wollte und Albanien habe unabhängig machen wollen. Daß Ali Pascha seit Jahren daran dachte, sich von der Pforte unabhängig zu machen, daran ist kein Zweifel möglich. Etwas ganz anderes aber ist die Frage, ob er einen albanischen Nationalstaat habe gründen wollen. Wer aufmerksam

Ibrahim-Manzours Memoiren lieſt, wird zu dem Ergebnis kommen müſſen, daß er an einen nationalen albaniſchen Staat gar nicht dabei gedacht haben kann. Ich will nicht einmal das Gewicht auf den Umſtand legen, daß Ali Paſcha ſogar leugnete, Albaneſe zu ſein, und den Glauben erwecken wollte, er ſtamme von einer Familie türkiſcher Raſſe ab, die von Kleinaſien mit den Osmanen nach Albanien eingewandert ſei. Ali fühlte ſich wohl als Albaneſe, aber mehr noch als Angehöriger des mohammedaniſchen, herrſchenden Volksteiles. Was ihm vorſchwebte, war ein Abklatſch des türkiſchen Reiches, wo ebenfalls eine mohammedaniſche Minderheit als Krieger- und Verwaltungskaſte (wenigſtens für Europa) über die chriſtlichen Rajas herrſchte, ſie für ſich frohnden ließ und ſie als bequeme Ausbeutungsobjekte betrachtete, die als eigentliche Träger der Kultur der Bildung und des Fortſchrittes doch vollſtändig rechtlos blieben. Schon allein die Tatſache, daß Ali Paſcha den ganzen Verwaltungsdienſt ſeines Reiches, jedes Schriftſtück uſw. in griechiſcher Sprache erledigen ließ, beweiſt, daß ihm die Begriffe von den Grundlagen eines nationalen Staates fehlten. Sein ſogenannter albaniſcher Staat wäre ſchließlich auch an der Miſere zugrunde gegangen, der die Türkei in unſern Tagen erlag. Aus den beherrſchten Griechen, reſp. gräziſierten Albaneſenmaſſen ſeines Staates mußten mit der Zeit die Herrſcher werden nach den ſtets beobachteten Geſetzen bei allen Staatenbildungen, daß die Träger von Bildung und Fortſchritt ſchließlich immer das Heft in die Hände bekommen und

nur die Zeiträume zu diesem Prozesse länger oder kürzer sind. Wenn Ali eine Unabhängigkeit anstrebte, so geschah es aus rein materiellen Gründen in erster Linie, in zweiter aus Familienrücksichten. Ali als Personifizierung der Goldgier und Habsucht wußte, daß er um seine Schätze so lange zu zittern hatte als er lebte. Er kannte ferner das Adet (Gewohnheitsrecht) in der Türkei, nach welchem der Sultan das Recht hat, jeden ungewöhnlich reichen Großen seines Reiches mit oder ohne Zwang zu beerben. Machte er sich unabhängig, so hatte er die Aussicht, daß seine zusammengeraubten Schätze seinen Söhnen erhalten blieben, was beim Ableben als einfacher Pascha so gut wie ausgeschlossen war. Sein ausgeprägter Familiensinn, den er, wie alle Albanesen, sehr stark hatte, kam hinzu, um seinen Söhnen eine Herrschaft zu sichern, die seinen und seiner Familie Namen der Nachwelt als Dynastie erhielt. Aber es ging ihm und geht ihm heute wie so vielen Massenmördern ihrer Völker. Jetzt verehren ihn die Albanesen als Nationalhelden, der als letzter großer Albanese einen Nationalstaat habe gründen wollen. Schon am Tage nach seinem Tode setzte diese sachlich durch nichts gerechtfertigte Heldenverehrung ein, indem die Tosken begannen, Helden- und Trauergesänge zu Ehren eines Mannes anzustimmen, der nur in ihrem Blute gewatet hatte und dem das Leben eines Albanesen weniger galt als das eines Schafes. Denn letzteres konnte er auf Heller und Pfennig berechnen, Menschenleben aber nicht. Selbst sein Untergang ist nicht einmal der eines

Helden und wirklich tragisch. Seine ganze Verteiteidigung ermangelt jeglicher Größe und jeden heroischen Zuges. Man wird einwenden, daß sein letzter Entschluß, sich, seine Schätze und seine Favoritin in die Luft zu sprengen, von Tapferkeit zeuge. Für mich ist die Tapferkeit und Entschlossenheit, die er am Ende bewies, die Tapferkeit der Katze. Sie ergreift feige die Flucht und sucht sich stets vor dem Hunde zu retten. Wird sie aber in einen Winkel getrieben und gestellt, so setzt sich auch sie wie viele andere Tiere zur Wehr, um ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Genau so ist es mit Ali Paschas Heldenmut. Er zog schließlich einen schnellen Tod dem langsamen des Henkers vor, als er sah, daß trotz aller Winselei um sein Leben sein Lebensfaden abgeschnitten werden sollte. Und doch ist Ali Pascha als historische Figur durchaus des Studiums wert. Er war eine höchst interessante Persönlichkeit, das läßt sich nicht leugnen, die über große natürliche Anlage verfügte. Er ist eine gemeine Verbrechernatur großen Stiles, die durch politische Zeitläufe begünstigt wurde, seine Rolle als Tyrann des Epirus zu spielen, dank einer ungewöhnlichen Menschenklugheit und seiner Bauernschlauheit. Man könnte glauben, Ibrahim-Manzour übertriebe in seinem Hasse gegen den Mann, der ihn betrog, ihn festhielt und ihm schließlich nach dem Leben trachtete, wie er annimmt. Es liegen indes Berichte anderer Zeitgenossen vor, die genau so schlimme Dinge von Ali Pascha berichten, so daß wir Ibrahim-Manzour Glauben schenken müssen. Ja wir

haben nichts, was den Memoiren Ibrahims zur Beurteilung des wahren Charakters Ali Paschas gleichzusetzen wäre. Den Europäern gegenüber legte er sorgfältig sein geistiges Sonntagsgewand an. Vor Ibrahim indes, in dem er den Mohammedaner sieht, geniert er sich nicht im mindesten. Daher habe ich geglaubt, die Sprache der Memoiren nicht mildern zu dürfen. Ibrahim-Manzour schildert mit den scharfen Augen des überlegen und nüchtern blickenden Abenteurers und der Derbheit des Soldaten. Schon die Erzählung über seine Irrfahrten liest sich wie ein spannender Roman. Seine Sprache ist einfach, oft von einer beißenden Satyre; hin und wieder bricht ein französisches Pathos durch, das falsch und hohl klingt und zu dem nüchternen, deutschen Charakter des Elsässers nicht paßt. Ibrahim selbst ist die typische Abenteurernatur. Wir dürfen ihm nicht alles aufs Wort glauben, was er über die Motive seiner Flucht vor Napoleon, seiner Desertion aus türkischen und später der aus Suleiman Paschas Diensten sagt; ebenso muß man fragen, wovon er denn fünf Jahre, von 1813—1819, luxuriös gereist und gelebt hat, wenn Ali Pascha ihm nur kurze Zeit (1816—1817) sein Gehalt ausgezahlt haben soll. Trotzdem sind seine Memoiren, was Schilderung von Zuständen, Personen und geschichtlichen Tatsachen des Balkan und der Mittelmeerländer anbetrifft, als zuverlässig anzusehen. Denn als er sein Buch mit den vollen Namen von Leuten darin veröffentlichte, die eine Rolle in seinem Leben spielten, hätte er sich der Gefahr ausgesetzt,

öffentlich als Lügner gebrandmarkt zu werden, wenn er nicht bei der Wahrheit geblieben wäre. So stehe ich nicht an, die ungemein interessanten Memoiren mit unter die fesselndsten und wahrhaftigsten zu zählen, die je erschienen sind.

Dr. E. Schulz
Stabsarzt a. D.

Ali Pascha,
Tyrann von Albanien

Erstes Kapitel.

Eine Odyssee.

Als Kurier nach Aegypten. — Verraten und gefangen. — Freigelassen. — Brief an Bonaparte. — Staatsgefangener. — In türkischen Diensten. — Desertion. — Rückkehr nach Frankreich. — Neue Schikanen. — Wieder im Ausland. — Bei „König Lustig". — Sturz Jeromes. — Reise Ibrahims nach Bosnien. — Suleiman Pascha. — Serbischer Feldzug. — Beuteverteilung. — Serbiens Viehreichtum. — Graf Taxis in Belgrad. — Mordanfall. — Pfählungen. — Rückkehr über Konstantinopel. — Der Urias-Brief. — In Odessa. — Staatsgefangen. — Auf dem Pruth. — Reise durch Galizien nach Wien. — Abgeschoben nach Triest. — Ein zweiter Urias-Brief. — Als Agent Napoleons in Messina verhaftet. — Der Auftritt im Königsschloß. — Ibrahims Flucht nach Griechenland. — In Napoli di Romania festgehalten. — Flucht nach Lepanto. — Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim.

Ich stand während des Winters 1798—99 bei dem zweiten Husarenregiment in Paris, wo ich diente.

Ich erfuhr, daß Fürst Talleyrand-Perigord, damals Minister des Aeußern, einen zuverlässigen Mann suchte, um ihm wichtige Depeschen an den Oberbefehlshaber der französischen Armee in Aegypten anzuvertrauen. Diese Aufgabe war ungemein schwer, da Frankreich zu dieser Zeit fast mit allen Mächten im Kriege lag. Ich bot dem Minister meine Dienste an,

die dieser um so eher annahm, als ich keine Belohnung für das gefährliche Unternehmen verlangte. Ich sollte dafür Hauptmann werden, mit dem Patent von dem Tage meiner Einschiffung an. Ich bekam also einen Brief an Napoleon mit, der ihm befahl, in diesem Dienstgrade mich zu verwenden. Ebenso gab man mir einen Brief an M. Belleville, Generalkonsul in Genua mit, wo die »Isis«, ein Aviso des Staates, mich an Bord nehmen sollte. Ich hatte um die Erlaubnis gebeten, mich von meinem Bruder begleiten lassen zu dürfen, damit die Depeschen im Falle meines Todes nicht in fremde Hände gerieten. Mein Befehl lautete dahin, sie ins Meer zu werfen für den Fall, daß sie in Gefahr gerieten, in die Hände einer fremden Macht zu gelangen. Anfangs März 1799 reiste ich mit dem festen Entschluß ab, zu sterben oder meinen Plan durchzusetzen. Ich kam glücklich am Ostersonnabend in Genua an und traf dort meinen Aviso, eine Pinke (Lastschiff mit sogenannten lateinischen Segeln), deren Bewaffnung in zwei Kanonen, zwölf Säbeln, zwölf Gewehren, sechs kleinen Pistolen und zwölf Aexten bestand. Zwei Offiziere und zwölf Mann bildeten die Besatzung.

Wir gingen von Genua in See. Der Kapitän, Joseph Paul Espanet, der unseren Aviso befehligte, zeigte unglaubliche Angst vor dem Feinde und segelte nur immer die Küste entlang. Ich hatte einen sehr heftigen Auftritt mit ihm und drohte mit der Pistole in der Hand, ihm das Hirn zu zerschmettern, wenn er jetzt nicht Order gäbe, wirklich in See zu gehen.

Seine Feigheit war so groß, daß er sich Befehle geben ließ von jemandem, der nicht mal Seemann war. Genug, wir gingen endlich in See. Wir waren schon bei der Insel Galita, die an der Küste von Algier liegt, als wir gegen morgens sieben Uhr vier große Linienschiffe bemerkten, die von Westen her mit vollen Segeln auf uns zuhielten. Unser Aviso war ein ausgezeichneter Segler, und wir konnten hoffen, zu entkommen. Aber der Kapitän, der schon bei den Engländern auf einem Kutter »Fox« als Pilot gedient hatte, nachdem sie aus Toulon verjagt waren, war entschlossen, uns seinen alten Herren auszuliefern. Zu diesem Zwecke behauptete er fest, daß die Schiffe eine französische Flottendivision von Brest seien und er Befehl habe, sich unter den Schutz dieser Division zu stellen. Das schien mir unmöglich, und ich verlangte den Befehl zu sehen. Er beschwor bei seinem Ehrenwort, daß er den Befehl wirklich in Nizza erhalten habe. Ich gab meinem Bruder Anweisung, eine doppelläufige Pistole auf die Brust des Kapitäns zu richten und ihn in Schach zu halten. Dann versammelte ich die Mannschaft und erklärte ihr den Verrat des Kapitäns. Ich schlug vor, ihn in Eisen zu legen und den Befehl dem tapfern Leutnant Barthélemi zu übertragen. Ein Teil der Besatzung war damit einverstanden, ein anderer war vom Kapitän schon von langer Hand gewonnen. Leutnant Barthélemi schlichtete den drohenden Kampf unter der Mannschaft dadurch, daß er die Führerschaft ablehnte, aber alle Segel zu setzen befahl. Die Mannschaft gehorchte.

Es war zu spät. Wir flüchteten vor den vier Schiffen. Aber eins der Kriegsschiffe trennte sich. Es hatte alle Segel gesetzt und schickte uns eine Kanonenkugel zu, wobei es die französische Flagge hißte. Unser Kapitän, den mein Bruder wieder freigelassen hatte, drohte, mich für meine Meuterei erschießen zu lassen und dem Kommandanten der Division alles zu erzählen. Barthélemi aber behauptete, daß die Schiffe englische seien. Das Kriegsschiff feuerte unterdes einen Schuß nach dem anderen nach uns, bis wir schließlich die Flagge zeigten. Darauf zog es sofort die französische Flagge ein und hißte die englische. Dabei sandte es uns eine Kanonenkugel, die durch unsere Takelage fuhr. Die Aufforderung der Engländer, uns zu ergeben, beantworteten wir dem Zeitbrauche entsprechend:

„Es lebe die Republik!"

Mein Bruder, 18 Jahre alt und ein wütender Engländerhasser gab Feuer aus unserer Kanone. Die Engländer dankten uns mit einem wohlgezielten Gewehrfeuer. Der Kapitän bekam solche Angst, daß er sich zu Boden warf und mit seinem Taschentuch den Engländern winkte, die das Feuer sofort einstellten. Der Verräter rief dann auf Englisch hinüber, daß er seine britannische Majestät zum Souverän habe, alle anderen an Bord seien Franzosen und widersetzten sich seiner Ergebung derartig, daß er in Lebensgefahr schwebe; auch benachrichtigte er den englischen Kapitän, daß er wichtige Depeschen an Bord habe. Ich verstehe Englisch, was der Verräter aber nicht wußte. Ich schwieg aber, um zu sehen, was er

gegen uns im Schilde führte. Die Entrüstung packte mich: einen Schuß gegen den Verräter abfeuern, der ihn in der Wut verfehlte, die Mannschaft über seinen Verrat aufklären, sie fortreißen und den Kapitän ins Meer werfen lassen, war alles das Werk eines Augenblicks. Die Schaluppen der Engländer waren schon auf dem Wasser, er schwamm auf sie zu, sie zogen ihn heraus, während man uns stark mit Gewehrfeuer überschüttete. Ich warf meine Depeschen ins Meer und ließ die Flagge herunterholen.

Wir ergaben uns der »Northumberland«, einem Schiff von 60 Kanonen. Es ist dasselbe Schiff, das später Napoleon nach St. Helena überführt hat. Das Geschwader brachte uns nach Palermo. Dort wurden wir auf einem Kauffahrteischiff festgesetzt und hatten viel unter der harten Behandlung und dem Haß Nelsons, den er gegen alle Franzosen hegte, zu leiden. Aber dafür erfuhren wir auch viel Trost von der französischen Emigrantenkolonie, die bei Palermo in einem kleinen Orte Mont-Reale lebt. Die hochselige Königin von Neapel und Mutter ihrer Königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans, hatte die Gnade, sich sehr für mich und meinen Bruder zu interessieren. Wir erlangten ihre Fürsprache durch einen Kapuzinerpater, Diu, einen geborenen Deutschen. Er war vor der Revolution mehrere Jahre in Straßburg gewesen, später als Militärgeistlicher eines Schweizer Regiments nach Neapel gekommen und schließlich Beichtvater der Königin geworden. Er schickte uns einen Augustinerpater aus Bayern, als er hörte, daß zwei Straßburger

unter den Gefangenen seien. Endlich wurden wir nach viermonatiger Gefangenschaft auf einer englischen Brigg eingeschifft, die uns nach Toulon brachte. Dort mußten wir uns einer strengen Quarantäne unterwerfen. Während der ersten Tage dieser Art von Gefangenschaft landete Bonaparte, von Aegypten kommend, in Frejus, und reiste sofort nach Paris weiter.

Ich kam am 18. Brumaire nach Paris zurück und fand damals Bonaparte an der Spitze der Regierung. Ich wurde gerade 22 Jahre alt und hing mit allen Fasern an der Königlichen Familie und empfand den tiefsten Kummer darüber, daß ein anderer ihren Platz einnehmen wollte. Meine inneren Qualen stiegen, als ich sah, daß Bonaparte vom Palais Luxembourg nach den Tuilerien übersiedelte. Ich wurde darüber derartig erregt, daß ich in den ersten Tagen des September 1800 an ihn einen langen Brief schrieb, in dem ich ihm seine Usurpation vorwarf und ihm mitteilte, daß ich nie eine andere Regierung als die der Bourbonen anerkennen würde. Ich kündigte ihm unter anderem an, daß ich mich nie seiner Autorität unterwerfen und mich jedem mit der Waffe in der Hand anschließen würde, der sich gegen ihn erhöbe. Den Brief schickte ich gegen Mittag in die Tuilerien.

Am anderen Morgen wurde ich um sechs Uhr im Bette verhaftet und vor den Minister Fouché geführt. Dann wurde ich wieder in meine Wohnung gebracht. In meiner Gegenwart wurden alle meine Papiere beschlagnahmt. Später wurde ich vor den Friedensrichter von la Halle aux Blés geschleppt. Er

zeigte mir meinen Brief an Napoleon und fragte mich, ob ich den geschrieben hätte. Ich bestätigte es. Nun bestand er hartnäckig darauf, meine Mitverschworenen zu wissen. Da ich keine hatte, machte ich mir das boshafte Vergnügen, durchblicken zu lassen, daß deren sehr viele wären, daß ich sie aber nicht angeben wolle. Fouché, vor dem ich wieder erscheinen mußte, und vor dem Frankreich zitterte, behandelte mich mit solcher Artigkeit, daß ich ihm die Wahrheit gestand, keine zu haben. Am Abend brachte man mich in das Staatsgefängnis des »Temple«. Sechs Wochen verblieb ich dort. Man versuchte vergeblich, mich zu einem Unterwerfungsschreiben an Bonaparte zu bewegen. Aber ich gab nicht nach. Nach dem Attentat mit der Höllenmaschine wurden zahlreiche Personen verhaftet. Man mußte Platz im »Temple« schaffen. So wurde ich frei, erhielt aber den Befehl, mich unverzüglich nach Saint-Maur-lès-Fossés bei Vincennes zu begeben. Daselbst besaß mein Vater ein Landhaus. Jeden Abend mußte ich mich dort bei dem Ortsvorsteher melden. 1801 durfte ich mich nach Straßburg zu meiner Mutter begeben. Auch hier wurde ich beständig überwacht. Um aus dieser unangenehmen Lage zu kommen, reiste ich nach Konstantinopel, wo ich am 1. Januar 1803 ankam. Ich nahm Dienst als Bim-Baschi (Oberst) und wurde dem Generalstab der regulären Truppen überwiesen, die Nisami-Dscheddid genannt und damals auf Befehl des Sultans aufgestellt wurden. Aber bei den ersten Unruhen, die zwischen den Nisami und den Janitscharen ausbrachen,

hatte ich genug von den türkischen Diensten, wo ich tausend Widerwärtigkeiten durchmachen wußte. Ich war beim Eintritt in das Heer Mohammedaner geworden, bekleidete eine höhere Stellung und hatte mich mit einer Türkin aus vornehmer Familie verheiratet, deren Vater Gesandter in Wien gewesen war. Ihr erster Gatte war Tschorbatschi (Oberst) bei den Janitscharen. So stellten sich meiner Rückkehr nach Europa viele Hindernisse in den Weg. Aber ich entschloß mich hartnäckig, mein Ziel zu verfolgen und überwand einen Berg von Schwierigkeiten, die mir Türken, Griechen und auch Engländer bereitet hatten und entkam glücklich nach Triest. Ich fühlte Bonapartes wegen einen heftigen Widerwillen, nach Frankreich zurückzukehren und sah Straßburg erst im März 1809 wieder. Trotzdem ich mich ruhig verhielt, verfolgte mich die Polizei wieder. Deshalb beschloß ich, von neuem meine Heimat zu verlassen, fest entschlossen, nie zurückzukehren, so lange sie unter dem Joch des Usurpators seufzte. Deshalb ging ich September 1810 nach St. Petersburg. Ich hatte begründete Hoffnung, in der russischen Armee eine hervorragende Stellung zu erhalten. Als ich aber hörte, daß ich hierzu meine Nationalität aufgeben müßte, schwankte ich keinen Augenblick und reiste nach Schweden. In Stockholm hatte ich eine Audienz bei dem jetzigen König von Schweden. Trotzdem er selbst Franzose war (Bernadotte. D. H.), erklärte er, mit Rücksicht auf die Schweden mir keine Stellung geben zu können. Auch in Kopenhagen, wo mir eine dreiviertelstündige Unterredung mit dem

jetzigen Könige gewährt wurde, konnte ich nicht ankommen. Endlich traf ich 1811 in Kassel, damals Hauptstadt des Ex-Königreiches Westfalen, Verwandte, die mit den Franzosen ins Land gekommen waren. Diese Verwandten von Rang und großem Einfluß verschafften mir eine Stellung im Ministerium des Aeußeren vom Königreich Westfalen. Ich blieb in Kassel bis 1813. Um ruhig leben zu können, war ich gezwungen, meinen Namen zu ändern und nannte mich Medelsheim, nach einer Besitzung meines Vaters. Denn ich fürchtete noch immer Napoleons Polizei. Als die Russen und Preußen das Königreich Westfalen zu bedrohen anfingen, erzählte ich eines Tages Herrn Duviquet, bei dem ich speiste, daß man die Archive des Auswärtigen Amtes einzupacken beginne. Die Packerei geschah nicht heimlich, deshalb glaubte ich ruhig davon sprechen zu können und keine Indiskretion zu begehen. Unter den Tischgenossen befand sich der General Alix, der die westfälische Artillerie unter sich hatte. Er sprach offen mit Jérome Bonaparte davon, damals noch König von Westfalen. Dieser tadelte den Minister, und der wieder entlud seinen Zorn auf mich und ließ mir mitteilen, daß ich vom heutigen Tage an entlassen sei. Ein Jahr früher hätte mich dieses Mißgeschick tief betrübt. Aber jedermann, der nicht gerade mit Prophetengabe ausgestattet zu sein brauchte, konnte voraussagen, daß die Tage des Königreichs Westfalen gezählt seien. Ich wurde im Mai 1813 entlassen. Ich ging nach Frankfurt. Nach Frankreich konnte ich nicht zurück. Ich wußte nicht wohin, und

reiste auf gut Glück nach Wien und zwar teils zu Lande und teils auf der Donau. Dort kam ich am 1. Juni 1813 an. Ich bemerkte nun, daß General Narbonne alle Anstalten zu seiner Abreise traf. Deshalb erschien es mir ebenfalls geraten, Oesterreich zu verlassen, wo mir die Eigenschaft als Franzose die größten Unannehmlichkeiten zuziehen mußte. Ich schiffte mich also in Wien in einem kleinen Boote ein und fuhr die Donau nach Preßburg hinunter und von dort nach Pest. Mit der Post durchquerte ich eilig ganz Ungarn und Slavonien und kam nach Brod an der Sawe, ehe der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach. Am Tage nach meiner Ankunft in Brod ließ ich meinen Paß beim österreichischen Konsul visieren und fuhr noch am selben Abend über die Sawe nach türkisch Brod, um auf ottomanischem Boden zu schlafen. Es beunruhigte mich doch etwas, daß ich Muselmann gewesen war und jetzt unter den Fanatikern — ein unverzeihliches Verbrechen — in europäischer Tracht erschien. Auch mußte ich befürchten, daß man mich von Konstantinopel her oder in der Armee, die gegen die Rebellen kämpfte, wiedererkennen könnte. Trotzdem vertraute ich mich blindlings der göttlichen Vorsehung an. Ich konnte türkisch lesen, schreiben und sprechen, weil ich es in meiner Jugend in Paris gelernt und mich während meines Aufenthaltes in der Türkei sehr darin vervollkommnet hatte. Aber ich wollte auch nicht zu gut unterrichtet erscheinen, um keinen Verdacht zu erregen. Kurz nach mir traf der Kadi dieses Distriktes, der

eine Rundreise machte, in meiner Herberge ebenfalls ein. Ich suchte ihn auf und erklärte ihm, daß ich Muselmann werden wollte. Er pries Gott, warf meinen Hut gleich zum Fenster hinaus, löste seinen Shal, der ihm als Gürtel diente und band ihn mir als Turban um den Kopf. Dann gab er mir einen Brief an den Kaimakan (Regierungspräsidenten) von Travnik in Bosnien mit. Der Pascha selbst befand sich in Serbien, wo er die Armee gegen die Rebellen befehligte. Am folgenden Morgen mietete ich ein Pferd und ritt nach Travnik, der Hauptstadt von Bosnien. Ich trug europäische Tracht mit dem Turban des Kadi auf dem Kopfe. Der Kaimakan empfing mich sehr liebenswürdig und machte mich mit den ersten Bewohnern der Stadt bekannt. In Travnik wohnten zwei Konsuln, darunter der französische, Herr Pierre David, der eine große Rolle dort spielte. Ich besuchte aus Vorsicht keinen von beiden. Als David hörte, daß ein Franzose angekommen sei, der den Islam angenommen habe, wollte er natürlich wissen, wer das sei und welcher Grund ihn zu diesem Schritt bewogen habe. Er gewann den Kadi von Travnik, den ich unvorsichtigerweise nicht besucht hatte, für seine Interessen. Der lud mich zu sich ein, empfing mich höflich aber kalt und fragte mich nach meinem Namen und meinem Vaterlande. Ich sagte ihm, daß ich Ismael hieße und in Frankreich geboren sei. Er meinte, ich hätte vor meinem Uebertritt doch anders geheißen und Frankreich habe viele Städte und Dörfer. Ich antwortete, daß ich sehr überrascht sei, daß eine Stütze

des Islam mir Dinge ins Gedächtnis rufen wollte, die meinen Glauben ins Wanken bringen könnten. Außerdem habe niemand das Recht, mich zu belästigen, da ich unter dem Schutze des Kaimakans stehe, der in Abwesenheit des Paschas Stellvertreter des Sultans sei. Ich sei entschlossen, über die beiden von ihm erwähnten Punkte zu schweigen. Ich wollte nicht, daß meine Mutter durch den Konsul von meinem Uebertritt erfahre und sich deswegen gräme. Die Unterredung schloß damit, daß er mein Freund wurde und blieb. Weil ich aber die große Macht des französischen Konsuls fürchtete, ging ich nach Skopia, acht Meilen von Travnik und bat um ein Asyl in der Familie von Suleiman Pascha. Dieser Grandseigneur stand bei meiner Ankunft an der Spitze eines Heeres gegen die aufständischen Serben. Sein ältester Sohn, Mustafa Bey vertrat ihn als Hausherr und beschwor mich, bei ihm zu bleiben. Ich blieb den Winter über dort. Die beiden anderen Brüder, Ibrahim Bey, Kommandant von Klevno, und Mohammed Bey, trafen ebenfalls dort ein. Mustafa Bey gab mir als Wohnung die Zimmer seines Bruders Mohammed. Dieser wollte durchaus nicht, daß ich seine Zimmer räumte und wartete, bis für ihn im Palast andere eingerichtet waren. Ich liebte besonders den zweiten, Ibrahim, wegen seiner Gradheit und Tapferkeit, seines Feingefühls mir gegenüber, wegen seiner tiefen Frömmigkeit und wegen seines duldsamen Charakters auch Nichtmohammedanern gegenüber. Er bat mich, meinen Namen Ismael in Ibrahim zu ändern, weil er auch so hieße und nannte

dafür seinen dreijährigen Sohn, Ali, Ismael nach mir. Die Brüder schrieben so günstig über mich an ihren Vater, daß dieser mich einlud, zum Heer zu kommen. Der Vater und die Brüder beschenkten mich mit einem herrlichen Pferde und prachtvollen Waffen. Auch die Mutter und die Gattinnen meiner drei Brüder, so nannten wir uns jetzt, hatten mir eine große Anzahl Taschentücher und andere goldgestickte Tücher gesandt, dazu Zuckerwerk und eingemachte Früchte. Als ich abreisen wollte, schenkte mir mein Bruder Ibrahim sein Schlachtschwert und wollte es durchaus gegen das meinige eintauschen, weil sein Schwert, wie er sagte, mir Glück bringen würde. Ich mußte eine Verstärkungstruppe von 468 Mann seinem Vater zuführen. Neunzig christliche Bauern, mit Schaufeln und Hacken versehen, gingen als Pioniere mit, um die Lücken derer auszufüllen, die die Kugeln der Feinde außer Gefecht gesetzt hatten. Ich kam endlich bei der Armee an, die dabei war, Boschnitza zu belagern. Suleiman Pascha empfing mich in der herzlichsten Weise und sagte mir, daß er sich glücklich schätze, einen Sohn mehr zu haben.

Ich schloß mich um so leichter an den guten Pascha an, als ich nur das Beste von ihm gehört und erfahren hatte, noch ehe er mich kannte. Sein Kia-Kia, Imschir Pascha, der zugleich sein Schwager war, erschien mir als der beste Mensch von der Welt, besser noch als Suleiman Pascha; und das will 'was heißen. Der ehrenwerte Kia-Kia war ein schöner Greis, groß, gut gewachsen, mit weißem Barte und von ehrwürdigem Aussehen. Er war aus der Herzegowina. Suleiman

Pascha hatte die Schwester des tapferen Kriegers geheiratet und nie eine andere Gattin oder eine Konkubine neben ihr gehabt, dem sonstigen Brauch reicher Türken entgegen. Der arme Imschir Pascha wurde einige Monate nach der Einnahme Belgrads von den Serben getötet. Ich war glücklich, Suleiman Pascha und seinem Kia-Kia manchen guten Rat geben zu können und trug damit zur Einnahme von Boschnitza, Schabitza und Belgrad bei. Wir machten einen Winterfeldzug durch, wobei ich sehr unter der Kälte litt. Als wir Belgrad eingenommen hatten, wollte Suleiman Pascha meine Dienste belohnen und schenkte mir ein sehr schönes Haus, das vorher dem Bruder von Czerna-Georg (dem schwarzen Georg und Gründer des jetzt in Serbien herrschenden Königshauses Karageorgewitsch. D. H.) gehört hatte, der damals Anführer der Rebellen war. Dazu gab er mir ein Landgut, das ihm auch gehört hatte, 20 Kilometer von Belgrad lag und gegen 10 000 Franken einbrachte, wie man mir versicherte. Ferner erhielt ich zwei schöne serbische Sklavinnen und sechs Sklaven, eine Herde von 60 Kühen und Stieren, 12 Büffel und 120 Schafe. Es ist wahr, daß das alles ihn nichts kostete, denn selbst die gemeinen Soldaten schickten Dutzende von Büffeln nach Hause. Es ist in der Tat unglaublich, was für Massen von Hornvieh, Schafen und Ziegen Serbien beherbergte, und die wir daraus raubten. Alle Straßen nach Bosnien waren vollgepfropft von Viehherden und Sklaven, die man nach Bosnien führte.

Während ich nun friedlich in Belgrad bei meinem

Adoptivvater lebte, der zugleich Pascha von Belgrad war, kam von Ungarn her ein junger, preußischer Kavallerieoffizier, ein Graf Taxis. Er war mit dem militärischen „Pour le Mérite"-Orden ausgezeichnet. Auch er trat zum Islam über und nahm den Namen Suleiman Bey an, weil sein Beschützer, der Pascha, ihn trug. Der österreichische Kommandant von Semlin, das Belgrad gegenüber in Ungarn liegt, verlangte energisch die Auslieferung des jungen Mannes. Die wiederholten Schritte des Kommandanten endigten damit, daß Suleiman dem österreichischen Kommandanten sagen ließ, wenn er nicht zufrieden sei, so solle er mit Kanonen von Semlin herüberschießen, er würde von Belgrad antworten. Der Graf Taxis war ein junger Mann von 28 Jahren, sehr gebildet, von vortrefflichem Charakter und hatte Umgangsformen, die eine vornehme Erziehung verrieten. Er vertraute mir an, daß der preußische Minister Stein aus politischen Gründen einen starken Haß gegen ihn habe. Da er Gefahren und Verfolgungen von seiner Seite ausgesetzt sei, so habe er beschlossen, zu den Türken zu fliehen und Mohammedaner zu werden, um in das Heer einzutreten. Die Aehnlichkeit unserer Schicksale und unserer Neigungen, Charakteranlagen, machte uns bald zu intimen Freunden.

Eines Abends kehrten wir, der Graf Taxis und ich, nach der Stadt vom Spazierritt heim, den wir außerhalb des sog. Tores von Konstantinopel unternommen hatten. Jeder von uns hatte hinter sich einen serbischen Sklaven zur Begleitung. Es war das sehr

unvorsichtig von uns, wenn man den grausamen und falschen Charakter dieser Leute bedenkt, die einen tiefen Haß gegen die Türken hegten, erst recht, wo sie soeben ihr Land verwüstet und eine große Zahl von ihnen niedergemetzelt hatten, um sie für ihre dreizehn Jahre dauernde Rebellion zu züchtigen. Wir waren gewohnt, auf dieser Seite der Stadt die große Straße zu vermeiden; denn wir wollten den Anblick von Hunderten gepfählter, gehenkter, in Stücke gehauener Leichen, an denen die Hunde fraßen, nicht genießen. Darum machten wir immer einen Umweg von einer Viertelstunde, schon um dem pestilenzartigen Geruch zu entgehen, den die Leichen ausströmten. Unsere Bedienten hatten das seit einiger Zeit beobachtet. An dem Tage, von dem ich spreche, befanden wir uns an einer einsamen Stelle. Plötzlich begrüßten uns einige Schüsse, die aus einem Buschwerk zu unserer Rechten kamen. Gleichzeitig erschienen dort fünf Männer, mit Karabinern und Yatagans bewaffnet, die uns angriffen. Wir waren glücklicherweise nicht verwundet und nahmen sie sofort wütend an, damit sie nicht Zeit hatten, wieder zu laden. Der Graf Taxis schlug einen mit dem Säbel nieder. Ich warf mich auf einen, der gerade auf mich anlegte und verwundete ihn an der Schulter durch einen Pistolenschuß. Aber während wir damit beschäftigt waren, die Angreifer auseinanderzujagen, feuerten unsere Bedienten, die sich heimlich mit Pistolen versehen hatten, auf uns. Der Graf wurde an der linken Hüfte verwundet, ich dagegen erhielt nur ein Loch in den Bausch meines Sattels.

Weil er sehr hoch, nach Art der Mameluckensättel war, bewahrte er mich davor, die Kugel in die Nieren zu bekommen. Ich verfolgte meinen Bedienten, der mit verhängten Zügeln vor mir flüchtete. Auch die Angreifer zerstreuten sich, indem sie mit unseren Bedienten auf Serbisch, das ich nicht verstand, sich laut etwas zuriefen. Plötzlich hörte ich den Grafen, der ziemlich weit von mir war, schreien, daß er verwundet sei. Unsere vier Angreifer — einen hatte der Graf getötet — warfen sich in die Büsche und feuerten von neuem auf uns, ebenso unsere Bedienten, die sich nach rückwärts dabei umsahen. Ich stand neben dem Grafen, um nach seiner Wunde zu sehen, als bei einer neuen Salve der kleine Finger der linken Hand des Grafen zerschmettert wurde. Was sollten wir tun? Ich fragte den Grafen, ob er imstande sei, sich einige Zeit auf dem Pferde zu halten. Er glaubte es.

„Fliehen wir!“ sagte ich ihm.

Unsere Bedienten hatten unterdessen von neuem ihre Pistolen geladen und schossen auf uns, trafen uns aber nicht, weil die Entfernung zu groß war. Sie verfolgten uns jetzt. Aber unsere Pferde waren besser, und so konnten sie nicht an uns heran. Ich weiß nicht, wie das Schauspiel geendet hätte, wenn der Zufall nicht einen unserer Freunde, Bekir Aga, an den Schreckensplatz geführt hätte. Bekir Aga ritt ebenfalls, in Begleitung von ungefähr dreißig Leuten, spazieren. Er hörte die ersten Schüsse und schickte einen Bedienten, um zu sehen, was los war.

Aber die jetzt folgenden Schüsse veranlaßten den tapferen Bekir Aga, mit verhängten Zügeln nach dem Ort zu jagen, woher die Schüsse fielen, ohne die Rückkehr des Bedienten abzuwarten. Sobald unsere Bedienten ihn bemerkten, wandten sie sich zur Flucht. Aber Bekir Aga ließ ihnen den Weg abschneiden. Seine Leute nahmen sie fest, nachdem sie den einen Diener durch einen Schuß in den Rücken verwundet hatten. Die Gebüsche wurden darauf so gut abgesucht, daß auch die übrigen vier Meuchelmörder erwischt werden konnten. Wir kehrten mit unseren Gefangenen zurück, die sofort auf die Folter gespannt wurden, um ein Geständnis über den Grund ihres Verbrechens zu erhalten. Sie gestanden, daß sie aus Haß gegen die Muselmanen und besonders gegen mich und den Grafen, weil wir freiwillig zum Islam übergetreten seien, den Mordanfall ins Werk gesetzt hätten. Sie gaben an, acht Spießgesellen, darunter zwei Priester, als Anstifter zu ihrem Verbrechen, zu haben. Die Attentäter wurden zur Pfählung verdammt, auch die Leiche des vom Grafen Taxis getöteten Mannes wurde gepfählt, und zwar noch in derselben Nacht, beim Scheine der Fackeln*. Ihre Komplizen empfingen ihr Urteil einige Tage später. Eine meiner Sklavinnen war die Schwester meines Bedienten. Auf Bitten dieses Verräters hatte ich sie von einem bosnischen Soldaten losgekauft. Sie war erst 14 Jahre alt.

* Die Pfählung geschah in der Weise, daß der Verurteilte mit dem After auf einen zugespitzten Pfahl gesetzt wurde, der dann alle Eingeweide durchbohrte und am Halse wieder hervorkam. Wurden nicht sofort edle Teile zerrissen, so konnten die Aermsten tagelang noch leben. D. H.

Aber ich hatte solchen Abscheu vor ihr, daß ich beschloß, die Nacht nicht in meinem Hause zu schlafen. Ich ließ mir ein Bett bei Osman Bey geben und schenkte sie am anderen Morgen dem Mufti von Belgrad als Sklavin.

Der Graf und ich taten alles, um den Meuchelmördern Gnade zu erwirken. Wir baten so dringend, daß der Pascha schließlich seine gute Laune verlor und meinte, er wisse schon selber, wie er zu regieren habe. Trotz aller unserer Bemühungen verbreitete man in Semlin boshafter Weise das Gerücht, der Graf und ich hätten eine Verschwörung gegen uns erdichtet, um uns in den Augen der Türken interessanter zu machen und hätten zu diesem Zweck diese große Anzahl von Menschen geopfert. Wir beide forderten schriftlich den Kommandanten von Semlin zum Duell. Aber vergebens. Jetzt schrieben wir täglich, der Graf Deutsch, ich Französisch, beleidigende Briefe nach Semlin. Dabei wußten die Oesterreicher, die mich der Barbarei anklagten, sehr gut, daß ich zwei deutsche Kanoniere vor dem martervollen Tode am Pfahl gerettet hatte, die bei den Serben gefangen genommen waren. Ich hatte sie mit einem Briefe an den Kommandanten zurückgeschickt. Ich wurde für meine Dienste, die ich den Türken geleistet hatte, mit einem Ehrenpelz beschenkt und mit Wohltaten überhäuft. Der Pascha fügte noch eine Auszeichnung hinzu: Suleiman Pascha legte meinem Namen Ibrahim den von Manzour, ein arabisches Wort bei, was so viel wie der »Siegreiche« bedeutet. Ich unterschrieb mich von

da ab nur noch Ibrahim-Manzour. Ich wurde von der ganzen Armee geliebt, und das hatte seine guten Gründe. Seit zehn Jahren führte die Türkei Krieg gegen die Serben und immer ohne Erfolg und ohne eine Stadt einzunehmen. Aber der Feldzug, an dem ich teilnahm, war entscheidend, wir unterwarfen die ganze Provinz. Ich empfing in Belgrad österreichische Zeitungen und hatte die Genugtuung, von der Abdankung Bonapartes und der Rückkehr meines legitimen Königs und seiner erhabenen Familie zu hören. Jetzt ging all mein Sehnen nach meinem Vaterlande. Ich beschloß, so rasch wie möglich dorthin zurückzukehren. Ich konnte aber aus zwei gewichtigen Gründen meinen Weg nicht über Oesterreich nehmen: erstens weil der Pascha sich meiner Rückkehr nach Frankreich widersetzt hätte, die er aber ahnen mußte, wenn ich meinen Weg über Deutschland nahm; zweitens traute ich den Oesterreichern in Semlin nach dem Streite wegen der Meuchelmörder nicht. Ich beschloß deshalb, eine Pilgerfahrt nach Mekka vorzugeben, bei der ich keine Gegnerschaft zu fürchten brauchte. Ich verkaufte also mein Eigentum mit Ausnahme meines Hauses, das ich noch in Belgrad besitze, gab meinen Sklaven die Freiheit und schenkte einen Teil meiner Pferde dem Grafen Taxis, der in Belgrad, vom Pascha sehr geschätzt, zurückblieb. Ich nahm von Belgrad ein Schiff und fuhr über Widdin nach Rustschuk, und besuchte Bukarest. Von hier reiste ich zu Lande nach Konstantinopel und kam ohne Zwischenfall dort an. Da ich es kannte, wollte ich so rasch wie mög-

lich nach Frankreich zurück. Aber weil die Seeräuber von Algier noch nicht die bourbonische Flagge anerkannt hätten und die Gelegenheit benutzten, französische Schiffe zu kapern, so hielt ich es für besser, von Odessa aus meine Rückreise anzutreten. Ich wußte aus Erfahrung, wie ungemein streng man in Rußland mit dem Paßwesen ist, und hielt es für vorsichtig, mir einen beim russischen Konsul zu besorgen. Ich hätte als Türke keinen gebraucht, aber meine Aufrichtigkeit wurde mir verhängnisvoll.

Ich ging nach Bujukdere, wo sich das Sommerhaus des russischen Gesandten befindet. Damals war Herr Italinski Gesandter. Ich sagte ihm mit größter Offenheit alles, was meine Persönlichkeit betraf. Er schien meine Anhänglichkeit an die Bourbonen sehr zu loben und gab mir ohne Schwierigkeit einen Paß für Odessa. Er bat mich dann noch, seinen Gesandtschaftsrat, Herrn Fonton, zu besuchen. Der empfing mich mit ausgezeichneter Höflichkeit und wußte mich so zu umschmeicheln, daß ich keinen Anstand nahm, ein Schiff zu nehmen, das er mir empfahl. Es segelte unter russischer Flagge und wurde von dem Kapitän Biaggio Luppi aus Ragusa geführt. Wir gingen in See und kamen ins Schwarze Meer. Es war im August 1814. Furchtbare Stürme erhoben sich, so daß wir gezwungen wurden, in Kavarna, einem türkischen Hafen, anzulaufen. Hier eröffnete mir der Kapitän, daß er am Tage unserer Abreise eine Depesche vom russischen Gesandten in Konstantinopel erhalten hätte mit dem Auftrage, sie dem Kommandanten von Odessa oder

irgend eines anderen Hafens der Krim zu übergeben. Die Depesche solle er in die Hände der Behörde abliefern, noch ehe ich von Bord gegangen oder mit irgend einer Person in Verbindung getreten sei. Außerdem vertraute mir der Kapitän an, daß Herr Fonton ihn angehalten habe, mich während der Zeit in Konstantinopel und am Bosporus an Bord festzuhalten. Herr Fonton, dem ich geklagt hatte, daß ich französische Bücher entbehren müsse, hatte sogar die Aufmerksamkeit, eine große Kiste französischer Bücher im Auftrage des Gesandten an Bord zu schicken. Ich war deshalb ganz gerührt von solcher feinfühligen Aufmerksamkeit. An diesem Tage erfuhr ich von Luppi, daß das alles nur geschehen war, um mich festzuhalten. Er setzte mir zu, mich in Kavarna ausschiffen zu lassen, denn das könne ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten; wir befänden uns dazu in einem türkischen Hafen, wo er mich nicht mit Gewalt festhalten dürfe, außerdem könne er sagen, daß ich vom Schwarzen Meer genug habe, ich hätte meine Reise zu Lande fortsetzen wollen. Da ich ein reines Gewissen hatte, wollte ich nicht glauben, daß die Depesche mich beträfe. In dieser Ueberzeugung dankte ich dem Kapitän Luppi für die weisen Ratschläge, die seine Vorsicht ihm eingab. Wir kamen in Odessa an, und ich mußte in eine viertägige Quarantäne.

Mitte September 1814 kam ich heraus und besorgte mir eine Wohnung und ging zum Herzog von Richelieu, Gouverneur von Odessa, der kleinen Tartarei und der Krim. Er war gerade in der Krim, kam

aber einige Tage ſpäter mit ſeinem Verwandten, dem Marquis von Rochechouart, zurück. Beide wollten in einigen Tagen nach Frankreich zurückkehren. Das Ergebnis einer langen Audienz war, daß ich meinen Paß von Petersburg abwarten ſolle und daß er mich ſeinem Nachfolger, dem General Cobley, empfahl. Dieſer, obgleich ein Engländer von Geburt, beſaß Achtung vor den Franzoſen. Der Herzog von Richelieu hatte kein Wort von dem Schreiben des Geſandten Italinski erwähnt, deshalb war ich feſt überzeugt, daß der Kapitän Luppi ſich getäuſcht haben müßte. Mein Irrtum war um ſo verzeihlicher, als ich während der kurzen Anweſenheit des Herzogs von Richelieu in Odeſſa aufs beſte von ihm empfangen wurde. Auch die anderen Herrn überhäuften mich mit Artigkeiten und luden mich häufig zum Diner ein. Aber Wochen und Monate vergingen, ohne daß mein Paß eintraf. General Cobley ſuchte meine Ungeduld zu beſchwichtigen. Endlich am 15. Februar 1815 kommt ein Offizier mit einem Sergeanten und zeigt mir an, daß ich auf die Feſtung abgeführt werden ſolle und zwar auf Befehl des Kaiſers Alexander. Ich entgegnete ihm, daß das unmöglich wäre, denn ſein Kaiſer habe ja gar keine Ahnung, daß ich auf der Welt ſei. Darauf zeigte er mir ein großes Schreiben in ruſſiſcher Sprache. Ich weigerte mich, es anzuerkennen, weil es in einer Sprache geſchrieben ſei, die ich nicht verſtände. Man holte einen Juden namens Landaw (Landau. D. H.), einen beeideten Dolmetſcher der Regierung. Er überſetzte mir das

Schreiben des Offiziers. Ich sah ein, daß ich mich unterwerfen mußte. Als wir auf der Festung ankamen, führte er mich in ein Zimmer, wo man mich mit einem russischen Soldaten einschloß, der mich beständig im Auge behalten mußte und während meiner ganzen Haft bei mir blieb. Eine Schildwache, die man alle zwei Stunden ablöste, wurde vor meine Tür gestellt. Ich blieb, ohne den Grund meiner Verhaftung zu wissen, bis zum 18. Februar Staatsgefangener. An diesem Tage trat ein Stabsoffizier herein und kündigte mir an, daß ich mein Gefängnis verlassen könne, aber daß man mich an die türkische Grenze befördern würde. Ich erklärte ihm, daß ich dieses Gefängnis nicht verließe, ehe man mir nicht den Grund für meine Gefangennahme gesagt hätte. Darauf kam Cobley selbst und sagte, daß es der Bericht des russischen Gesandten in Konstantinopel sei, der mir diese Unannehmlichkeiten bereitet habe. Dieser Exzellenz gefiel es, in mir einen Agenten Napoleons zu sehen, der im Einverständnis mit der türkischen Regierung die Tartaren der Krim zum Aufstand reizen wollte. Cobley versicherte mir, daß der Herzog von Richelieu sich zu meinen Gunsten beim Kaiser Alexander verwandt habe, sonst wäre ich unfehlbar nach Sibirien verschickt worden. Cobley fügte hinzu, daß der Befehl gegeben sei, mich solange in Gefangenschaft zu halten, bis ich abreisen könne. Er solle mich übers Meer nach Konstantinopel schicken. Er bedauerte lebhaft, daß er mir nicht gestatten könne, mich von meinen zahlreichen Bekannten zu verabschieden, aber er würde

meine Abschiedsgrüße schon ausrichten. Weil die Moldau indes auch eine türkische Provinz sei, wolle er mich bis dorthin bringen lassen. Ich reiste also im Schlitten von Odessa ab, begleitet von einem Offizier namens Krilienko. Ich kann sein feines Benehmen und seine Höflichkeit nicht genug loben. Ein zweiter Schlitten, worauf sich mein Gepäck und ein Sergeant befand, folgte uns. Wir durchquerten die Steppe der kleinen Tartarei und kamen durch Terispol, Bender und Kitschenowa. Hier empfing uns General Engelhard sehr liebenswürdig, und Krilienko verließ mich, um nach Odessa zurückzukehren. General Engelhard ließ mich von einem andern Offizier bis zum Pruth begleiten, der Beßarabien von der Moldau trennt. Wir kamen endlich am Ufer des Pruth an. Ich glaubte, daß man mich nun endlich freilassen würde. Aber ich war überrascht zu sehen, wie unsere beiden Schlitten auf den gefrorenen Pruth sausten. In der Mitte des gefrorenen Flusses holte der Sergeant mit Hilfe der zwei Postillone mein Gepäck vom Schlitten und legte es aufs Eis. Der Offizier wünschte mir glückliche Reise, und sie fuhren davon, mich mutterseelenallein auf dem gefrorenen Pruth stehen lassend. Etwas vom jenseitigen Ufer entfernt sah ich ein moldauisches Dorf. Durch Schreien und Pistolenschüsse (denn aus Furcht, man könnte mir mein Gepäck stehlen, blieb ich bei ihm stehen) zog ich einige moldauische Juden herbei, die in dem Dorfe wohnten. Sie brachten mein Gepäck zum Dorfvorsteher. Schlitten brachten mich vor Nachtanbruch nach Yassi, der Hauptstadt (d. h. der alten.

D. H.) der Provinz. Am folgenden Tage ging ich zum französischen Konsul, Herrn Fornetty, der mich mit der Höflichkeit und Güte empfing, die fast alle unsere Konsuln im Auslande auszeichnet. Ich versah mich bei ihm mit einem französischen Paß, und zum ersten Male sah ich auf ihm die französischen Lilien wieder. Wie mein Herz dabei schlug, als ich ihn las! Voll lebhaften Verlangens, mein teures Vaterland unter dem legitimen Könige wiederzusehen, blieb ich nur drei Tage in Yassi. Dann durchquerte ich mit der Post die Moldau, die Bukowina und österreichisch Polen. In Lemberg, der Hauptstadt von Galizien, ruhte ich mich drei Tage aus. Dann reiste ich weiter über österreichisch Schlesien, über Teschen, Olmütz und Brünn nach Wien. Ich las in den Zeitungen, daß Bonaparte Elba verlassen habe und in Frankreich gelandet sei. Ich begab mich deshalb zur französischen Gesandtschaft und erfuhr, daß nur zu wahr sei, was ich fürchtete.

Die Wiener Polizei ist bekannt als die lächerlichste, kleinlichste und vexatorischste in der ganzen Welt, und sie zögerte auch nicht, mich zu plagen. Sie verweigerte mir die Abreise, aber sie wollte mich auch nicht in Wien dulden. Sie brachte mich derartig in Verzweiflung, daß ich vorschlug, mir einen Luftballon zu liefern und mir den Weg zum Monde zu zeigen. Endlich legte sich die französische Gesandtschaft ins Mittel, und ich erhielt einen Paß nach Tunis in der Berberei. Weil von dort viele Beziehungen nach Marseille hinüberspielten, dachte ich dort am leichtesten Nachrichten zu

erhalten, was in Frankreich vorging. Ich reiste deshalb nach Triest. Am Tage nach meiner Ankunft erschien die Polizei in meiner Wohnung und bemächtigte sich aller meiner Papiere. Fünf Tage lang wurde ich täglich drei Stunden lang verhört. Der Polizeichef war sehr höflich gegen mich und endigte die Sache damit, daß er erklärte, ich erscheine ihm weit entfernt davon, verdächtig zu sein. Aber er habe den Befehl, mir zu sagen, daß ich mit dem ersten Schiff nach Tunis abreisen müsse. Weil das nächste Schiff erst in zwei Monaten nach der Berberei abging, riet man mir, mich nach Malta zu begeben. Mit den Engländern wollte ich nichts zu tun haben, und so entschloß ich mich, ein großes sizilianisches Schiff zu nehmen, das nach Messina fuhr. Als ich zum Konsul von Sizilien, der in Triest beglaubigt war, kam, um meinen Paß visieren zu lassen, erkannte er mich von der ersten Besetzung durch unsere siegreichen Truppen wieder. Ich verbarg das auch gar nicht. Dieser hinterlistige Mensch ahmte das Beispiel des russischen Gesandten Italinski nach; denn er gab dem Kapitän des Schiffes einen Brief an den Kommandanten von Messina mit, der nicht günstig für mich war, wie man sofort sehen wird.

Wir kamen in Messina im April 1815 an und mußten 15 Tage in Quarantäne liegen. Alle Reisenden wurden darauf entlassen, ich Unglücklicher ausgenommen. Ich war nochmals auserlesen, für Bonaparte zu leiden, ich, der seiner Verfolgung wegen aus dem Vaterlande verbannt worden war. Don Salomon, Oberhaupt der Polizei von Messina, ein gutherziger

alter Mann, milde, menschlich und zweifellos ehrenwert, zeigte mir an, daß ich mich sofort zum Fürsten Scaletta, dem Gouverneur von Messina begeben müsse. Er befahl einem Soldaten, mich zu begleiten. Ich weigerte mich, mit ihm mitten durch die Stadt zu gehen, um gleich bei meiner Ankunft keine schlechte Meinung von mir aufkommen zu lassen. Er sah das ein; und ich gab meine Zustimmung, daß sein Leutnant mich begleitete.

Der Fürst von Scaletta empfing mich zuerst mit der ganzen Größe seiner Stellung, indem er mir kund tat, daß der sizilianische Konsul von Triest ihm geschrieben hätte, ich habe in Napoleons Diensten gestanden und sei ein Jakobiner; er könne mir deshalb nicht gestatten, in Messina Halt zu machen. Ich antwortete ihm, daß ich weder Napoleon noch einem anderen Menschen je gedient habe, denn ich gehörte nicht zur Klasse der Lakaien, wohl aber hätte ich meinem Vaterlande Dienste geleistet, genau so wie er dem seinigen; daß ferner der Konsul in Triest ein Esel sei. Was meinen Jakobinismus anbeträfe, dessen er mich anklage, so sei dies gehässige Wort seit langem in Frankreich vergessen. Ich sei viel zu jung zu jener Zeit gewesen, als diese Ungeheuer Frankreich von Grund aus umwühlten, um einer der Ihrigen sein zu können. Während meines Aufenthaltes bei der Armee in Triest hätte ich mich nicht herabgelassen, ein so unbedeutendes Wesen wie diesen Konsul meiner intimen Freundschaft zu würdigen; folglich könne er meine politischen Ansichten auch nicht kennen. Was meinen Aufenthalt

in Messina anbeträfe, so könne er sich ja selbst aus dem Paß, der für Tunis laute, überzeugen, daß ich nie die Absicht gehabt habe, in Messina länger zu bleiben, als bis ich Gelegenheit zur Ueberfahrt nach der Berberei fände. Als der Fürst von Scaletta sah, daß sein hoheitsvolles Benehmen keinen Eindruck auf mich machte, vermenschlichte er sich und sprach als Mensch zum Menschen. Er wollte zuerst, daß ich auf dem Schiff bliebe, auf dem ich nach Messina gekommen sei. Ich setzte ihm auseinander, daß das unmöglich sei. Denn beim Ausladen lege es sich beständig von einer Seite auf die andere, was mir unerträglich sei. Nach vielem »Wenn« und »Aber« gestattete er mir, Wohnung im »Goldenen Löwen« zu nehmen. Es ist der beste Gasthof in Messina und liegt dicht am Hafen neben der Polizei. Ich mußte mich alle 24 Stunden bei der Polizei melden; jedes Betreten der Stadt indes wurde mir untersagt. Ich durfte nur am Meeresufer spazieren gehen. Aber das war nichts zu dem wesentlichen Teil unserer Abmachung, daß nämlich ein Polizeisoldat, ein Sbirre, der alle 24 Stunden abgelöst wurde, mich nicht aus dem Gesicht verlieren durfte, vor meiner Tür schlafen und mich auf Schritt und Tritt verfolgen mußte, wohin ich ginge. An diesen Sbirren indes konnte ich mich nicht gewöhnen, der mir wie ein Schatten folgte. Er mußte mich an dem Betreten jedes Cafés, an jeder Unterhaltung mit anderen Leuten als von der Polizei hindern, usw.

Der selige König von Neapel kam von Palermo nach Messina, um wieder Besitz von seinem König-

reiche zu nehmen. Ganz Messina schwamm in Wonne. Ich Unglücklicher und Geächteter mußte alle Welt fliehen. Oft genug mußte ich die Kränkung erleiden und konnte mich »Spion« nennen lassen. Andere beschimpften mich als Türken, denn ich trug noch immer meine orientalische Kleidung mit dem Barte. Das Wort Spion reizte mich derartig, daß ich alles zu wagen beschloß, um aus dieser Lage herauszukommen. Ich überlegte hin und her und hielt es schließlich für das Beste, den Schutz des Königs anzurufen. Aber wie sollte ich es machen? Wie aus Neugierde fragte ich, wo der König wohne und hörte, daß er in der Priorei von Malta sich aufhalte, die nicht weit vom Hafen liegt. Ich ging also am Ufer entlang, möglichst dicht an die Priorei heran und bat dann meinen Sbirren, mir etwas Tabak zu kaufen. Kaum war er im Laden, als ich in die nächste Straße stürmte und bald in vollem Lauf vor der Wohnung des Königs stand. Mein Sbirre lief hinter mir her, aber ich hatte zu großen Vorsprung und war schon vor dem Tore des Königs, wo ich aus vollem Halse schrie, daß ich Se. Majestät sprechen wolle. Ein Mann in gesticktem Kleide kam heraus, um zu fragen, was mein Lärm bedeuten solle, es sei ein Mangel an Achtung vor dem gekrönten Haupte. Ich schrie ihm entgegen, es geschehe im Gegenteil aus Achtung vor der Gerechtigkeit des Königs. Während wir noch sprachen, kam ein zweiter die Treppe herunter und meinte, ich solle nicht solchen Lärm machen, sondern sagen, was ich vom Könige wolle. Ich verlangte sein Ehrenwort, daß er meine

Erzählung dem Könige mitteilen wolle. Er tat es, und ich sagte ihm alles. Er bat den Sbirren, der mich fortführen wollte, mich in Ruhe zu lassen, bis er die Entscheidung des Königs brächte. Er erschien bald wieder und hieß mich warten, bis der Fürst von Scaletta, den der König rufen ließ, angekommen sei. Der war sehr überrascht, mich im Vorzimmer des Königs zu sehen, legte aber so gutes Zeugnis für mich ab, daß man mir sagte, ich möge hineinkommen. Ich erschien also vor dem König, der sich mit mir italienisch unterhielt und herzlich über meine türkische Kleidung lachte. Ich erzählte ihm meine Geschichte und sagte, daß es natürlich sei, wenn ich als Anhänger der Bourbonen seinen Schutz suche. „Sie haben recht," gab der König zur Antwort und versicherte mir, daß ich von jetzt ab in seinem Staate gehen und kommen könne wie ich wollte. Ich genoß jetzt volle Freiheit. Ich streifte in der Umgegend von Messina umher und sah die Eremitage von San Nicolo, die so entzückend lag, daß ich mich dort niederzulassen beschloß. Der Obere der Eremitage war einverstanden. Ich war also im Begriff, mich dort mit meinem Diener Ali, den ich in Messina in meine Dienste genommen hatte, einzurichten und gedachte mich in einigen Wochen nach Frankreich zurückzubegeben. Aber das Geschick hatte es anders beschlossen. Um das Folgende zu verstehen, muß man wissen, daß die Engländer in der Citadelle von Messina eine zahlreiche Garnison unterhielten und daneben eine Polizei, die von der eingeborenen Polizei Messinas unabhängig war. Ein Korse, Odoardo mit Namen,

war ihr Haupt. Und dieser Mensch war ebenso gemein, wie der sizilianische anständig war. Alle Einwohner von Messina haßten Odoardo, fürchteten ihn aber noch mehr. Eines Tages nun bringt mir ein italienischer Polizeisoldat ein Briefchen vom Hauptmann Salomon, der mich bittet, sofort zu ihm zu kommen. Ich ahnte ein neues Unglück und täuschte mich auch nicht. Salomon sagte mir, daß der Kapitän der englischen Polizei unwiderlegliche Aufschlüsse über mich erhalten habe, nach denen ich ein französischer General im Dienste des Exkönigs Murat von Neapel sei (Schwager Napoleons und einige Jahre bis zum Sturze Napoleons König von Neapel. D. H.), und daß mein von mir als Diener ausgegebener Ali in Wahrheit mein Adjutant sei. Er müsse mich deshalb den Engländern ausliefern. Ich solle in der nächsten Nacht vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden. Ich ging mit Salomon zum Fürsten Scaletta, und das Ergebnis war, daß ich noch am selben Abend auf ein Schiff ging, das nach Hydra fuhr. Zwei Polizisten und mein Diener Ali holten unterdes mein Gepäck, und am anderen Morgen fuhren wir nach Hydra, wo wir glücklich landeten. Ich nahm Wohnung am Hafen bei Lazzaro Franko und blieb zwei Monate auf Hydra (Insel an der Südspitze des Peloponnes gelegen. Berühmt durch seine Seeleute. S. Gedicht „Der kleine Hydriot". D. H.). Dort machte ich Bekanntschaft mit Miaulis. (Es ist der große griechische Seeheld im Unabhängigkeitskriege und Schrecken der türkischen Flotte. D. H.). Weil ich von Hydra kein direktes Schiff nach Marseille bekommen

konnte, fuhr ich nach Spezzia und von dort nach Napoli di Romania in Morea, in der Absicht, bald nach dem viel von Schiffen besuchten Patras zu gehen. Am Tage nach meiner Ankunft wollte man einen gewaltigen Mörser auf die Zitadelle schaffen. Man hatte zu diesem Zwecke alle Griechen der Umgegend zusammengetrieben, vielleicht dreihundert an der Zahl. Sie wurden mit Stricken an den Mörser gebunden und die Tschausche des Raghib Pascha von Napoli ritten die Reihen der Griechen entlang und trieben sie mit Stockschlägen an. Eine Menge anderer Türken zu Fuß und zu Pferde umgaben gleichfalls die unglücklichen Griechen und schlugen erbarmungslos auf sie ein. Die Zitadelle, Palamud-Calaasi genannt, liegt oben auf steilem Felsen. Die Straße dorthin war steil und holperig. Deshalb kam der Mörser nicht vorwärts, trotz der Verdoppelung der Stockschläge. Das Mitleid mit den Griechen bewog mich, an den Kommandanten der Artillerie, Murad-Aga, heranzutreten und ihm auseinanderzusetzen, daß die Art, den Mörser fortzuschaffen, ihn auf dem schlechten Wege nur beschädigen könne (ich hütete mich wohl, für die Griechen ein Wort einzulegen, sondern schob nur das Interesse an dem Mörser vor). Ich wollte ihm ein leichteres Mittel zeigen. Er fragte mich überrascht, wer ich sei. Ich zeigte ihm den Firman des Paschas von Belgrad. Er legte ihn ehrfürchtig ans Haupt und ließ die Arbeit sofort abbrechen. Ich ließ einige zylindrische Balken mit Fett bestreichen, vier Pferde vor den Mörser spannen, und siehe da, der Mörser glitt vortrefflich

darauf hin. In drei Stunden am folgenden Tage war der Mörser oben. Die Sache erregte Aufsehen und zog mir die allgemeine Aufmerksamkeit zu. Ich wurde zum Nakib gerufen, der mächtiger in der Stadt war als der Pascha, dessen Autorität gleich Null ist. Er schlug mir vor, bei ihm zu bleiben und ein militärisches Lehen, das drei Beutel (1084 Franken) einbrachte, anzunehmen; dazu konnte ich ein leeres Haus wählen, deren es eine große Anzahl dank der Pest und der ewigen Kämpfe der Bewohner gab. Außerdem könnte ich mir eine Gattin unter den heiratsfähigen Frauen der Stadt wählen. Ich dankte für alles, denn der öde Platz und seine wilden Bewohner gefielen mir nicht, und dann wollte ich nach Frankreich zurück. Aber jetzt erklärte man mir, daß man mich nicht mehr abreisen ließe. Ein fester Platz wie dieser brauche einen Mann wie mich; da Gott mich zu ihnen geschickt habe, wäre es ihre Pflicht, mich nicht ziehen zu lassen. Ich konnte dagegen wie ich wollte mit dem Hinweis Einspruch erheben, daß ich im Dienste des Sultan stehe. Sie meinten, ich könne dem Sultan hier ebensogut wie anderswo dienen. Ich mußte mich also gedulden und warten, bis mich die Vorsehung aus dieser Hölle erlöste. Ich nahm deshalb vorläufig den Timar (das Lehen) und das Haus an, erklärte aber, daß ich fürs erste nicht heiraten wolle. So oft man mich zur Heirat drängte, wußte ich neue Ausflüchte vorzubringen. Mein Gepäck lag noch im Hafen. Die Bewachung des Hafens war der 42. Orta (Abteilung, Bataillon) des Janitscharenkorps anvertraut. Sie waren von Kandia

wegen Streitigkeiten teils hierher, teils nach Lepanto verlegt worden. Da nun in der Türkei die Wachen eines Platzes immer dieselben sind, so suchte ich mit den Offizieren des Janitscharenkorps mich zu befreunden, besonders mit dem dicken Beiraktar (Fahnenträger). Außerdem versicherte ich mich eines neapolitanischen Renegaten, der in Argos (8 Kilometer von Napoli di Romania) lebte. Der Mann besuchte mich alle Tage und nahm jeden Tag etwas von meinem Gepäck auf seinem Pferde mit. Endlich nach drei Monaten Aufenthalt verließ ich Napoli zu Fuß. Der Janitscharenwachtposten schien mich nicht zu sehen. Mein Bedienter und der Neapolitaner erwarteten mich mit Pferden einen Kilometer vor der Stadt, und fort ging's im wilden Galopp nach Argos. Dort brachte ich die Nacht bei einer Negerin, die die Geliebte des Neapolitaners war, zu. Er besorgte mir Pferde, mit denen ich am nächsten Tage nach Korinth ritt. Hier blieb ich einige Tage und reiste dann nach Lepanto weiter. Auf welche Weise ich dann in die Hände Ali Paschas fiel, kann man in meinen Memoiren nachlesen. Ich habe diesen kurzen Lebensabriß nur zu dem Zwecke geschrieben, um dem Leser die Ursache auseinanderzusetzen, die mich nach Janina führte. Mit Erzählungen über meine Reisen, die ich in Afrika, Asien und Amerika machte, nachdem ich mich glücklich vor Ali Pascha gerettet hatte, will ich den Leser verschonen. Ich habe gar nicht den Ehrgeiz, als Schriftsteller zu glänzen, denn ich war viel zu lange von Frankreich fort, um beredt schreiben zu können; nicht mal ein reines Fran-

zösisch kann ich mehr. Nur nackte Tatsachen wollte ich mit reinster Wahrheit erzählen, und in diesem Punkte bin ich bereit, mich der strengsten Kritik zu unterwerfen.

Zweites Kapitel.

Der Menschenfänger von Janina.

Ibrahim bei Saleh Pascha. — Fällt in die Fänge Ali Paschas. — Erste Audienz. — Glänzende Versprechungen. — Michel, das Opfer Alis, prophezeit Ibrahim eine trübe Zukunft. — Alis Ueberwachungssystem. — Pakt Ibrahims mit der mohammedanischen Hofpartei. — Erste Schreckensszenen. — Der Buhlknabe als Almosenverteiler. — Ali verwarnt Ibrahim. — Ibrahim lernt seine Tücke kennen. — Saleh Paschas Hochzeit. — Gesänge unter Stockhieben. — Freiwilliger Opfertod zweier Zigeuner für den Tyrannen. — Ihre wunderbare Rettung. — Serio, der Goldmacher, verlangt Exkremente und Menschenblut. — Wird ihm bewilligt. — Hunderte von Mädchen und Knaben zwangsgefüttert. — 400 Buhlknaben zwangsweise zu Ader gelassen. — Alis Forderung nach Männerhaaren führt zur Meuterei der Truppen. — Alis Rache an dem Betrüger.

Ich hatte einen Teil des Frühlings im Jahre 1816 zu Napoli di Romania in Morea zugebracht, ohne jede Nachricht von den Ereignissen in meinem Heimatlande; in Unkenntnis darüber, ob die Alliierten noch dort waren, oder ob sie es geräumt hatten. Deshalb beschloß ich, mich wieder dem christlichen Europa zu nähern. Ich kam nach Argos und von dort nach Korinth. Von hier begab ich mich nach Lepanto, wo Saleh Pascha, der jüngste von den Söhnen Ali Paschas, befehligte. Ich stellte mich diesem kleinen, stolzen

Machthaber, damals etwa siebzehn Jahre alt, vor. Ich sagte ihm, daß ich Franzose sei und den Wunsch hätte, zu wissen, wie es in meinem Vaterlande aussähe. Er bemerkte mir, daß von dem Zeitpunkte an, wo ich Muselmann sei, Frankreich kein Interesse für mich mehr haben sollte. Ich erwiderte ihm, daß ich die Urheber meines Daseins noch in Frankreich hätte, meine Gefühle verpflichteten mich auch nach den Vorschriften des Islam zur größten Fürsorge um sie. Der junge Fanatiker konnte mir in diesem Punkte nichts entgegenhalten. Denn er ist auch von der mohammedanischen Religion entschieden, die befiehlt, Vater und Mutter zu ehren, zu welcher Religion sie sich bekennen mögen; auch wenn der Sohn Muselmann ist. Er sagte mir, daß ihn die Angelegenheiten der Christenheit absolut nicht interessierten; er sähe sich außer Stande, meine Neugierde zu befriedigen, und wiederholte bei dieser Gelegenheit ein alltägliches und rohes Sprichwort, das unter den Türken gang und gäbe ist, wenn es sich um einen Krieg zwischen zwei christlichen Mächten handelt: „Ob das Schwein den Hund frißt oder der Hund das Schwein — was geht das mich an? Daß unser Sultan sich wohl befindet, das genügt mir.“* Er lud mich ein, bei ihm zu bleiben. Nach einigen

* Geschichtlich ist diese grobe Beschimpfung durch einen Vorgang geworden, der sich unter Mohammed IV. zutrug. Der französische Gesandte Ludwigs des XIV. am Hofe des Sultans eilte freudestrahlend als traditioneller Verbündeter der Türkei gegen Oesterreich zur Hohen Pforte mit der Nachricht eines Sieges seines Souveräns in den spanischen Niederlanden. Als Antwort erhielt er von einem Vesir der Hohen Pforte jene beschämende Antwort wie Ibrahim-Manzour, und der Gesandte steckte sie ruhig ein. S. Hammer-Purgstall: Geschichte des Osmanischen Reiches.“ D. H.

Tagen bat ich ihn um die Erlaubnis, einen Mann nach Zante senden zu dürfen, das nicht sehr weit entfernt ist, um mir Nachrichten und öffentliche Bekanntmachungen von dort zu holen. Da er keine Vollmacht besaß, Boten in ein fremdes Land zu schicken, riet er mir, mich nach Janina zu meinem Vater zu begeben, der, wie er sagte, Agenten in den christlichen Ländern unterhielte und vollständig in bezug auf Neuigkeiten auf dem Laufenden sei. Er hatte die Gefälligkeit, mir ein kleines Schiff zur Verfügung zu stellen, das mich nach Preveſa führte. Saleh Bey hatte mir zwei Briefe mitgegeben, einen für seinen Vater, den andern für Omer-Vrioni, heute Pascha, und in der Zeit, von der ich spreche, Oberbefehlshaber der Truppen von Ali Pascha und Kommandant der Umgebung von Preveſa. Dieſer General empfing mich sehr gut und gab mir zwei Tage später Pferde, um mich, meine Habe und meinen Bedienten nach Janina zu bringen.

Er befahl mir ausdrücklich, einer kleinen Karawane zu folgen, die denſelben Weg machte, und sie nicht zu verlaſſen wegen der Peſt, die damals die Stadt Arta verwüſtete. Wir kamen in Janina auf abſcheulichen Wegen an. Wir gaben acht, das peſtverſeuchte Gebiet von Arta zu meiden und folgten nicht der großen Straße. Am Morgen nach meiner Ankunft wurde ich zu Ali Pascha gerufen, der über meine Ankunft durch zwei tartariſche Kuriere unterrichtet war. Der eine wurde abgeſandt durch Omer-Vrioni von Preveſa, der andere von Saleh Pascha von Lepanto noch am Tage meiner Ankunft in dieſer Stadt. Um

mich wissen zu lassen, daß er über alles unterrichtet war, ließ der Tyrann mir keine Zeit, ihm zu sagen, welcher Grund mich zu ihm geführt hätte, sondern direkt aufs Ziel losgehend, machte er dieselbe Bemerkung wie sein Sohn vorher: „daß mir Frankreich künftighin doch gleichgültig sein müsse in meiner erhabenen Eigenschaft als Muselmann". Ich gab ihm dieselbe Antwort, mit der ich bei seinem Sohn zum Ziele gekommen war, und auch bei ihm mit demselben Erfolg. Darauf aber sagte er mit dem wahrhaftigsten Ton in seiner Stimme, daß es für den Augenblick unmöglich sei, nach Frankreich zu gehen, weil der schreckliche Bürgerkrieg dort Ströme von Blut fließen ließe; daß sowohl die alte königliche Familie, wie Bonaparte abgeschlachtet worden seien, und daß außer diesen Leiden alle christlichen Nationen Frankreich überschwemmt hätten, seine Provinzen verwüsteten und die Bewohner in ihre verschiedenen Länder als Sklaven fortschleppten. Ich wagte, ihm zu bemerken, daß die Sitte der Sklaverei in Europa nicht existiere. Er antwortete, daß eben ein Ausnahmegesetz für diese Gelegenheit geschaffen sei, und zwar in der Art, daß Rußland 14 Millionen Seelen auf sein Teil erhalten habe, die gezwungen werden sollten, die Eiswüsten Sibiriens urbar zu machen; und daß England sechs Millionen Franzosen zugeteilt erhalten habe, die für Indien bestimmt seien.

Da in dieser Welt alles möglich ist, war ich vor Schmerz wie vernichtet und zweifelte durchaus nicht, daß das Elsaß, wo ich geboren bin, in die Gewalt

Oesterreichs gefallen sei, ein Unglück, das ich mit dem grausamsten Tode hätte wieder rückgängig machen mögen.

Er setzte dabei ein Gesicht auf, als ob er mich beklage und mich zu trösten versuche. Schließlich meinte er mit gleichgültiger Miene:

„Mein Sohn! (das war sein gewöhnlicher Ausdruck denen gegenüber, die er anzulocken oder zu betrügen versuchte) weil Sie sich die Mühe gemacht haben, von Lepanto bis zu mir zu kommen, in der Hoffnung, Trost zu finden, so würde es mir hart ankommen, wenn Sie voll Herzeleid von meinem Thron fortgingen; ich gebe Ihnen den Rat eines Vaters und will Ihnen ein Anerbieten machen, würdig eines Vesirs unseres Sultans einem Manne gegenüber wie Sie. Bleiben Sie bei mir. Fordern Sie von mir ein Gehalt, das Sie zu verlangen für gut befinden, und ich werde noch acht Rationen Lebensmittel, vier Rationen Futter und ein gutes Quartier hinzufügen. Ich will Sie zu einem meiner ersten Truppenführer machen und zu einem Großen meines Hofes. In einiger Zeit werde ich Sie passend verheiraten, und ich werde Ihnen einen guten Timar (militärisches Lehen) geben. Ich nenne mich Ali Pascha, ich weiß das Glück derer zu machen, die mir mit Eifer und Treue dienen; und Sie werden nicht der erste sein, den ich so stellen werde, daß selbst die Großen in Konstantinopel ihn beneiden.“

Geblendet von diesen schönen Versprechungen, die mit einer Biedermeiermiene herauskamen, und dazu aus dem Munde eines so mächtigen Fürsten, dessen

Doppelzüngigkeit ich noch nicht kannte, dankte ich der göttlichen Vorsehung für den Zufluchtsort, den sie mir gewährte, in einer Zeit, wo Frankreich dem größten Unglück preisgegeben war. Ich bezeugte meine tiefe Dankbarkeit, die mir sein Wohlwollen einflößte, und erklärte ihm, daß ich kein bestimmtes Gehalt beanspruche, daß ich mich ganz auf ihn verließe, und daß ich im voraus unterschriebe, was er in dieser Beziehung zu befehlen für gut befinden würde. Er bemerkte, daß ich selbstloser sei, als die Türken von Geburt und fügte hinzu: „Da Sie Ihre Geldangelegenheiten vernachlässigen, liegt es mir ob, dafür zu sorgen. Ich bewillige Ihnen eine Börse (eine Börse besteht aus 500 türkischen Pistolen, nach dem Kurse jener Zeit 375 Franken), auszuzahlen von der Zollverwaltung, damit Sie pünktlich Ihr Geld erhalten, was nicht der Fall wäre, wenn Sie das Geld vom Tresor (offenbar ist hier die Schatzkammer Alis gemeint. D. H.) erhielten. Ich bewillige diese Gunst nur solchen Leuten, die ich am meisten liebe, und Sie gehören von heute ab zu dieser Zahl."

Ich habe in der Tat bemerkt, daß auf der Liste derer, die ihr Gehalt vom Zoll bezogen, nur 23 Namen standen, meiner einbegriffen, und das waren alles Namen von Persönlichkeiten, die die höchsten Aemter bekleideten und sich der höchsten Gunst erfreuten. Meine Audienz bei Ali Pascha in seinem Palast Litaritche (Litaritza) hatte mehr als eine Stunde gedauert; es war der 14. Juni 1816. Als ich ihn verließ, befahl er mir, in vier Tagen wiederzukommen und die Zeit

damit anzuwenden, um mir die Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung anzusehen: es war bei beiden nicht der Mühe wert.

Ich begann nun damit, von meiner Wohnung Besitz zu ergreifen, die keineswegs der hochtrabenden Art entsprach, in der Ali mit mir darüber gesprochen hatte. Hierauf ging ich auf den Bazar, wo ich mehrere sehr schlecht gekleidete Europäer sah, das Elend und die Trauer im Gesicht. Neugierig, was für Leute es seien und in der Hoffnung, einige Neuigkeiten in bezug auf Frankreich aus ihnen herauszukriegen, sprach ich zwei an, die zusammen gingen. Sie sagten, daß alle Fremden hier Italiener seien, mit Ausnahme eines einzigen, der Franzose sei, daß sie in Janina seit mehreren Jahren lebten, einige seit zehn und zwölf Jahren. Alle würden mit Gewalt festgehalten, die meisten ohne jede Bezahlung, und die, welche eine sehr winzige bekämen, erhielten das Geld nur sehr unregelmäßig ausbezahlt. Da diese Italiener meistens Leute ohne jeden Beruf waren, Schwindler, besonders ein Priester aus dem Königreich Neapel, mit Namen Don Vicenzo Micarelli, der in Janina mit zwei Frauen lebte, Mutter und Tochter, ebenfalls Italienerinnen, beeilte ich mich, den Franzosen kennen zu lernen. Es war ein gewisser Michel, aus Paris, der von einem Schiffe desertierte, wo er Zimmermann war. Ali Pascha hielt ihn seit zwanzig Jahren fest, hatte ihn gewaltsam mit einer Griechin verheiratet, von der er schon mehrere heranwachsende Kinder besaß. Er hatte ihn an die Spitze der Tischlerwerkstätten, der Stellmacher und Drechsler gestellt.

Dieser Michel war ein offener und sehr intelligenter Mann. Er weihte mich in die Verhältnisse des Landes ein und ließ es mich gleich wissen, daß Ali Pascha mich nie wieder abreisen lassen werde. Das schien mir unmöglich. Aber Michel, überglücklich, einen Franzosen gefunden zu haben, mit dem er in seiner Muttersprache sprechen konnte, bat mich zum Abendessen zur türkischen Zeit, d. h. gegen Sonnenuntergang. Er versprach mir, durch Tatsachen mich zu überzeugen. In der Tat erzählte er mir soviel von den Europäern, die er nach Janina hatte kommen sehen in der langen Zeit, die er dort schmachtete, daß er mich zum Schluß überzeugte. Es war fast unmöglich, nach allem, was Michel mir auseinandersetzte, den Staat Ali Paschas ohne ausdrückliche Erlaubnis des Tyrannen zu verlassen. Diese Erlaubnis gab er aber nur verheirateten Männern und Familienvätern, die ihr Teuerstes als Geiseln zurückließen; oder aber unverheirateten Kaufleuten, die eine Kaution hinterlegen mußten, die ihre Rückkehr verbürgte; niemals aber gab er sie Frauen und Kindern, vor allem aber keinem Europäer. Ich bemerkte, daß ich in meiner Eigenschaft als Muselmann von Ali nicht wie ein Europäer behandelt werden würde. Aber Michel, der ihn besser als ich kannte, versicherte mir, daß ich wie die andern behandelt werden würde, und sagte mir damit genau meine Zukunft voraus. Voll Unruhe über mein Schicksal und voll Verzweiflung, daß ich vielleicht nie wieder meine Heimat sehen würde, wollte ich wissen, wie man Reisende verhindern wollte, von einer Provinz zur anderen zu gehen, da im otto-

manischen Reich weder Paßzwang noch Fremdenlisten der Herbergen existieren, und wo jedermann durchaus frei ist, zu gehen und zu kommen wie es ihm beliebt; ausgenommen den Peloponnes. Michel aber belehrte mich, daß Ali Pascha für die seinem eisernen Joch unterworfenen Provinzen eine ganz verschiedene Ordnung eingeführt habe, man müsse sich hier mit einer Art Paß versehen, Feskérré genannt, in griechischer Sprache abgefaßt. Er enthielte keineswegs das Signalement des Trägers, sondern sei mit dem kleinen Siegel des Tyrannen versehen, d. h. der Inschrift seines Siegelringes, den er wie alle Türken trug; und daß man dies Siegel nur in seiner Gegenwart auf den Feskérré setzen durfte durch eine Person, die lediglich mit dieser Arbeit betraut sei. Die Pässe jener Leute, die im Dienste des Paschas reisten, wären außerdem mit der Namensunterschrift Alis versehen, der übrigens nur dies einzige Wort zu schreiben verstehe, noch dazu in türkischen Lettern, während der Paß griechisch auf einem kleinen Wisch von Papier, kleiner als ein Lotterielos geschrieben sei. Alle Reisewege waren in sehr kleinen Abständen mit Wachen besetzt; selbst in den abgelegensten Teilen gab es welche, wo man nur die Möglichkeit vermuten konnte, durchzukommen. Die Wachen verlangten von jedem Reisenden Vorzeigung eines Reisepasses, und wehe dem, der keinen hatte. Er wurde sofort verhaftet, geknebelt und nach Janina geführt, wo er sich vor dem Tyrannen rechtfertigen mußte. Wenn sein Reisepaß verloren war, so wurde der Unglückliche beschuldigt, ihn an jemanden

verkauft zu haben, der sich retten wollte. Dann wurden Folterungen und Erpressungen ins Werk gesetzt, um Geld aus ihm zu ziehen, und der Unglückliche schmachtete jahrelang mit der Kette um den Hals im Gefängnis. Hatte man aber versucht, die Wachsamkeit der Posten zu täuschen und sich ohne Reisepaß der verruchten Tyrannei Alis zu entziehen, so dienten die grausamsten Todesarten dazu, um die Wut des Ungeheuers zu befriedigen und um diejenigen für die Zukunft abzuschrecken, die versuchen könnten, sich zu retten. An den Grenzen der anderen Provinzen, die von unabhängigen Paschas regiert wurden, war die Ueberwachung noch strenger, derart, daß, wenn die Flucht nicht ganz unmöglich, so doch von großen Gefahren begleitet war.

Ich machte die Bekanntschaft mit den hervorragendsten Personen vom Hofe Ali Paschas, die mich mit Artigkeiten überhäuften und mir die glänzendste Zukunft versprachen. Religiöser und politischer Fanatismus leiteten sie gleichermaßen bei ihrem Benehmen gegen mich. Denn sie waren entzückt, daß ich Muselmann war und freuten sich, daß sie einen Mann ihrer Religion beim Pascha einführen konnten, um als Gegengewicht gegen die begünstigten Griechen zu dienen, die allmächtig am Hofe des Paschas herrschten, weil einige dieser Griechen die europäischen Sprachen und europäischen Gebräuche kannten. Die Ersten von den Mohammedanern sagten mir ganz offen ihre Gründe, und ich hätte während der drei Tage vor meiner zweiten Audienz beständige Zusammenkünfte mit ihnen.

Sie kamen unter sich und mit mir überein, meine Talente und meine Erfahrung beim Pascha zu rühmen und mir einen Empfang und eine Stellung am Hofe zu bereiten, wie nie einem Mann zuvor, unter der Bedingung, daß ich ein Gegner der griechischen Speichellecker würde und mich immer dankbar erweisen sollte für die Dienste, die sie (die Mohammedaner) mir erweisen würden. Ich sah, daß ich das Werkzeug zu einer Hofintrigue werden sollte, was mir absolut nicht gefiel; aber ich mußte Partei ergreifen.

Am Tage, als ich Ali Pascha wieder sah, bemerkte ich, daß er sehr zu meinen Gunsten eingenommen war. Er machte mir ein vollständig aufgezäumtes Pferd zum Geschenk, gab mir einen Ehrenpelz und übertrug mir die Leitung des Ingenieurwesens, ohne mich zu hindern, mich auch um andere Waffengattungen zu kümmern, besonders um die Kanoniere und die Bombardiere, die mir direkt unterstellt wurden. Einige Tage später lud mich Ali zum Abendessen ein. Es war während des Fastenmonats Ramazan. Während dieser Zeit üben alle Mohammedaner Werke der Frömmigkeit aus und geben nach Vermögen Almosen. Ali Pascha feierte aber den Ramazan in der Art, um seinen Hang zur Prahlerei und Grausamkeit zu befriedigen. Einer seiner Bräuche, die er eingeführt hatte, und deren Zeuge ich wurde, empörte mein Innerstes. Er ließ jeden Ramazan Almosen an Frauen, die sich einfanden, verteilen. Aber seine teuflische Erfindungsgabe verwandelte das Wohltätigkeitswerk in ein bejammernswertes Schauspiel.

Da er mehrere Paläſte in ſeiner Hauptſtadt hatte, je nach der Jahreszeit (der Faſtenmonat wechſelt innerhalb von dreißig Jahren vollſtändig, weil die Türken nur nach Mondjahren rechnen. So rücken ihre Monate zwölf Tage jedes Jahr vor, ſo daß der Faſtenmonat in jede Jahreszeit fallen kann), ließ der Tyrann ihnen ſagen, daß die Verteilung in einem anderen Palaſt ſtattfände, am äußerſten Ende der Stadt gelegen. Dort angekommen waren ſie ſchon glücklich, nachdem ſie wieder ziemlich lange gewartet hatten, wenn ſie nicht wieder nach einem dritten Palaſt fortgeſchickt wurden, was oft genug vorkam. So verloren ſie die Hälfte des Tages mit Warten auf ein einziges Almoſen während des Monats Ramazan, das für die Begünſtigſten nie höher als 10 bis 12 Paras (vierzig Paras ſind gleich 15 franzöſiſchen Sous) betrug; für die große Maſſe aber nur einen Para (einige Pfennige. D. H.). Die Mohammedanerinnen unter ihnen litten zudem unter dem ſtrengen Faſten, das ihnen nicht zu eſſen und zu trinken geſtattet, nicht mal einen Tropfen. Aber alle dieſe Widerwärtigkeiten ſind nichts gegenüber den Vorfällen während der Verteilung. Dieſe nahm immer einer der Ganymede Ali Paſchas vor und immer einer von griechiſch-orthodoxer Religion. Für gewöhnlich war es einer Namens Mikro-Mantho (der kleine Mantho. D. H.), um ihn vom anderen Mantho zu unterſcheiden, der der Megalo, das heißt der „Große“ genannt wurde. Mikro-Mantho war einer der vertrauteſten Lieblinge des Tyrannen und wurde während der Re-

bellion Ali Paschas von den Türken getötet. Er schritt nun aus der Tür des Palastes mit dem Geldsack in der Hand, stets begleitet von einem Dutzend stöckebewaffneter albanischer Soldaten. Der Austeiler lehnte sich sofort an einen Pfeiler des Hoftores, und die Frauen drängten mit aller Macht noch mehr auf ihn zu. Die stärksten stießen dabei die schwächsten um. Die Schlimmsten unter ihnen zerrissen den andern die Schleier und Lumpen; und während dieser Balgerei schlugen die albanischen Soldaten ohne Unterschied auf alle los, die sie mit ihren Stöcken erreichen konnten. Da es Brauch bei den Albanesen ist, auf den Kopf zu schlagen, so kam es keineswegs selten vor, daß mehrere dieser Unglücklichen erheblich verwundet wurden, ja alljährlich starben mehrere von ihnen. Ich habe blutgetränkte Kopfschleier gesehen, Frauen, die von einem einzigen Schlage zu Boden stürzten, der ihnen von den kräftigen Armen eines wilden Albanesen versetzt wurde. Ich habe ein junges Mädchen von vielleicht zehn Jahren gesehen, das von einem Stockschlage auf der Stelle getötet wurde. Da der Almosenverteiler ein Griechisch-Orthodoxer war, so zog er die Frauen seiner Sekte vor, indem er ihnen Händevoll Paras gab, während er den Mohammedanerinnen und Jüdinnen nur einen oder zwei verabreichte. Die Mohammedanerinnen ihrerseits, die mehr Rechte als die Griechinnen zu haben glaubten, brachen in Beschimpfungen gegen sie aus und mißhandelten sie, die nicht wagten, die Faustschläge und Kratzwunden heimzuzahlen. Durch ihr durchdringendes Geschrei lockten sie

die schrecklichen Albanesen herbei, die sich ihren guten Tag mit Stockschlägen machten und alle über den Haufen rannten, die sie von den Ruhestörerinnen trennten. Sie schritten dabei über die Leiber der Frauen, die sie durch ihre Stockhiebe zu Boden geschlagen oder umgestoßen hatten, ohne sich mehr darum zu kümmern, als ob sie auf Gras träten. Der griechische Almosenausteiler, bestrebt, für seine Mühe eine Summe auf die Seite zu bringen, hörte jeden Tag mit der Erklärung auf, daß er kein Geld mehr im Beutel habe, ohne daß er leer war, und bewerkstelligte seinen Rückzug dann gleich unter dem Stöckeschutz seiner Begleitung; verfolgt von den Flüchen und dem Geschrei der Frauen. Sie erschienen immer mehrere hundert Köpfe stark. Die schüchternsten und schwächsten kehrten gewöhnlich weinend heim, weil sie nichts erhalten hatten. Während diese barbarischen Szenen sich am Hoftore zutrugen, saß Ali Pascha an einem Fenster des ersten Stockwerks und genoß mit Behagen das Vergnügen, das ihm seine Albanesen mit der Verprügelung der Frauen bereiteten. Diese ihrerseits gaben sich, in dem Bestreben, ihrem Herren zu dienen, redlich Mühe, blindlings um die Wette totzuschlagen.

Bestürzt über eine solche Schreckensszene gestattete ich mir, noch am selben Abend mit dem Tyrannen darüber zu reden. Da ich heimlich gegessen hatte, wie immer während des Ramazan, konnte ich gemächlich heucheln, keine Lust zum Essen zu haben, damit Ali Pascha sich nach der Ursache meiner Zurückhaltung er-

kundigen sollte. Denn der Hausherr hat die Pflicht, seine Gäste zum Essen zu drängen und ihnen einige Stücke Fleisch hinzulegen. Meine List glückte mir und mein Gastgeber fragte mich, warum ich nicht esse, oder ob das meine Gewohnheit sei. Darauf entgegnete ich, daß ich im Gegenteil ein starker Esser sei, daß aber das betrübende Schauspiel, das ich eine Stunde vorher während der Almosenverteilung gesehen, mir die Lust zum Essen genommen und mich bis ins Innerste erschüttert habe. Er versetzte mich aufziehend, daß das nur ein Vorwand sei, und daß er den Verdacht habe, ich hätte vorher schon heimlich gegessen. Nach dem Abendessen ließ er mich an seine Seite kommen und sagte mir ganz leise wörtlich folgendes:

„Ibrahim-Efendi. Sie sind noch zu neu an meinem Hofe, um zu wissen, wie man sich hier benimmt. Sie werden noch Kultur und Sitte mit der Zeit lernen. Aber da ich Sie wie meinen Sohn liebe, will ich Sie warnen, sich um Sachen zu kümmern, die Sie nichts angehen; sonst beißt Sie die Schlange (d. h. es wird Ihnen ein Unglück passieren)."

Seit dieser Zeit hütete ich mich wohl, ähnliche Bemerkungen zu machen. Und da die Frauen für eine winzige Summe sich lieber totschlagen ließen, anstatt mehr durch Arbeit zu Hause zu verdienen, hielt ich es nicht mehr der Mühe wert, mir ihretwegen den Zorn des Tyrannen zuzuziehen, von dessen Gnade ich abhing.

Einige Tage nach diesem unheilvollen Abendessen erhielt ich von Ali Pascha den Befehl, mich bei Sonnen-

aufgang nach den Mühlen, einige Meilen (d. h. franzöſiſche Meile = 4 Kilometer. D. H.) nördlich von Janina, am Ufer des Sees gelegen, zu begeben. Ich mußte Soliman-Aga, einen tugendhaften Greis, Artilleriemajor und mir unterſtellt, mitnehmen. Wir begaben uns zu Pferde und ohne Gefolge dorthin. Der Veſir kam im Wagen zum Stelldichein faſt zur ſelben Zeit wie wir an. Er ließ Soliman und mich auf einem Teppich am Ufer des Sees an ſeiner Seite niederſitzen. Dann begann er ein Geſpräch über gleichgültige Dinge, wobei er rauchte und Kaffee trank, den ihm ſeine Bedienten brachten. Soliman ſtellte ihm vor, daß ich ſchlecht untergebracht ſei. Der Paſcha ſagte, daß er mir ein Haus geben wollte, das dem Fiskus gehöre, und ließ das Schriftſtück mit ſeinem Siegelring unterzeichnen. Nach zweiſtündigem Geſpräch befahl er dem Artilleriemajor, mich in dies Haus zu führen. Wir trafen dort eine Griechin mit ihren beiden Töchtern. Sie brachen in Tränen aus, als ſie hörten, daß ich Beſitz von ihrer Wohnung nehmen wollte. Ich würde es tief bedauert haben, die Urſache ihres Unglücks geweſen zu ſein und verzichtete lieber auf das Geſchenk mit dieſem Hauſe. Am Abend, als ich Ali Paſcha von meiner Ablehnung Mitteilung machte, brummte er: „Wenn Sie kein Haus fix und fertig haben wollen, werde ich Ihnen, bei Gott, kein's extra bauen laſſen. Sie haben das Herz eines Europäers, Sie haben Mitleid mit dieſem Pack von Ungläubigen, Sie kennen ſie eben nicht, aber Sie werden ſie noch kennen lernen!“ Die Zurückweiſung dieſes Hauſes in-

dessen tat dem guten Einvernehmen zwischen mir und dem Vesir keinen Abbruch. Einige Zeit später schickte er mich nach Lepanto, auf einen speziellen Befehl des Sultans hin. Ich sollte einen Plan von dieser Festung aufnehmen und von der Burg, die sich am Eingange der Bucht gegenüber der von Morea befindet. Ueberdies sollte ich die Geschütze und Kriegsvorräte an diesen Plätzen nachsehen und ein Verzeichnis darüber für den Tyrannen machen. Bei meiner Rückkehr nach Janina zeigte ich ihm den Plan der Festung. Er prüfte ihn, verkehrt in die Hand nehmend, und sagte mir: „Ich kann das auch schreiben". Obgleich er weder lesen noch schreiben konnte, behauptete er doch, einen Plan aufnehmen zu können. Wenigstens aber wußte er aus meinem Verzeichnis Nutzen zu ziehen. Er schickte zwei große Schiffe nach Lepanto, die sämtliche Geschütze, alle Lafetten, die ich als in gutem Zustande befindlich angegeben hatte, an Bord nehmen und nach Preveſa bringen mußten. Er ließ auch nicht ein einziges Kanonenrohr in diesen Kastellen. In demselben Monat fand die Hochzeit von Saleh Pascha statt, dem jüngsten seiner Söhne. Er kam von Lepanto, wo er Statthalter war, nach Janina. Alle Dorf- und Stadtbewohner, alle Zünfte wurden gezwungen, Hochzeitsgeschenke zu machen. Die Stadt war während eines Monats überfüllt von Rindvieh, Maultieren und Geflügel, Opfergaben, die das Haus Salehs füllen mußten, ohne daß es den Vater etwas kostete. Die Frauen der ärmsten Dörfler brachten Holz und Honig, Dorf nach Dorf, am Rocken unter dem Arm spinnend, ge-

folgt von ihren Männern oder Vätern; albanische Soldaten begleiteten sie, die sie mit Stockschlägen zum Singen zwangen. Sie traten in den Harem ein, um hier ihre Geschenke niederzulegen. Die Männer blieben unterdes im großen Hofe des Palastes.

Zwei Zigeuner, geboren und ansäßig in Janina, weihten sich zum Opfer für Ali Pascha und seinen jungen Sohn. Feierlich nahmen sie alles Unglück auf sich, das diese beiden erhabenen Menschen treffen könnte und stiegen am hellichten Tage, während der Hof voll von Menschen war, auf einen Turm, von dessen Spitze sie sich aufs Pflaster stürzten. Und unglaublich! Beide kamen mit dem Leben davon; nicht einmal verwundet hatten sie sich. Der ältere, ein Mann von vielleicht 45 Jahren, fühlte hernach nur etwas Kopfweh und Schmerzen in den Beinen; der jüngere, vielleicht 25 Jahre alt, fühlte hinterher Schmerzen im Kopf und in der Brust. Er fiel gleichmäßig auf beide Beine, aber man mußte ihn doch forttragen. Der erstere hatte die Ehre, Ali Pascha sofort vorgestellt zu werden, der ihm in seiner Freigebigkeit zwanzig Rubis (41 Franken 25 Centimes nach französischem Gelde) schenkte und ihm täglich eine Oka (2 1/2 Pfund) Maisbrot anweisen ließ. Sein Genosse wurde derselben Wohltaten teilhaftig.

Um dieselbe Zeit kam es zu einem Ereignis, dessen wenig bekannte Einzelheiten die Aufmerksamkeit des Lesers verdienen. Ein Grieche Namens Serio hatte den Einfall, Ali Pascha zu sagen, daß er im Besitze vom Geheimnis über den Stein der Weisen

sei. Der Tyrann, hoch entzückt, ewig leben zu bleiben, und Gold haben zu können soviel er wollte, quartierte Serio in seinem Palais Litaritza zu Janina ein. Aber er war Gefangener in seiner Wohnung und konnte mit keiner Seele in Verbindung treten. Man trug Sorge, ihm alles zu liefern, was er verlangte; einige Sachen ließ man sogar aus Italien und Deutschland kommen. Unter anderen Extravaganzen behauptete Serio menschliche Exkremente in einer gewissen Menge nötig zu haben; aber sie müßten von beiden Geschlechtern und von Personen stammen, die noch jungfräulich seien. Sofort ließ der Tyrann hundert Knaben und Mädchen zusammenbringen. Man schloß sie getrennt im Palast ein. Ihre Nahrung wurde von dem Alchimisten vorgeschrieben. Es war alles nach pythagoräischem System strengstens geregelt, aber durch die Masse der Nahrung aufgewogen. Die armen Kinder wurden gezwungen, jeden Tag sechs reichliche Mahlzeiten einzunehmen, gleichgültig, ob sie Eßlust hatten oder nicht. Jedes mußte eine große Ration essen, die, welche noch mehr aßen, bekamen als Belohnung fünf Paras für jede Ration und zwei für eine halbe. So kam es, daß mehrere, besonders unter den kleinen Mädchen, unter Verdauungsstörungen zugrunde gingen. Denn die unglücklichen Kinder getrauten sich nicht herauszugehen, in Erwägung, daß es ihnen verboten war, ihre Zimmer zu verlassen, in denen sie fest eingeschlossen waren.

Für denselben Zweck mußte Serio auch menschliches Blut haben. Der Tyrann, der einen doppelten

Harem hatte, einen mit Frauen, den anderen mit Buhlknaben, von denen mehr als vierhundert für seine gemeinen Vergnügungen darin waren, stellte dem Charlatan die Arme von den meisten Insassen des männlichen Harems zur Verfügung. Dieser machte an ihnen so reichliche Aderlässe, daß einige starben und mehr als dreißig zu Krüppeln fürs Leben wurden. Aber was weniger ernst war, das ist der Einfall des Alchimisten, eine große Menge Männerhaare zu verlangen. Wenn er nur die Haupthaare der Weiber verlangt hätte, so hätte der Tyrann die Köpfe von sämtlichen Schönen in seinen Staaten rasieren lassen; aber die Köpfe der Männer werden im Orient jede Woche sorgfältig rasiert. Es war also unmöglich, Männerhaare zu bekommen. Seine »Ganymede« konnten zu dem Zweck nicht dienen, selbst wenn sie sich ihre Haare wachsen ließen, was sie in den Augen Alis entstellt hätte. Denn er war gewöhnt, Köpfe zu sehen, die vorne rasiert sind und hinten einen flatternden Haarschopf haben, wie es albanischer Brauch ist. Ali Pascha ließ sich also einfallen, seinen regulären Truppen zu befehlen, ihr Haar wachsen zu lassen. Aber dieser Befehl gab das Signal zu einem schrecklichen Aufstande. Die unwissende Menge glaubte, daß man sie schließlich noch zwinge, sich europäisch zu kleiden. Sie versammelten sich unter Lärmen im Hofe des Palastes und an andern Plätzen. Ihre Kameraden von den Irregulären unterstützten sie dabei. Der Tyrann versteckte sich und ließ ihnen durch Cassim-Aga, den Oberbefehlshaber der regulären Truppen sagen, daß er ihnen allen wieder

die Köpfe rasieren lassen würde, sobald das Haar einen Finger lang sei. Er ließ ihnen den Grund zu seinem Befehle auseinandersetzen und versprach ihnen große Geschenke, um ihre Bereitwilligkeit zu belohnen. Alles umsonst, die Soldaten waren dicht daran, ihren Befehlshaber zu ermorden, und der Tyrann war gezwungen, auf die Männerhaare zur Zubereitung des Steins der Weisen zu verzichten. Der Charlatan Serio fuhr mit seinen Machenschaften, immer eingeschlossen, bis 1818 fort, als Ali Pascha, verdrossen, noch keine Ergebnisse seiner Versprechungen zu sehen, sich nach einem Gartenhäuschen begab, das er am Eingang der Stadt besaß. Er ließ Serio unter dem Vorwande kommen, ihn mit einem persischen Mönch, ebenfalls einem Alchimisten, bekanntmachen zu wollen, den er aber aus Furcht vor Pesteinschleppung noch nicht in die Stadt lassen könne.

Der unglückliche Serio, vor dem Häuschen angekommen, sah den Tyrannen an einem Fenster sitzen. Dieser begann mit ihm zu plaudern über das Vergnügen, in frischer Luft sich ergehen zu können und das offene Land wiederzusehen, eine Annehmlichkeit, der er so lange Jahre beraubt gewesen sei. Während Ali Pascha so mit seinem Opfer plauderte, war einer seiner griechischen Sekretäre, Spiro-Colovo, ein intimer Freund und Beschützer Serios, auf ausdrücklichen Befehl Ali Paschas damit beschäftigt, in großen Lettern den Anschlag zu zeichnen, der über dem Kopf des Alchimisten nach seiner Hinrichtung angebracht werden sollte. Sobald er mit schreiben fertig war, gab der

alte Tyrann das Papier an oben genannten Caſſim-Aga, der Serio unter dem Vorwande, die Quarantäne-Geſetze überwachen zu müſſen, begleitete. Sie waren noch keine hundert Schritte gegangen, als Serio den Galgen ſah, an dem man ihn aufhenkte, trotz ſeines Widerſpruchs. Der Anſchlag, von ſeinem Freunde verfaßt, wurde auf ſeiner Stirn feſtgenagelt.

Drittes Kapitel.

Vom Straßenräuber zum Tyrannen. — Sulis heroiſcher Untergang.

Aus Ali Paſchas Werdegang. — Seine Abſtammung. — Sein Vater wird zweifacher Brudermörder. — Ali wird Straßenräuber. — Seine Mutter Kamco und die Schweſter Chainitza ergriffen. — Als Gefangene in Kardiki zur Proſtitution verurteilt. — Ali als Paſcha in Trikala. — Kamcos Tod und Alis Schwur über der Leiche. — Ali bemächtigt ſich durch Verrat und gefälſchten Firman Janinas 1788. — Giftmord an Sepher Bey. — Erſter Feldzug gegen Suli. — Seine Treuloſigkeit und ſchmähliche Niederlage. — Fingierter Mordanfall, um Chainitzas Schwiegerſohn zu beſeitigen. — Die Falltür. — Ali hängt einen beſtochenen Griechen, um erwieſenen Hochverrat zu verheimlichen. — Das Blutbad von Aga-Vaſili. — Die Franzoſen auf Korfu. — Alis Verrat und Folterung am General Roſe. — Einnahme Preveſas. — Ein griechiſcher Biſchof als Henker ſeiner Herde. — Zweiter Krieg gegen Suli. — Religion als Deckmantel. — Tapfere Verteidigung der Sulioten. — Foto Tſchavella ihr Führer. — Seine Verbannung und Prophezeiung. — Neue blutige Kämpfe. — Emineh büßt ihre Fürbitte für Suli mit dem Tode. — Alis Gewiſſensbiſſe. — Heldenmut der Suliotinnen. — Ihr Totentanz und Sprung in die Tiefe. — Siegesfeſt zu Janina. — Unerhörte Folterqualen der Gefangenen. — Ohren- und Naſenſalat. — Kochen von lebenden Menſchen. — Alis Sadismus feiert Orgien.

Ali Paſcha wurde zu Tepelen im Norden von Janina gegen 1741 geboren. Er behauptete, daß ſeine Familie aus Kleinaſien ſtammte und mit den Türken

bei der Eroberung des Landes dorthin eingewandert sei. Aber ohne den Grund für diese Behauptung zu kennen, versichere ich doch, daß sie lügnerisch war.

Der Großvater väterlicherseits verdiente eine andere Nachkommenschaft. Er starb den Heldentod im Jahre 1716. Während der Belagerung von Korfu, das so kraftvoll vom General Schulenburg (sein Denkmal, das das dankbare Venedig dem deutschen General gesetzt hat, erhebt sich noch jetzt in Korfu. D. H.) verteidigt wurde, befehligte dieser Ali, als Pascha von zwei Roßschweifen, eine Division der türkischen Armee. Er nahm furchtlos an dem Sturm auf die Festung teil, bis eine Kugel ihn tot zu Boden streckte. Er hinterließ drei Kinder; das jüngste unter ihnen, Veli Bey und Vater Ali Paschas, wurde von seinen beiden Brüdern aus dem väterlichen Hause gejagt. Die Verzweiflung darüber machte ihn zum Verbrecher.

Wie viele Menschen haben ihre Schande nicht den Lebensschicksalen verdankt, deren Opfer sie geworden sind! Veli, von seiner Familie verstoßen und in Armut gestürzt, wurde Kleft (Straßenräuber, Brigant). Das Räuberhandwerk brachte ihm bald mehr ein als er vordem hatte. Er kehrte nach Tepelen, an der Spitze seiner Bande, zurück und brachte Feuer und Schwert über seine Vaterstadt. Die beiden Brüder waren die Ursache seiner Rache. Sie hatten sich in ein Zimmer ihres väterlichen Hauses geflüchtet. Veli wollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und sie davonjagen, sondern verbrannte sie kurzerhand lebendig darin. Die Beys von Tepelen machten sich an seine Verfolgung.

Der größte Teil seiner Beute wurde ihm abgejagt. Sei es Schmerz über diesen Verlust, seien es Gewissensbisse über seine Verbrechen, seien es vielmehr die Folgen von Gift, jedenfalls überlebte er den Tod seiner Brüder nicht lange. Er hinterließ zwei Witwen, von denen die eine einen Sohn, die andere eine Tochter und einen Sohn hatte. Der letztere, damals elf Jahre alt, war Ali Pascha, seine Schwester hieß Chainitza und ihre Mutter Kamco, Tochter eines Beys von Konitza. Die Mutter Alis, grausam, rachsüchtig, habgierig und intrigant, hatte alle Bosheiten in sich, die eines Tages die Seele des Tyrannen von Albanien vergiften sollten. Um ihrem Sohne die Trümmer der väterlichen Erbschaft zu retten, vergiftete sie schließlich mit der Mutter das andere Kind, das Veli Bey hinterlassen hatte. Sie gab sich allen Kleften preis, von denen sie Unterstützung erhoffte. Gefährtin bei ihren Anschlägen, leitete sie dabei den jungen Ali an. Das Glück begünstigte eine Zeitlang ihre kühnen Unternehmungen. Tepelen fiel in seine Gewalt. Alle Feinde, die er dort noch antraf, erlitten die grausamsten Verfolgungen. Aber diese niederträchtige Herrschaft hatte ein Ende. Die Einwohner von Chormovo und Kardiki (alles Mohammedaner) verbündeten sich und benutzten eine Gelegenheit, wo Ali wieder auf einer seiner blutigen Unternehmungen abwesend war und überraschten Tepelen unter dem Schutz der Dunkelheit. Sie führten Kamco und ihre Tochter als Gefangene nach Kardiki. Grausam war die Sühne für die von beiden Frauen begangenen Verbrechen. Beide wurden in ein entsetz-

liches Gefängnis geworfen. Beim Anbruch der Dunkelheit verließen sie es, um für die Nacht in die Arme irgend eines Mannes zu wandern, den das Los bestimmt hatte. Nachdem sie zwei Monate diesen schändlichen Gelüsten geopfert waren, fielen sie einem Bey von Kardiki zu, dessen Mitleid sie rettete. Er führte sie unbemerkt mit Hilfe einiger Freunde nach Tepelen. Am folgenden Morgen verlangten die Kerkermeister von Kardiki Chainitza und Kamco von dem Bey zurück. Auf die Nachricht von ihrer Flucht reizten sie das Volk auf, das das Haus des edelmütigen Beys verbrannte.

Die beiden Frauen, durch die Beschmutzungen entehrt und vielleicht zum ersten Male tief getroffen in ihrem Schamgefühl, lagen Ali ununterbrochen mit ihrem Wutgeschrei, ihren Tränen und ihren Bitten nach Rache in den Ohren, der so schon von Natur geneigt war, jede Beleidigung in Blut zu waschen. Aber seine erste Unternehmung gegen Kardiki verlief unglücklich, er wurde geschlagen. Im folgenden Jahre erlitt er eine neue Niederlage und mußte in ein griechisches Kloster flüchten. Dort fand er einen großen Schatz. (Diese Erzählung von dem Schatzfinden ist ein Märchen. Ali Pascha hat es anderen Personen selbst bezeugt. Offenbar kannte er also das Gerede, das bei seinen Lebzeiten schon bestand. D. H.). Er war damals 25 Jahre alt. Sein Glück bestimmte den Pascha von Delvino, Capellan, der in Argyro-Castro wohnte, ihm seine Tochter Emineh zu geben. Ein dritter Angriff auf Kardiki nach seiner Heirat schlug gleichfalls fehl.

Nicht lange nachher, als Ali in seinem Wirkungs-

kreis Trikala (Theſſalien) war, ſtarb zu Tepelen in den Armen ihrer Tochter Chainitza ſeine Mutter Kamco. Als ihr Sohn, durch einen Eilboten benachrichtigt, an ihrem Totenbette erſchien, war ſie bereits eine Stunde vorher geſtorben. Das Teſtament der Toten wurde geprüft, und man fand für die Erben zwei wichtige Beſtimmungen: Die eine befahl ihnen, die Niedermetzelung der Bewohner von Kardiki und Chormovo, die andere legte ihnen die Verpflichtung auf, einen Bedel nach Mekka mit einer Opfergabe für die Kabah und ebenſo nach Medina für das Grab Mohammeds zu ſchicken. Jeder Mohammedaner ſoll möglichſt einmal im Leben nach Mekka pilgern. Leute, die im Leben verhindert waren, beſtimmen im Teſtamente oft, daß ein armer Mann von anerkannter Rechtſchaffenheit für ſie dieſe Pilgerſchaft ausführt. Dieſe Männer heißen Bedel. Die Erfüllung der erſten dieſer Verpflichtungen wurde gleich über der Leiche geſchworen.

Die Kleften (Banditen) ſahen Ali bald wieder an ihrer Spitze. Die Berge von Zagora und die Nachbargebiete von Tepelen waren der Hauptſchauplatz der ſchauderhaften Grauſamkeiten dieſer wilden Bande, ſo daß Kurd Paſcha, damals in Berat, Truppen gegen ſie aufbrachte und Ali gefangen nahm. Aber er wußte ſeinen Sieger ſo für ſich durch tiefen Reſpekt vor ihm einzulullen, daß ihn dieſer weniger als einen Gefangenen, ſondern mehr als ſeinen Günſtling behandelte und ihn ſogar reich beſchenkt entließ. Neue Verbrechen waren die Folge, ſo daß von Konſtantinopel der Befehl kam, die ganze Kleftenbande auszurotten.

Aber Kurd Pascha begann, anstatt mit ihnen zu kämpfen, mit Ali zu verhandeln und schloß Freundschaft mit ihm. Zum Danke dafür versuchte er, die Tochter von Kurd Pascha, die an Ibrahim Bey von Avlona verheiratet war, zu verführen. Vom Gatten selbst überrascht, als er gerade die Mauer des Harems hinaufklettern wollte, mußte er schleunigst fliehen; denn in der Türkei gilt der Angriff auf die Ehre einer verheirateten Frau als unverzeihliches Verbrechen. Aus Furcht, daß Tepelen kein sicherer Zufluchtsort mehr für ihn sei, ging er in den Dienst des Pascha von Negroponte (Euböa) und kehrte erst nach langer Zeit in seine Heimat zurück. Hier begann das alte Leben von neuem. Er brachte Libokhovo und Chormovo durch Hinterlist in seine Hände. Seine dort verübten Grausamkeiten waren unerhört, so daß Konitza, Premeti und die benachbarten Gebiete freiwillig sich seiner Herrschaft unterwarfen. So in seiner angemaßten Macht gestärkt, bat er in Konstantinopel den Pascha von Delvino, der damals in Ungnade gefallen war, angreifen zu dürfen. Ali erhielt die Erlaubnis. Aber da ein offener Angriff Gefahren in sich barg, begab er sich nur von wenigen Leuten begleitet nach Delvino zum Pascha. Dieser empfing ihn wie einen, der gleich ihm geächtet und seinem Todesurteil entronnen war. Der Lohn für diese Gastfreundschaft war der Tod. Ali meuchelte ihn und ergriff auch den Sohn des Opfers, um ihn gefangen fortzuführen. Aber das Volk bewaffnete sich voll Empörung und zwang den Mörder, ihn und die vornehmsten Be-

wohner Delvinos, die er auch schon in seiner Gewalt hatte, wieder frei zu geben.

Als der Krieg zwischen Oesterreich, Rußland und der Pforte ausbrach, stellte Ali Pascha ein Hilfskorps von Albanesen. Wegen seines tapferen Verhaltens im Kriege wurde er Pascha von zwei Roßschweifen und Gouverneur von Trikala (Thessalien). Aber das Ziel seines Ehrgeizes war Janina. Gold, Gift und Heuchelei gingen voraus, als er an der Spitze einer starken Abteilung plötzlich vor Janina erschien.

Griechische Parteigänger, die Ali seit langer Zeit in Janina unterhielt, gingen auf sein Anstiften nach Konstantinopel, um den Befehl über die Stadt für ihn zu erbitten. Ihre Bemühungen waren umsonst, im Gegenteil, sie mußten einen Firman mitnehmen, der Ali befahl, sich nach Trikala zurückzuziehen und sich nicht in die Dinge von Janina zu mischen. Ein Grieche aber eilte voraus, um seinen Herrn von dem wahren Inhalt des Befehls zu unterrichten. Ali schickte ihn schleunigst seinen Begleitern wieder entgegen. Unmittelbar nach seiner Ankunft bei ihnen starb der Träger des kaiserlichen Firmans an Gift. Die Gesandtschaft setzte ihre Reise nach Janina fort. Als sie dort eintrifft, beeilen sich die Beys der Stadt, den Firman zu öffnen. Sie finden anstatt ihrer Erlösung die Aufforderung, Ali Pascha als Herrn anzuerkennen. Ali Pascha zog jetzt an der Spitze seiner Truppen (Oktober 1788) in die Stadt ein, aus der eine große Anzahl der Bewohner flüchtete.

Man hätte nun glauben sollen, daß der Divan

diese hinterlistige Frechheit züchtigen würde, aber der kannte bereits die Preise, mit denen Ali Pascha sich von seinen Verbrechen loszukaufen pflegte. Im Gegenteil, das Paschalik Janina wurde ihm nicht nur bestätigt, er erhielt das überaus wichtige Amt des Derwend Pascha von Rumelien (Aufseher der öffentlichen Straßen). Um dieselbe Zeit sah sich Ibrahim Pascha von Berat genötigt, Truppen auszuheben, um den beständigen räuberischen Einfällen Ali Paschas auf sein Gebiet ein Ende zu machen. Den Befehl über diese Armee erhielt Sepher Bey, ein Bruder Ibrahims, der als Kia-Kia den Schwiegersohn der Chainitza mitnahm. Aber der Krieg endigte wieder, weil Ibrahim Ruhe haben wollte, mit einem Vertrage, indem er seine eigene Tochter Mukthar dem ältesten Sohne Ali Paschas zur Frau gab. Der Pascha von Berat sah auch zu spät ein, daß die Freundschaft eines Verräters gefährlicher als seine Armee ist. Ali Pascha haßte den rechtschaffenen und mutigen Sepher Bey, den zärtlich geliebten Bruder Ibrahims, und ließ ihn durch einen griechischen Arzt aus Zagori vergiften. Als man den grausamen Anstifter des Verbrechens nannte, behauptete Ali Pascha, daß der Giftmörder von Ibrahims Gattin selbst bezahlt sei, weil sie eifersüchtig auf den Einfluß Sephers bei ihrem Gatten gewesen sei. Er tat es, um sich dafür zu rächen, daß sie sich nicht hatte von ihm entehren lassen wollen. Die plumpe Hinterlist wurde indes gleich entlarvt, aber was machte Ali Pascha eine Schande mehr oder weniger? Er stieg höher in seiner Macht und erhielt

das Paschalik von Arta, ferner wurde Akarnanien, Klissura, Premeti, Konitza und Ostanitza seiner Macht unterworfen.

Jetzt warf er seine Blicke auf die Sulioten, einen albanischen Stamm griechisch-orthodoxer Konfession, die aber nur Albanisch sprechen. Es erschien mir nicht unnötig, gerade auf diesen letzten Umstand hinzuweisen. Denn die Eitelkeit der Griechen hat sie oft dahin geführt, die Einwohner von Suli als ihre Volksgenossen zu reklamieren, eine Behauptung, deren Hinfälligkeit durch Sitten, Tracht und Sprache, die rein albanesisch sind, erwiesen wird. Die Art und Weise, wie die Feindseligkeiten in diesem ersten Kriege gegen Suli eröffnet wurden, ist des Tyrannen von Janina würdig. Er gab vor, seine alten Feinde in Argyro-Kastro bekriegen zu wollen und dazu der Hilfe der Sulioten zu bedürfen. Sie schickten eine Anzahl Leute. Als diese, nichts ahnend und waffenlos, sich eines Tages ihren kriegerischen Spielen in Janina hingaben, fielen die Soldaten Ali Paschas über sie her und legten sie in Ketten, mit Ausnahme von dreien. Die beiden ersten dieser drei hatten Zeit, zu ihren Waffen zu eilen und ließen sich in Stücke hauen, ehe sie sich ergaben. Der dritte entkam und brachte Kunde von diesem niederträchtigen Verrat. Ali Pascha hatte die Sulioten zu überraschen gedacht, fand aber bei seiner Ankunft die ganze Bevölkerung in Waffen. Er wollte verhandeln, aber man warf ihm seine Treulosigkeit vor. Jetzt befahl er den Angriff. Aber Greise, Kinder und Frauen, an ihrer Spitze eine Amazone, Mosko

mit Namen, eilten zur Verteidigung der Heimat herbei. Alis Armee wurde vernichtend geschlagen, viertausend Mann wurden getötet oder gefangen genommen. Er selbst ritt auf seiner rasenden Flucht ein Pferd zuschanden. Der Sieg entschied über das Los der 67 gefangenen Sulioten. Sie wurden freigegeben. Ehe er nun einen neuen Krieg gegen diesen tapferen Feind begann, wollte er die aus dem Wege schaffen, die ihnen hätten zu Hilfe kommen können. Ibrahim Pascha war der eine von ihnen. Ali Pascha schämte sich nicht, trotz aller Perfidien, mit der er seine Güte bezahlt hatte, ihn um seine zweite Tochter, für seinen zweiten Sohn, Veli Bey, zu bitten. Der schwache Ibrahim gab nach. Ein Verbrechen, durch die Begleitumstände noch wilder als das an Sepher Bey begangene, leitete das neue Fest ein. In Albanien besteht der Brauch, der verlangt, daß die Familie der Braut einen Mann von Bedeutung auswählt, um die Gattin ihrem zukünftigen Gemahl zu übergeben. Diese Persönlichkeit spielt dann bei den Hochzeitsfeierlichkeiten eine große Rolle und wird ein ganz enger Verwandter beider Familien, deren Kinder heiraten. Ibrahim glaubte für dieses offizielle Amt keine bessere Wahl treffen zu können, als den angeheirateten Neffen Ali Paschas selbst, den Schwiegersohn seiner Schwester Chainitza. Denn er hatte sich den Haß des Onkels zugezogen, weil er als Kia-Kia des unglücklichen Sepher Bey gegen ihn gekämpft hatte. (S. oben.) Diese Gelegenheit konnte Onkel und Neffen wieder aussöhnen, wie sich der gute Pascha von Berat

schmeichelte. Während des Winters von 1791 fand die Uebergabe der Braut am Hofe von Janina statt. Mitten in den Festlichkeiten ließ Ali bekanntmachen, daß man ihn durch einen Flintenschuß habe ermorden wollen, und daß der Meuchelmörder sich allen Nachforschungen zu entziehen wisse. Die Nachricht verbreitete Schrecken im Palast und in der Stadt. Jeder zitterte, als Schuldiger festgenommen zu werden. Die Häscher schienen sich viel Mühe zu geben, ihn ausfindig zu machen. Schließlich erklärten sie, daß ihre Nachforschungen und die Verfolgung des Mörders erfolglos geblieben seien. Ali aber trug die größte Angst um sein Leben zur Schau. Er erklärte, daß er nur noch eine einzelne Person in Audienz empfangen werde und auch die nur ohne jede Waffe. Ein Zimmer wurde besonders als Audienzsaal eingerichtet. Es befand sich über einem Gewölbe. Der Eingang, in Form einer Falltür, befand sich in der Mitte, und eine Leiter war daran gelehnt zum Hinaufsteigen. Diese stupide und niederträchtige Erfindung, die Karl IX. selbst nach der Bartholomäusnacht (1572) nicht in Gebrauch zu setzen gewagt hatte, machte es vier Tage lang den Höflingen Alis leicht, Audienzen bei ihm zu erlangen. Am fünften ließ er seinen Neffen rufen, um ihm, wie er sagte, seine Hochzeitsgeschenke zu überreichen. Der Schwiegersohn Chainitzas glaubte an diese Gunst und überließ sich einer nichtigen Freude.

Seine Freunde beglückwünschten ihn und er lieferte frohgemut seine Waffen den Albanesen aus, die ihn am Fuße der Leiter erwarteten. Kaum hatte er die

Falltür betreten, die sich wieder über ihm schließt, als ein Pistolenschuß ertönt. Die Schulter des jungen Mannes wird von ihm zerschmettert, er stürzt zu Boden. Nach einigen Minuten Totenstille hört man die Stimme Alis um Hilfe schreien. Seine Leibwächter stürzen herbei, er schreit, daß er soeben seinen Neffen getötet habe, weil er ihm (Ali) ans Leben wollte. (Man versteht nach der Beschreibung nicht recht, wie der Mord vor sich gegangen ist. Man kann nur annehmen, daß Ali einen Mörder in dem Gewölbe bereit hatte, der den Herabgestürzten erschoß, und daß er dann den Leichnam wieder in den Audienzsaal hinaufbringen ließ. Dem widerspricht aber, daß Ali selbst angab, ihn niedergeschossen zu haben. Die ganze Beschreibung der Falltür über dem Gewölbe erscheint nicht recht glaublich, jedenfalls nicht verständlich. D. H.).

Ali befahl, die Kleider des Toten zu durchsuchen. Man zieht einen Brief daraus hervor, mit Einzelheiten über eine Verschwörung. Der Bruder des Schwiegersohns von Chainitza wurde darin stark belastet. Auf den gefälschten Brief hin schleppt man den Bruder des Toten herbei und erdrosselt ihn in Gegenwart Ali Paschas. Kurbans (Opferung von Hammeln, deren Fleisch man an die Teilnehmer der Handlung verteilt) werden veranstaltet, um Gott für die Entdeckung der schrecklichen Verschwörung zu danken. Viel eher mußte man ihm für das Gelingen eines so scheußlichen Meuchelmordes danken; denn als man den Leichnam des Opfers wusch (nach mohammedanischem Ritus werden noch heute in Albanien die Leichen

der Mohammedaner aufs sorgfältigste von einem Geistlichen gewaschen. D. H.) fand man, daß sein Kopf an mehreren Stellen zerschmettert und verbrannt war. Boten wurden abgeschickt, um sich der Güter und des Hausrates von beiden Brüdern zu bemächtigen, weil es recht und billig sei, wie ein Dekret sagte, daß Ali seine Meuchelmörder beerbe.

Im folgenden Jahre bekam der Sultan unumstößliche Beweise in die Hände, daß Ali Pascha mit einer fremden Macht in Verhandlung stände, um sich unabhängig zu machen, und schickte deshalb ein Kapidschi-Baschi nach Janina, um den Dingen auf den Grund zu gehen. Der Tyrann hielt die Zeit zu einer Schilderhebung noch nicht für gekommen und setzte alles daran, um sich rein zu waschen. Es gelang ihm durch Versprechungen, einen Griechen zu gewinnen, der in der Hoffnung, eine große Summe dafür zu erhalten, sich bereit erklärte, im offenen Mekemeh (Polizeigericht) zu erklären, daß er der Urheber jener Papiere sei, die die Anklage rechtfertigten. Der Grieche sagte also aus, daß er sich des Siegels des Paschas ohne dessen Willen bedient habe, um seinem Schreiben mehr Gewicht zu verleihen. Kaum hatte er diese Aussage gemacht, so ließ Ali ihn im Hofe, wo das Gericht stattfand, sofort hängen, weil er fürchten mußte, der Gimpel könnte sein Geständnis widerrufen, oder wenigstens sein versprochenes Geld verlangen. So erweckte er dazu den Anschein, als ob er es sehr eilig habe, dem Sultan Genugtuung zu schaffen. Aber dieser Vorfall brachte

Ali zur Erkenntnis, daß er seine Macht noch ausdehnen müsse. Er mußte neue Eroberungen machen, um der argwöhnischen Ueberwachung der Pforte trotzen und ihren Anstrengungen, ihn niederzuhalten, widerstehen zu können. Dem Anscheine nach die öffentliche Ruhe und Ordnung zu schützen, begann er einen grausamen Vernichtungsfeldzug gegen seine alten Kameraden, die Kleften. Der wahre Grund seiner Geschäftigkeit war, seine Albanesen an wirkliche Gefahren zu gewöhnen, wie die Verfolgung von Straßenräubern sie bot. Er hatte bald Gelegenheit, ihre Kraft auf die Probe zu stellen. Denn Mustafa Pascha von Skutari in Ober-Albanien* hatte sich gegen den Sultan empört. Ein Firman, der ihn zum Tode verurteilte, wurde gegen ihn geschleudert und alle Paschas von Rumeli-Valessi mit ihren Truppen gegen ihn aufgeboten. Ali Pascha nahm die Gelegenheit wahr und bemächtigte sich des wichtigen Ochrida. Er veranstaltete dabei unter den Einwohnern ein großes Gemetzel und setzte über sie einen seiner Beys, dem er die Witwe von Chainitzas Schwiegersohn zur Gattin gab. 1798 besetzten die Franzosen Korfu (d. h. nach dem Untergange der venetianischen Republik. Die Franzosen bemächtigten sich damals auch der übrigen venetianischen Besitzungen im Adriatischen Meere. D. H.). Ali Pascha hatte mit Napoleon während seiner Feldzüge in Italien in Briefwechsel ge-

* Er ist von der Familie der Buschatlija, die wie andere große Adelsfamilien, z. B. die Toptani mit Essad Pascha von Tirana an der Spitze, ihre Paschaliks als Erbstatthalter verwalteten. Die Buschatlija regierten wie eine Erbdynastie über hundert Jahre in Skutari, und wurden erst 1834 für immer gestürzt. Der letzte dieses Stammes ist nach dem Balkankriege in die Heimat von Konstantinopel zurückgekehrt. D. H.

ſtanden. Unbedachterweiſe erhielt er von den Franzoſen die Erlaubnis, den Kanal von Korfu zu befahren, was die Venetianer den Türken nie zugeſtanden hatten. Ali Paſcha benutzte gleich die Gelegenheit und landete unverſehens am Oſterſonntag, während die Chriſten beim Gottesdienſte waren, an der verlaſſen daliegenden Küſte der Städte Aya-Baſili und Novitza-Buba Truppen. 6000 Perſonen wurden niedergemetzelt. Nach dieſem Ueberfall brachte er Porto-Palermo und Santi-Quaranta mit der berühmten Fiſcherei und den beträchtlichen Einkünften in ſeine Hände. Der tugendhafte und mit Recht berühmte Paßvan-Oglu, Paſcha von Widdin, befand ſich ſeit einiger Zeit gegen den Sultan im Aufſtande. Ali Paſcha bemühte ſich, ſeinem Herrn gefällig zu ſein und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze eines albaniſchen Korps, das er dem Großveſir liefern mußte. Aber während ſeiner Anweſenheit am Ufer der Donau kam die Nachricht vom Einfall der Franzoſen in Aegypten (1798). Ali erhielt vom Großveſir die Erlaubnis, in ſein Paſchalik zurückkehren zu dürfen, weil es den Joniſchen Inſeln, wo die Franzoſen jetzt Herren waren, gegenüber lag. Er beſchloß, ſie ſofort als Feinde zu behandeln. Aber wenn ihn ſchon bei den Kämpfen mit den benachbarten Paſchas die Vorſicht bewogen hatte, ſeinen Waffen mit Hinterliſt zu Hilfe zu kommen, ſo deuchte ihm das noch notwendiger, wenn es ſich darum handelte, Soldaten anzugreifen, deren Heldenmut und militäriſche Erfahrung Europa in Furcht und Schrecken ſetzte.

Der General Roſe befehligte in Korfu. Ali Paſcha

schrieb ihm, daß sie sich über Dinge zu besprechen hätten, die sie beide berührten und bat ihn, an einen Ort zur Beratung zu kommen, den er ihm angab. Der General setzt ohne das geringste Mißtrauen nach der anderen Seite des Kanals über, landet und wird in einem Wagen zu Ali Pascha gefahren. Dieser empfängt ihn mit größter Achtung und mit rührenden Beweisen seiner Freundschaft. Sie speisen zusammen. Rose, voll Freude über einen solchen Empfang, meinte, daß hoffentlich nichts ihre Freundschaft trüben werde.

„Ich will dir davon einen neuen Beweis geben," antwortete Ali und befahl den Albanesen, sich des Generals zu bemächtigen. Man wirft sich auf ihn, knebelt ihn und schleppt ihn in ein Nachbarzimmer, wo man während des Essens schon alle Vorbereitungen zur Folter getroffen hatte. Als der französische Offizier unter den furchtbaren Qualen die militärische Lage der Jonischen Inseln klarlegte, schrie ihn Ali an: „Du hast von Freundschaft gesprochen? Davon kann zwischen einem Muselmann wie ich und einem Christenhunde wie du keine Rede sein; ihre Folgen will ich dir jetzt beweisen."

Nach der Folterung schickte er den General unter Bedeckung nach Konstantinopel, wo er ihn als Spion angab, den er auf frischer Tat ertappt hätte. Der Unglückliche starb nach einem Monat an den Folgen der Folterung, und die Franzosen haben Rose nicht gerächt.

Dieser gemeinen Verräterei, die dem Divan als Akt der Gerechtigkeit hingestellt wurde, folgte ein Bund mit Russen und Engländern unter Zustimmung des Sultans, um den Franzosen alle venetianischen Städte

auf türkischem Boden, Prevesa, Parga, Vonitza und Butrinto zu entreißen. Prevesa zog zuerst seine Blicke auf sich. Ein griechischer Bischof, sein Vertrauter, wurde beauftragt, den Geist der Zwietracht und des Verrates auszusäen. Ein anderer Versucher, Lazaro Botzari, ein Suliotenhäuptling, war sein Spießgeselle. Er überredete seine Stammesgenossen, der Armee Ali Paschas den Durchzug nach Prevesa zu gewähren. Ihre Unwissenheit in politischen Dingen sollte den Sulioten bald verhängnisvoll werden. Ali Pascha erschien, von vielen Umständen begünstigt, plötzlich vor Prevesa. Nur eine kleine Anzahl Männer hatte Zeit, Frauen und Kinder nach Santa-Maura fortzuschicken. General Salcette hielt die Stadt mit 260 Mann besetzt. Er beeilte sich, die Vorbereitungen zur Verteidigung zu treffen. Ein Ingenieur-Offizier, der die Schanzarbeiten leitete, starb nach wenigen Tagen an Gift, und hatte nur Zeit, zwei Schanzen anzufangen. Angriff und Verteidigung waren gleich wütend und überdies tat die Verzweiflung das ihrige. Die 260 Franzosen waren gezwungen, sich zu ergeben, nachdem sie 1100 Albanesen getötet hatten. Die Reihen der Prevesaner wurden durchbrochen und diese ergriffen die Flucht. Die Albanesen sind in Prevesa. Zweimal 24 Stunden war es der Schauplatz von Raub, Mord und Brand. Ali Pascha ist wie ein Tiger, den der Blutdampf noch mehr zum Gemetzel aufreizt und will sofort auf Vonitza, nahe dem alten Aktium gelegen, marschieren. Der griechische Bischof wird wieder zu seinen Religionsbrüdern geschickt, um sie zu verführen und zu betrügen.

Er verlangt im Namen von Ali Pascha die Köpfe von vier krank im Hospital liegenden französischen Soldaten. Logotheti Calichopulo, Vornehmster unter den Griechen von Vonitza, unterstützte die Forderung, und der Bischof begab sich mit den vier Köpfen zu seinem Herrn zurück, um sie ihm als würdiges Geschenk zu überbringen. Am Ende des Golfes trifft er eine große Anzahl Prevesaner, die dem Blutbade entronnen und dem Hungertode nahe waren. Als sie ihn sahen, flehten sie ihn in seiner Eigenschaft als Priester an, ihnen Gnade bei Ali Pascha zu erwirken. Der Bischof versprach sie ihnen im voraus und diente der unglücklichen Menge als Führer; dann lieferte er sie dem unerbittlichen Sieger aus. Die Unglücklichen wurden, 200 Mann stark, am folgenden Tage nach Salaghora, am Golf von Arta, gebracht, wo ein einziger Mann beauftragt wurde, ihnen die Köpfe abzuschlagen. Der Todeskampf wurde durch die Langsamkeit der Metzelei verlängert.

Ein Anschlag auf Santa-Maura schlug fehl. Es wurde durch den russischen Admiral Uschakoff gerettet, der sich mit einem Schiff dort vor Anker legte. Ali machte Parga Bündnisvorschläge, das diese verwarf. Dafür bemächtigte er sich Butrintos und Gomenitzas. Einige französische Soldaten sprengten das Fort Butrinto in die Luft, ehe sie es räumten.

Um Ali Paschas Ergebenheit für seine Person und den Propheten, wie er glaubte, zu belohnen, schickte ihm der Sultan einen Ehrensäbel und einen Pelz. Ali glaubte sich durch eine aufsehenerregende Tat dessen würdig zeigen zu müssen und rief nach Janina alle

albanischen Beys und Häuptlinge, die seiner Herrschaft unterworfen waren. Er ließ ihnen durch einen Scheik eine Predigt halten, des Inhalts, daß es ihre Pflicht sei, alle Christen auf muselmännischem Boden auszurotten oder sie zum Islam zu bekehren. Der Schluß dieser Predigt war überwältigend, und als Ali Pascha sah, wie sie die Versammlung elektrisierte, sprang er auf, als wenn der Geist Gottes ihn erfaßt hätte: „Auf, meine Brüder, zeigen wir uns als wahre Muselmänner; rotten wir die ungläubigen Christen, diese Feinde des Propheten und des Sultans aus. Ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Herden, ihre Häuser, ihre Ländereien, ihr Geld gehören euch. Ich will für meinen Teil nichts davon und begnüge mich mit der Belohnung in jener anderen Welt für das Gute, was ich hier auf Erden tue. Meine einzige Absicht ist, unsere Religion zu stärken und ihren Glanz zu erhöhen. Ihr werdet mich in meiner Absicht mit eurer Kraft unterstützen. Nachher will ich ein Hadschi werden. Ich will mich in ein Kloster zurückziehen und dort als Derwisch sterben. Aber solange es noch Christen auf dieser Erde gibt, — keine Ruhe für mich! Mögen darum alle, die Gott lieben, auf den Koran schwören, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis sie die Sulioten zu Rajas gemacht oder zu Tode gebracht haben.“ Nach diesen Worten brachte man ihm Wasser. Er machte die vorgeschriebenen religiösen Waschungen, nahm aus den Händen des Scheiks Jussuf den Koran und leistete den Eid.

Die Einzelheiten der Versammlung sind mir von hervorragenden Personen, die daran teilnahmen, mit-

geteilt worden. Alle Häuptlinge folgten ſeinem Beiſpiel.

Zehntauſend Leute hatte Ali bald um ſeine Fahne geſchart. Sie ſetzten ſich in Bewegung und die Liſt leuchtete auf ihrem Marſche und ſtreute denen, gegen die er zog, Sand in die Augen, daß ſie nicht gewarnt werden konnten. Verſchiedene Gerüchte gingen um, es hieß, ſie wollten Korfu erobern, dann wieder ſoll es nach Santa-Maura gehen, andere ſagen, ſie wollen ſich nach Aegypten (d. h. gegen die Franzoſen, die unter Napoleon dorthin jenen berühmten Zug unternommen hatten und nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich unter Kleber mehrere Jahre blieben. D. H.) wenden.

Nein: Plötzlich ſtehen ſie vor dem überraſchten Suli, deſſen erſte Häuſer ſchon verwüſtet werden.

Lazaro Botzari, der ſich eine Partei im eigenen Lande geſchaffen hat, geht mit ſeinen Angehörigen ins Lager Ali Paſchas als Ueberläufer. Eine wilde Verteidigung macht den wütenden Angriff zuſchanden. Auf beiden Seiten ſind die Kräfte gleich, aber das Glück hat die gute Sache noch nicht verlaſſen. Einer der erſten Generale Alis fällt, die Verwegenſten unter den Albaneſen laſſen ihr Leben in den Engpäſſen. Die Sulioten bleiben überall Sieger.

Jetzt teilt Ali ſeine Armee in fünf Abteilungen und läßt die hauptſächlichſten Engpäſſe, die in das Bergland führen, beſetzen, um die Verbindung mit der Küſte abzuſchneiden. Er errichtet feſte Türme und belegt ſie mit Mannſchaften und verſieht ſie mit Kanonen. Bei all den Sorgen, die dieſe Blockade mit ſich bringt, klagt er gegen die Sulioten am Hofe von Konſtantino-

pel und erhält vom Sultan das Recht, von jedem albaniſchen Bey Mannſchaften zu verlangen. Als er merkte, daß der Hunger den Unglücklichen zuſetzte, ſchlug er ihnen einen Waffenſtillſtand vor, abgeſchloſſen dadurch, daß ſie ihm 24 Geiſeln ſtellten. Die Belagerten, in der Hoffnung auf Ruhe und Lebensmittel, wenigſtens für kurze Zeit, gaben ſie. Kaum im Lager Alis angekommen, werden ſie in Ketten gelegt. Ali läßt den Sulioten ſagen, daß ſie ſich ergeben ſollen, andernfalls würden ihre Geiſeln erwürgt. Die Sulioten antworten, daß 24 Menſchen nicht das Schickſal eines Volkes entſcheiden und daß ſie ſich nie ergeben werden. Aber Ruhe und Lebensmittel, die ſie durch einen Waffenſtillſtand nicht hatten erlangen können, gab ihnen der Ruf, den Ali erhielt, ſich beim Heere des Großveſirs einzufinden. Die Pforte mußte nämlich wieder gegen den berühmten Veſir von Widdin (Pasvan Oglu. D. H.) kämpfen. Aber der Feldzug war nur kurz und die Albaneſen kehrten bald vor die Tore Sulis zurück. Hier hatte das Gold des Paſcha von Janina zwei neue Verräter unter den Sulioten verführt, Kutſchoniko und Kitſcho Botzari, den Bruder von Lazaro.

Die beiden wirkten auf ihre Mitbürger ein, und durch dringende Bitten und perfide Begründungen ſetzten ſie die Verbannung des beſten Verteidigers von Suli, des Foto-Tſchavella durch. Er war der Sohn jener Mosko, die mehr als einmal tapfer für ihr Vaterland gefochten hatte. Er unterwarf ſich mit Ergebung dem ungerechten und von Blindheit geſchlagenen Richterſpruch der Sulioten und lehnte es mit

Verachtung ab, ſich vor ihnen zu rechtfertigen. Nur von der Gefahr ſprach er, die ſie liefen, wenn ſie den Verſprechungen des Feindes trauten. Dann nahm er eine Fackel und zündete ſein Haus an, denn er wollte es lieber in Flammen aufgehen ſehen, rief er, als eines Tages zu hören, daß es von einem Muſelmann beſchmutzt ſei.

Die griechiſch-orthodoxen Prieſter, die von Ali beſtochen waren und großen Einfluß auf die religiöſe Seele Foto-Tſchavellas ausübten, überredeten ihn, ſich zum Tyrannen von Janina zu begeben, der zu gern eine einzige Zuſammenkunft mit ihm haben möchte. Ali Paſcha ſucht ihn um alles in der Welt für ſich zu gewinnen; als er ſah, daß es umſonſt ſei, warf er ihn in ein ſchreckliches Gefängnis.

Die Feindſeligkeiten begannen von neuem. Die Zahl der Angreifer betrug damals mehr als 20 000 Mann. Veli Paſcha, der zweite Sohn Alis, befehligte ſie. Das Blut floß in Strömen, aber der Sieg blieb den Sulioten. Jeder Zuſammenſtoß mit dem Feinde war für ſie ein neuer Triumph; und doch ſollte die letzte Palme für ſie die von Märtyrern des Glaubens ſein.

Die tugendhafte Gattin Alis, Emineh, die Mutter von Muktar und Veli, ſah die Greueltaten voraus, die die Niederlage im Gefolge haben würde. Weib, Mutter und Gattin ſchauderte ſie, wenn ſie an die Folterqualen dachte, die der Sulioten harrten. Da ſie ihre Söhne liebte, zählte ſie im Geiſte die Tränen, die jede Mutter in dieſem Kriege ſchon vergoſſen haben mußte. Erſchüttert von den finſtern Vorſtellungen, die

ihre Seele bewegten, vergaß sie ihre Vorsicht, so daß sie auf ihr mitleidiges Empfinden hörte. Ueberdies konnte sie hoffen, daß ihre Tugenden eine Belohnung erfahren dürften und ihre Tränen und Bitten einige Macht auf die Seele ihres Gatten ausüben würden. Sie begibt sich zu Ali Pascha, wirft sich zu seinen Füßen und umklammert leidenschaftlich seine Knie. Endlich spricht sie von ihrer Herzensangst. Sie hatte von Edelmut und Gnade gesprochen. Ali hörte sie unschlüssig an; sie spricht den Namen Sulioten aus. Seine Pistole ziehen und auf sie schießen, ist das Werk eines Augenblicks. Emineh ist zwar nicht getroffen, aber der Schrecken läßt sie wanken, sie stürzt zu Boden. Ihre Dienerinnen eilen herbei und tragen sie in ihre Gemächer. Zum ersten Male vielleicht in seinem Leben zittert Ali vor einem Morde. Es ist doch immer seine Gattin, die Mutter seiner Kinder, die sich zu seinen Füßen geworfen hat. Gewissensbisse quälen ihn, er will deshalb noch in der Nacht sein Opfer wiedersehen. Aber ihm wird der Eintritt verwehrt, er besteht darauf, man weigert sich, ihm zu gehorchen. Dieser Widerstand weckt seinen Jähzorn. Er brüllt, wirft sich gegen die Tür und stößt sie ein. Mit einem Wutschrei stürzt er weiter in das Zimmer seiner Gattin. Als sie den Lärm und den Schrei hört und plötzlich ihren Henker vor sich sieht, glaubt Emineh, daß er kommt, um ihr den Rest zu geben. Der Schrecken raubt ihr die Sinne, sie windet sich in furchtbaren Krämpfen am Boden und haucht noch in derselben Nacht ihre Seele aus. Eine wilde Verzweiflung ergreift Ali, und als

Folge seiner Gewissensbisse wurde er in der Dunkelheit der Nacht von schrecklichen Visionen gequält. Sie zeigten ihm beständig den blutigen Schatten Eminehs. „Mein Weib! mein Weib!“ schrie er darauf, „sie ist es! Es ist Emineh! Ihre Augen drohen mir! Sie ist zornig! Rettet mich! Erbarmen!“

Zehn Jahre nach ihrem Morde wagte er noch nicht allein in einem Zimmer zu schlafen.

„Die Natur rächt sich zur Stunde des Schlummers,“ sagt der Dichter.

Unterdessen unterwühlten die Schätze Alis wie eine Mine die Eingeweide Sulis; sie schufen den Abgrund, der die unglückliche Bevölkerung verschlingen sollte. Ein dritter Ruchloser, unwürdig seines Namens als Suliote, Pylioguſi geheißen, brachte es fertig, mehrere Volksgenossen zu verführen und ein Korps von 200 Albanesen unter Cassim-Aga von Tepelen in die Stadt einzulassen. Sobald Veli Pascha Nachricht von dem gelungenen Verrat bekam, ließ er einen Generalangriff befehlen. Die Sulioten eilten zur Verteidigung ihrer Pässe herbei. Aber während sie noch vorne kämpften, wurden sie im Rücken angegriffen. Ueberrascht und vom Kreuzfeuer arg mitgenommen, wurden ihre Reihen durchbrochen. Sie flüchteten sich in ihre Festungen Kako-Suli und Kunki. Die Türken waren Herren der Burg von Kiatfa.

Hunger und die Furcht vor Verrätern vollendete die Niederlage. Im Dezember 1803 kapitulierten die Sulioten. Der Vertrag gestattete ihnen, sich überall niederzulassen, wo sie wollten, nur nicht in ihren

Bergen. Die Unglücklichen beschlossen, sich in zwei Gruppen zu teilen, von denen die eine nach Prevesa, die andere nach Parga gehen sollte. Von Ali kommt der Befehl, beide niederzumetzeln. Die Albanesen stellen sich der nach Parga entgegen. Sie war in Gefahr, zu unterliegen. Aber natürliche Anlage und Erfahrung reichten sich bei ihnen die Hand. Sie bildeten ein Viereck, in dessen Mitte sie Greise, Frauen, Kinder und ihre Viehherden nahmen, und unter dem Schutz dieses hervorragend militärischen Manövers, ziehen sie in Parga unter den Augen ihrer Würger ein.

Die Abteilung, die nach Prevesa zog, hatte nicht dasselbe Glück. Sei es, daß der unvermutete Ueberfall oder die Verblüffung über den Angriff es ihnen unmöglich gemacht hatte, sich zu verteidigen, jedenfalls stob diese Abteilung in regelloser Flucht auseinander nach einem griechischen Kloster namens Zalongo. Die Mohammedaner zerbrachen das Tor und umringten ihre Opfer. Raub, Mord und alle Schrecken eines Massakre entweihten den Ort und vernichteten die Trümmer dieser unglücklichen Sulioten.

Hundert Frauen mit einer Anzahl Kinder waren noch übrig. Sie waren von den Ihren getrennt worden. Von der Höhe eines Felsens, den sie erklettert hatten, wurden sie Zeugen des fürchterlichen Schicksals ihrer Volksgenossen. Auch ihnen droht dasselbe. Aber ein plötzlicher Entschluß verspricht ihnen Hilfe gegen Entehrung und schmachvolle Martern. Sie fassen sich an den Händen und beginnen auf einer flachen Stelle des Felsens einen Kriegstanz, dessen Schritte ein

unerhörter Heldenmut begeisterte und dessen Rhythmus die Todesangst beflügelte. Patriotische Gesänge begleiteten ihn, ihr Kehrreim schallte den Mohammedanern in die Ohren — der Himmel hörte sie. Und beim letzten Kehrreim stießen die Frauen einen markdurchdringenden und langen Schrei aus, der bis zum Boden des schrecklichen Abgrundes andauerte, in den sie alle ihre Kinder mit hineingerissen hatten! Suleiman-Aga, ein albanischer Offizier, der Augenzeuge dieses furchtbaren Trauerspiels war, hat mir alle Einzelheiten erzählt. Tränen kamen ihm in die Augen, als er davon sprach, und dabei gehörte er zur Armee Ali Paschas! Sobald dieser Nachricht von der Einnahme Sulis erhielt, begab er sich von Janina an Ort und Stelle, wo er während einer Woche seine Eroberung durch schauderhafte Metzeleien berüchtigt machte. Die armen Gefangenen, die der Tod auf heimatlichem Boden verschonte, wurden nach Janina gebracht; sie sollten mit ihren Martern die hervorragende Zierde der Feste bilden, die Ali seiner Armee gab. Die Einbildungskraft jedes Soldaten wurde aufgestachelt, um neue Folterungsarten zu ersinnen und wer von ihnen am erfindungsreichsten war, genoß den Vorzug, sie selbst an den Opfern zu erproben. Soll ich Einzelheiten dieser Schlächterei geben? Nachdem man den Sulioten Nasen und Ohren abgeschnitten hatte, wurden sie gezwungen, sie roh, oder wie Salat gewürzt, zu essen. Einem jungen Menschen wurde die Haut vom Kopfe gezogen und zwar so, daß sie ihm auf die Schulter zurückfiel. In diesem Zustande zwang

man ihn, mit Peitschenhieben auf seinen nackten Körper, im Hofe des Serail umherzulaufen. Nachdem er dadurch die Lachlust des Paschas gereizt hatte, stieß man ihm eine Lanze durch den Leib und endigte seine Folterung damit, daß man ihn auf einen Scheiterhaufen warf. Eine große Menge Menschen wurde lebend in einen Wasserkessel über einem Feuer geworfen und lebendig gekocht. Die gekochten Leichen wurden den Hunden zum Fraß vorgeworfen. Eine Abteilung Sulioten, die sich in das Kloster Zalongo geflüchtet hatten, waren nicht ganz niedergemetzelt worden. Ihre Reste hatten sich nach Arta geflüchtet. Am folgenden Tage sahen sie sich von neuem von den Mohammedanern umringt und ergaben sich als Gefangene. Ali Pascha glaubte großmütig zu sein, wenn er ihnen das Leben unter der Bedingung ließ, daß sie sich in Burgareli ansässig machten. Kaum hatten die Sulioten sich dort niedergelassen, als sie ermordet wurden. Seit dieser Zeit weht die Fahne des Halbmondes in den Bergen Sulis, und die Hauptstadt Kako-Suli bekam eine Moschee.

Der Sultan glaubte Ali Pascha für die Vernichtung eines Volkes, das das Kreuz verehrte, belohnen zu müssen. Er ernannte den Henker Sulis zum Vizekönig von Rumelien und erhob ihn zum Range eines Paschas mit drei Roßschweifen. Aber ganz Rumelien hallte bald von den Klagen seiner Opfer wieder. Ein allgemeiner Aufstand drohte auszubrechen, so daß ihm der Sultan seine Würde wieder entziehen mußte.

Viertes Kapitel.

Kardiki. — Der Menschenschlächter. — Die Furien des Gewissens.

Alis Haß gegen die Franzosen. — England schenkt ihm Kanonen und Kriegsvorräte. — Omer Vrioni. — Ali erprobt seine Kanonen zuerst gegen Ibrahim Pascha von Berat. — Die Pforte sucht den Satrapen vergebens nach Bulgarien zu locken. — Sein Brief an den Sultan. — Schickt seine Söhne. — Ihre Feigheit. — Ibrahim Pascha von Ali gefangen. — Sein Kerker. — Treue seines alten Kanzleidirektors. — Die Beys von Avlona beraubt. — Die Beute. — Stilblüte aus Alis Brief an den Scheik-ül-Islam. — Wie er den Hof zu Konstantinopel kauft. — Späte Rache an Kardiki. — Zug gegen Kardiki. — Zusammenkunft mit Chainitza. — Die Abschlachtung der Männer. — Ehrenhaftes Verhalten der Miriditen dabei. — Sein Bastard Athanas Vayo als Henker. — Prahlerische Inschrift Alis über der Mordstätte. — Auslieferung der Frauen und Kinder Kardikis an Chainitza. — Ihre Unmenschlichkeit gegen die Wehrlosen; jagt sie nackt in Wälder und Berge. — Ihr Schicksal. — Scheik Jussuf. — Sein Erscheinen im Palast. — Furchtlose Strafpredigt vor versammeltem Hofe. — Schüttelt den Staub von seinen Füßen. — Alis Entsetzen. — Ali vergewaltigt Zobeide. — Vermählung Aischas. — Ihr tragischer Tod. — Das Fernrohr als Höllenmaschine. — Die Kaufläden von Janina als Richtstätte.

Als die illyrischen Provinzen unter französische Herrschaft kamen, machte Ali Pascha Napoleon den Hof, der ihm ein reichverziertes Gewehr als Geschenk sandte. Um die freundschaftlichen Beziehungen noch fester zu knüpfen, wurde Herr v. Pouquéville 1806

als französischer Generalkonsul nach Janina geschickt, sein Bruder als Vizekonsul nach Preveſa. Aber im Grunde seines Herzens hegte Ali einen tödlichen Haß gegen die Franzoſen. Ihre Stärke, ihre politische Vorherrschaft, vor allem aber ihre Nachbarschaft durch die Eroberung der Jonischen Inseln und der illyrischen Provinzen verstimmten und demütigten seinen Hochmut. So hörte er nicht auf, geheime Verhandlungen mit England zu führen und schickte 1809 Seid-Ahmed-Effendi nach London. Dieſer Bevollmächtigte wußte so viel beim englischen Kabinett auszurichten, daß er von ihm einen kleinen Artilleriepark und sechshundert Kriegsraketen erhielt.

Ali Pascha wurde von einem wahren Freudenrausch erfaßt über das Geschenk, das ihm ein Offizier der englischen Armee übergab. Er sollte zugleich als Lehrmeister für den Gebrauch der Raketen dienen und den Posten eines englischen Konsuls in Janina ausfüllen. Wie ein Kind, das ein neues Spielzeug bekommen hat, darauf brennt, es zu probieren, so brannte Ali Pascha darauf, seine Artillerie und Kriegsraketen zu erproben. Der geringste Vorwand sollte dann seine wilde Frivolität verdecken. Er fand ihn bald durch seine Freundschaft mit Omer Vrioni. Dieſer Mensch war zuerst im Dienste von Ibrahim Pascha von Berat und wurde von ihm davongejagt. Er flüchtete sich nach Aegypten und schlug sich dort gegen die Engländer. Aber bald verriet er auch Mehmed Ali Pascha und war dann nach Janina gekommen, um beim Pascha von Janina eine Zufluchtsstätte zu

suchen. Omer Bey Vrioni hat ein Gesicht, in dem der finstere Ausdruck eines unzufriedenen Dünkels und ruheloser Perfidie lag. Ich habe gegen ihn immer eine ganz besondere Abneigung gehabt. Hassan Aga, sein Neffe dagegen, war mein Freund; aber ein Zwist, den wir in Preveſa hatten (1817), brachte uns für immer auseinander. Omer Vrioni bat seinen neuen Wohltäter, ihm zu seinen Besitztümern zu verhelfen, die er von Berat nicht hatte mitnehmen können. Ali lächelte nur bei dem Gedanken und erklärte Ibrahim von Berat den Krieg. Der englische Offizier leitete das Geschütz- und Raketenfeuer, dessen Wirkung furchtbar und bisher in der Türkei unbekannt war. Schrecken und Entsetzen faßte die Besatzung, so daß sie sich zur Uebergabe entschloß. Eine der Bedingungen bei der Uebergabe war, daß Ibrahim die Erlaubnis erhielt, sich mit seiner Familie, seinen Dienern und Schätzen nach Avlona (Vallona) zurückziehen zu dürfen. Ali Pascha zog im Triumph (1810) in Berat ein. Der Sultan kannte die Pläne Alis und ihre Durchführung sehr wohl und war entrüstet über den Ueberfall auf Ibrahim. Aber der Zeitpunkt, Ali Pascha zu bestrafen, war noch nicht günstig. Das osmanische Reich war noch bis in die Tiefen erschüttert von dem Stoß, den ihm der Janitscharenaufstand gegeben hatte, und der Sultan voll größter Sorge. Umsomehr wurde er von den Dingen in Albanien abgelenkt, als der Krieg mit Rußland und den Serben hinzukam. Es war dem Sultan deshalb vorderhand unmöglich, den Pascha von Janina offen anzugreifen, von dem er

überdies wußte, daß er sehr auf seiner Hut war. Das einzige Mittel, ihn auf listige Weise aus seinem Gebiet zu entfernen, versuchte er dadurch, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, sich zur Armee des Großvesirs, die in Bulgarien stand, zu begeben.

Ali, den sein auf Empörung sinnender Geist behutsam machte, hütete sich wohl, sich der Strafe, die seiner auf diese Weise erwartete, auszusetzen. Andererseits aber zu verschmitzt, um seinen offenen Ungehorsam zu zeigen, schützte er eine schwere Krankheit vor. Von Berat reiste er in einer Sänfte ab, den Arzt zu Pferde immer neben sich. In Janina angekommen, schrieb er dem Sultan einen über Gebühr demütigen Brief, dessen Entwurf ich selbst gelesen habe. Meine intime Freundschaft mit Selman-Effendi, der Vorsteher der Kanzlei Alis war, verschaffte mir Zutritt zur Kanzlei. Ich konnte dort Abschriften von allen Firmans (Kaiserlichen Handschreiben), Briefen und öffentlichen Schriftstücken nehmen. Alles hing in großer Unordnung, in Leinensäcken verpackt, an den Wänden des Zimmers umher. Ebenso leicht wurde es mir bei Mehmed-Effendi, dem ersten Minister Alis, gemacht, in dessen Haus ich zwei Jahre wohnte.

So bin ich in der Lage, den Sinn des Briefes und einige Redewendungen nach der Urschrift des Briefes wiederzugeben. Ali bedauerte darin tief: „Daß er sein Blut nicht im Dienste des Sultans vergießen könne, er, der sein ganzes Leben nur im Dienste der Religion und des Staates geopfert habe; daß er eben einen neuen Beweis davon gegeben habe, dadurch,

daß er gegen seine eigenen Verwandten zu seinem tiefen Bedauern kämpfen mußte, nämlich gegen Ibrahim, den Schwiegervater seiner Kinder, weil er ein Verräter gewesen und von den Franzosen und Engländern gekauft sei. Aber diese Gewißheit habe mehr wie der Krieg seine Gesundheit untergraben, so sehr, daß er sich nicht zur Armee verfügen könne. Und mit den sehnlichsten Herzenswünschen, die er ohne Unterlaß zu Gott schicke, er möge den Islam ausbreiten und das Glück des Kaisers schützen, beeile er sich, seine beiden Söhne dem Kaiser anzubieten. Denn diese beiden jungen Krieger seien abgehärtet, voll Kraft und von großem kriegerischen Rufe. Sie seien einem Greise vorzuziehen, der durch lange Kriegsdienste zermürbt sei. Und außerdem bringe er seinem unbesieglichen Kaiser fünfzehnhundert Beutel (über eine halbe Million Franken) als Frucht seiner Ersparnisse dar, und bitte seinen glorreichen Herrscher, ihm zu glauben, diese Opfergabe, die er furchtsam zu seinen Füßen lege, stamme ganz und gar nur aus der Beute von Christen, die der Säbel bezwungen, den der glorreichste aller Sultane seinem demütigen Sklaven Ali, Sohn des Veli, verehrt habe." Das Angebot der Beutel und den Dienst der Söhne nahm der Sultan an. Aber ihre Anwesenheit bei der Armee war ohne jeden Nutzen. Während des Kampfes mit den Russen versteckten sie sich so tief in den Erdlöchern, daß man nicht die Spitze ihres Turbans mehr sah. Zum Spott für die türkische Armee geworden, verließen sie das Heer. Der Sultan ließ sie seine Unzufriedenheit wegen ihrer Feigheit fühlen

und ernannte einen andern Vizekönig von Rumelien. Dadurch verlor Ali Pascha von selbst die Herrschaft über einen Teil von West- und Nord-Mazedonien. Der Pascha von Janina war entrüstet, daß man seinem Hochmut und seinem Ehrgeiz so das Widerspiel hielt und schwor, sich dafür an dem unglücklichen Ibrahim zu rächen, der noch immer seit dem Vertrage von Berat in Avlona (Vallona) lebte. Der Aermste konnte zur See entkommen. Aber Ali erreichte von einem englischen Admiral, dessen Namen ich nicht kenne, daß ihm jedes Mittel zur Flucht auf dieser Seite abgeschnitten wurde. Nachdem Ali Pascha den Verrat bis ins kleinste vorbereitet hatte, der ihm Ibrahim in die Hände liefern sollte, erschien er vor Avlona. Der Pascha floh mit seiner Gattin in die Gebirge von Chimara. Aber einige Tage später wurde er von seinen eigenen Begleitern dem Feinde ausgeliefert. Nach einer kurzen Gefangenschaft in Konitza wurde Ibrahim von seiner Gattin getrennt und nächtlicherweise nach Janina gebracht. Hier war ein Kerker unter dem Empfangsraum Alis für ihn hergerichtet worden. Ich selbst habe oft gesehen, wie Ibrahim durch die Gitter des Kellerloches, zusammen mit seinem fünfundzwanzigjährigen Sohne Suleimann Pascha, Luft schöpfte. Der Kanzleivorsteher Ibrahims, mit dem ich befreundet wurde, hielt sich den ganzen Tag, auf einem Steine sitzend, vor dem Kellerloch auf und bezeugte durch sein trauriges Gesicht seine Verehrung für den unglücklichen Herrn. Mit ihm sprechen durfte er nämlich nicht. Ali hoffte, daß dieser schmerzliche Zwang,

den er Ibrahim in Gegenwart eines alten Freundes und treuen Dieners auferlegte, seinen Kummer verdoppeln würde.

Die Beys von Avlona traf dasselbe Schicksal wie Ibrahim Pascha. Ihre Frauen, Kinder und Diener wurden ihnen entrissen, ihre Güter eingezogen. Aus dem Verkauf ihrer Juwelen, ihrer Ländereien, Häuser und ihrer Kaschmirschals schlug Ali 24 Millionen Franken heraus.

Den Ministern des Sultans schickte er eine große Anzahl Geschenke, um ihre Wachsamkeit einzuschläfern. Dem Scheik-ül-Islam (d. h. dem höchsten geistlichen Würdenträger in der Türkei) sandte er 250 Beutel (zirka 100 000 Franken) nach Konstantinopel, zugleich mit einem Briefe, aus dem ich einige Stellen wörtlich wiedergebe:

„Die unrechtmäßig erworbenen Reichtümer können keine bessere Entsühnung erfahren, als wenn man den Zekiath (d. h. $2^1/_2$ %) und den Zadaka bezahlt. Gott hat zugelassen, daß der Bewunderer Ihrer Weisheit, der unterwürfige und ergebene Sklave des erhabenen Nachfolgers des Propheten, des Sultan Mahmud, unseres Herrn, mit Hilfe der Gebete aus muselmännischen Herzen kommend und leidenschaftlich bewegt durch die Predigten und das Beispiel des ehrwürdigen und weisen Ulemas, die Sie mit ebenso viel Frömmigkeit wie Weisheit leiten, sich der Verräter und der Empörer gegen die Religion und gegen unseren erhabenen und glorreichen Kaiser bemächtigen konnte . . .

„Die verräterischen Rebellen befinden sich heute,

wohlbewacht und wohlverwahrt, in Ketten des Kaisers, in der kaiserlichen Festung Janina, wo auch die armselige Behausung Ihres ergebenen Sohnes und Bewunderers steht; er bittet Sie, sich die Mühe zu machen und einen Teil der Reichtümer, die von den Verrätern von Avlona auf schlechte Weise erworben wurden, zur Ausbreitung unseres erhabenen Glaubens zu verwenden und zur Unterstützung unserer armen Glaubensbrüder. Die Summe beträgt nur 250 Beutel, weil ich es mir habe angelegen sein lassen, die kaiserliche Strafe über die Rebellen zu verhängen, während ich die Unglücklichen, die unschuldig sind, unterstütze . . .

„Wollen Sie zu Gott bitten, daß er mir die Kraft verleihe, daß ich die Grenzen unsererseits verteidigen kann, die durch einen dreifachen Bund bedroht sind.“ *

Im Anfang des Jahres 1812 nahm Ali Pascha Argyro-Kastro ein, das ihm bis dahin widerstanden hatte. Denn auf seiner Seite waren die mörderischen Kriegswaffen. Argyro-Kastro wurde genommen und

---

* Die französischen Herausgeber der Memoiren Ibrahim-Manzour-Effendis machen hier in einer Fußnote folgende Bemerkung:

„Man hat geglaubt, an der wörtlichen Uebersetzung Ibrahim nichts ändern zu dürfen. Es ist wichtig zu bemerken, daß, wenn auch Ali Pascha so ohne jede Bildung war, daß er nicht mal schreiben konnte, ihm doch die Natur die Gabe verliehen hatte, in seinen Diktaten die arglistige Kombinationsgabe eines geschickten Verbrechers zur Anwendung zu bringen.“

Für mich als deutschen Bearbeiter wird es hierdurch klar, daß die Memoiren Ibrahim-Manzours vor ihrer Herausgabe von einem Andern wenigstens oberflächlich nochmal durchgearbeitet und nachgesehen sind. Der Stil und der verwickelte, unbeholfene Satzbau der Memoiren beweisen es überdies, daß das Gröbste darin verbessert ist.

Ich habe mich bemüht, bei der Wiedergabe des obigen Briefes mich möglichst genau an Satzbau und Ausdrucksweise zu halten, im Gegensatz zu den übrigen Partien des Buches. Dr. E. Sch.

der Schauplatz von Greueln, wie sie alle seine Eroberungen im Gefolge hatten.

Die Ruinen von Kardiki fehlten noch zur Erfüllung des Gelübdes, das Ali über der Leiche seiner Mutter getan hatte. Der Gedanke daran quälte ihn, ihn, der in der Heiligkeit eines Eides nur die Verpflichtung zum Meineid sah. Er empfand Skrupel, daß er sein Wort nicht halten könnte, die Kardikioten mit Stumpf und Stil auszurotten; er sah mehr noch als einen Meineid darin: das Vorenthalten eines Vergnügens. Indes, die Eroberung Kardikis bot große Schwierigkeiten. Die Stadt baute sich amphitheatralisch auf dem Gipfel eines beträchtlichen Bergrückens auf. Die Häuser auf einzelnen Felspartien gelegen und aus behauenen Steinen erbaut, mit Zinnen und Schießscharten versehen, glichen kleinen Festungen. Mohammedaner, die als die tapfersten unter den Albanesen galten, bewohnten sie, und um die Verteidigung noch zu erhöhen, wohnten Mustafa, Pascha von Delvino, und mehrere der mächtigsten Beys von den Tschammen zu der Zeit in Kardiki.

Ali konnte trotz aller Schätze keinen Verräter finden. Er entschloß sich deshalb zum offenen Angriff und befahl seinen Truppen, die von Argyro-Kastro zurückkehrten, gegen Kardiki zu marschieren.

Die ersten Unternehmungen bei dieser Belagerung hatten keinen entscheidenden Erfolg. Der Hunger mußte den Sieg herbeiführen. Nach einem Monat strenger Einschließung begann das niedere Volk, das kein Futter mehr für sein Vieh und für sich selbst keine Nahrung

mehr hatte, an einem längeren Widerstande zu verzweifeln. Bald hatte es gar keine Hoffnung mehr und stieß den Ruf nach Gnade aus. Die Führer, von dieser unheilvollen Mutlosigkeit eingeschüchtert und auf sich allein angewiesen machtlos, fanden sich in die Uebergabe. Ali nahm die Bedingungen der Uebergabe an. Unter ihnen waren als wesentliche Punkte, daß Mustafa und 72 der vornehmsten Führer und Beys sich frei mit ihren Waffen nach Janina begeben könnten. Dort sollten sie mit allen Ehren empfangen werden, die ihnen als großen Lehnsleuten des Sultans zukämen; ferner sollten ihre Familien mit Achtung behandelt werden und sie im Besitze ihrer Güter bleiben; daß ferner die Kardikioten als Muselmänner Brüder Alis seien und deshalb als seine Freunde behandelt werden würden und ihr Eigentum behielten. Da endlich der gegenwärtige Vertrag auf den Koran beschworen sei, so sollte ein Viertel der Stadt den siegreichen Truppen eingeräumt werden. Ali schwor die feierlichsten Eide, diese Vereinbarungen zu halten. Im Augenblick, als die Soldaten Besitz von dem bestimmten Viertel ergriffen, tötete sich Saleh Bey, der zu den 72 Geiseln gehörte, mit eigener Hand. Seine Gattin ahmte sein Beispiel nach. Sie hatten das Schicksal der andern, als eine unkluge Sorglosigkeit sie Ali in die Hände liefern wollte, vorausgesehen.

Dieser empfing die 72 Kardikioten bei ihrer Ankunft in Janina mit allen Zeichen der Freundschaft. Er gab ihnen den Palast zur Wohnung, der in der Zitadelle der Stadt am See lag. Die ganze Stadt

hallte von seinem Edelmut wieder. Acht Tage später schleicht sich eine Bande Meuchelmörder nachts in diesen Palast der Geiseln. Die verteidigen sich und jagen die feigen Angreifer in die Flucht. Am folgenden Morgen schicken sie ihre Klagen zum Pascha. Ali Pascha leugnet unter heiligem Eide, mit diesem Attentat etwas zu tun zu haben und tadelt die Kardikioten leise wegen ihres Versehens, daß sie einige betrunkene Leute, die von der Polizei verfolgt worden seien, wobei die dann eine Zuflucht in ihrer Wohnung gesucht hätten, für Uebeltäter gehalten hätten. Er fügte hinzu, daß ihre Flintenschüsse eine große Anzahl Einwohner, besonders die Frauen des Harems, in Angst und Schrecken versetzt hätten, deshalb bitte er sie, ihre Waffen abzuliefern, denn ihm allein komme zu, für ihre Sicherheit zu sorgen. Die Bitte war zugleich ein Befehl. Die unglücklichen Geiseln gaben nach, um sofort in Ketten gelegt zu werden. Dann brachte man sie in ein griechisches Kloster, Sotiras genannt, auf einer Insel des Sees von Janina, gegenüber der Stadt, in zwei Kilometer Entfernung gelegen. Da der Tag der großen Abrechnung noch nicht gekommen war, streute Ali als Grund der Gefangensetzung seiner Geiseln aus, sie hätten auszubrechen versucht. Die Neugierde der Bevölkerung gab sich mit diesem Vorwande zufrieden. Es wurde auch kein Zweifel an dem guten Glauben Alis laut, als er sagte, daß er nach Kardiki wolle, um dort eine Polizei einzurichten und den Bewohnern die versprochene Sicherheit ihres Lebens zu gewährleisten. Eine Masse Truppen begleitete ihn. Aber das war

so sein Brauch und rief kein Erstaunen hervor. Er war drei Tage schon unterwegs, als er in Libokovo ankam, wo seine Schwester Chainitza lebte. Ihre Zusammenkunft trug einen sehr herzlichen Charakter. Eine luxuriöse Schmauserei mit allen im Orient üblichen Belustigungen gab ihr einen festlichen Glanz. Nach diesem Feste verließ Ali seine Schwester, um in Chenderia zu nächtigen, einem Schlosse, das auf einem Felsen liegt, von wo man Kardiki liegen sehen kann.

Am folgenden Morgen kündigt ein Tschausch (Bote) den Kardikioten an, daß sie sich, Frauen und Kinder ausgenommen, vor Chenderia einzufinden hätten, um die Verzeihung des Vesirs Ali Pascha und die Versicherung seiner Freundschaft entgegenzunehmen. Dieser strenge Befehl ließ ein großes Unglück ahnen. Die Kardikioten sahen, was kommen würde. Die ganze Stadt hallte wieder vom Schreien und Weinen der Frauen und Kinder. Die Männer begaben sich alle zur Moschee, um die Hilfe des Himmels anzurufen. Nachdem sie ihre Familien geküßt hatten, gingen sie ohne Waffen, 670 Mann stark, nach Chenderia. Unterwegs schon wurde ihre albanische Bedeckung mit jedem Schritte größer. Vor Ali Pascha angekommen, fanden sie ihn von verschiedenen Truppenkörpern umgeben, die eine Masse von mehreren tausend Mann bildeten. Mußte ein solcher Aufwand die waffenlosen Unglücklichen nicht einschüchtern? Sie warfen sich vor Ali zu Boden und baten ihn mit der ganzen Innigkeit, die ein furchtbarer Schrecken über eine große Gefahr einflößt, um seine edelmütige Verzeihung.

Ali weidete sich förmlich dran, seine ältesten Feinde mit der Stirn im Staube vor sich liegen zu sehen.

Er hieß sie aufstehen, beruhigte sie und sparte nicht mit verehrungswürdigen Namen, wie »mein Bruder«, »Söhne«, »Herzensfreunde« usw.; zeichnete die ältesten unter ihnen aus, rief sie zu sich und sprach vertraut mit ihnen von ihrer gemeinsamen Jugend, ihren kindlichen Spielen, ihren ersten Freundschaften, und rief schließlich mit feuchten Augen mit einem Blick auf die jüngere Generation:

„Die Zwietracht, die uns so lange Jahre getrennt hat, hat aus Kindern Männer werden lassen, die noch nicht geboren waren, als wir aufhörten, uns zu besuchen. (Kamco war vor zirka 50 Jahren mit Chainitza in die Gewalt der Kardikioten gefallen, etwa um 1765, und die hier geschilderten Vorfälle ereigneten sich 1812. D. H.). So kam ich um das Glück, die Kinder meiner Nachbarn heranwachsen zu sehen, dieser alten Freunde meiner Jugend; und so kam ich um das Glück, sie mit meinen Wohltaten zu überschütten. Aber in kurzer Zeit will ich die Folgen unserer traurigen Zwietracht wieder gut machen.“ Dann machte er allen verführerische Versprechungen und endigte die widerliche Komödie damit, daß er erklärte, sich für einige Augenblicke von ihnen trennen zu müssen. Weil die Lage Chenderias zu kalt für die Jahreszeit sei (man befand sich damals Ende März 1812), so überredete er sie, zum nächsten großen Khan (offenbar ist hier eine größere Station gemeint, die für Karawanen als Herberge diente. D. H.) an der Landstraße herabzusteigen

und dort in seiner Umfriedigung auf ihn zu warten. Die unglücklichen Kardikioten segneten Ali Pascha, warfen sich gegenseitig vor, an dem treuen Worthalten Ali Paschas gezweifelt zu haben und gingen frohgemut zum Khan, wo sie ihn empfangen wollten. Ali bestieg eine Sänfte und verließ gleichfalls die Höhe von Chenderia. Seine Hofschranzen begleiteten ihn und lobten laut seine gnädige Gesinnung. Als Antwort glitt ein sardonisches Lächeln über seine Züge. Als sie am Fuße des Felsens angekommen waren, setzte er sich in eine europäische Kutsche hinein und war bald, von seinen Truppen umgeben, vor dem Khan. Er fuhr erst in seiner Kutsche um ihn herum, ließ dann dem Eingange gegenüber halten und schrie dann plötzlich mit Donnerstimme: „Tötet sie!"

Zugleich gab er seinen Tschohadaren das Zeichen, in den Khan einzudringen. Die bestürzten Tschohadare rührten sich nicht vom Flecke. Wütend darüber wiederholte der Tyrann seinen Befehl. Als Antwort warfen die Tschohadare voll Entrüstung ihre Waffen zu Boden. Ali redet, hält eine Ansprache an sie, schmeichelt, droht, sie bleiben unbeweglich. Und als sie über den Befehl nachdenken, flößt ihnen diese grausame Treulosigkeit solchen Abscheu ein, daß sie für die Kardikioten sogar um Gnade flehen. Ali befiehlt ihnen, sich zurückzuziehen und wendet sich an die Miriditen, römische Katholiken von lateinischem Ritus, die in seinem Solde standen und befiehlt ihnen die Niedermetzelung. Ein allgemeines Murren entsteht in ihren Reihen. Um sie zu besänftigen, will er ihnen überlassen, den Preis

für diesen Dienst selbst festzusetzen, sagt er. Da tritt Andrea, ihr Führer vor und erklärt mit fester Stimme: „Ali Pascha! Deine Worte sind ein Schimpf für uns. Wir sind nicht bewaffnet, um waffenlose und eingesperrte Menschen umzubringen. Laß die Kardikioten herauskommen, gib ihnen ihre Waffen wieder, sag ihnen, daß sie sich verteidigen sollen, und dann wollen wir mit ihnen kämpfen. Die Miriditen und ich sind bei dir als Soldaten, nicht, um bei dir Henker zu spielen."

Als Ali dies hörte, bemächtigte sich seiner ein Schrecken, er glaubte sich verraten. Das Entsetzen darüber läßt ihn an Gnade denken, die Kardikioten sind gerettet . . . Da tritt Athanas Vayo, General und Bastard von Ali Pascha vor. Er ist sein Günstling und in der griechisch-orthodoxen Religion erzogen. Er hat in aller Hast die Christen von seinem Ritus gesammelt und bietet seinem Vater ihre Arme an. Auf ein Zeichen rückt er gegen den Khan vor, den Krummsäbel in der Faust. Die Miriditen entfernen sich vom Schauplatz dieser Greuel und stellen sich neben die edelmütigen Tschohadare auf, um den Ewigen für die unglücklichen Kardikioten anzurufen, deren letzte Stunde gekommen war. In einem Augenblick sind die Ränder der Umfassungsmauern des Khans mit Meuchelmördern bedeckt. Ali Pascha gibt das Zeichen, indem er einen Flintenschuß gegen das Tor abfeuert; eine Salve ist die Antwort. Ein schreckliches Geschrei hallte jetzt aus der Umfriedigung des Khans empor. Die Opfer, von den Kugeln verstümmelt, stürzten sich übereinander,

um dem tödlichen Blei zu entgehen. Einige versuchten die Mauern zu erklettern, um im Tode wenigstens ihre Henker zu erwürgen; aber Säbel oder Kugeln warfen sie schnell zu Boden. Nach einer Stunde Schießens herrschte nur noch dumpfes Schweigen im Khan; am Boden lagen nur noch Leichen.

Ali Pascha verbat unter Todesstrafe, die Leichen zu begraben. Er ließ über der Tür des Khans eine Marmortafel mit goldener Inschrift anbringen, um der Nachwelt kund zu tun, daß an diesem Orte 600 Kardikioten den Manen Kamcos geopfert seien. Ich selbst habe diese Inschrift 1819 gesehen.

Die Verzweiflungsschreie aus dem Khan während der Abschlachtung konnten sich mit denen vermischen, die von Kardiki herüberschallten. Die wildesten unter den Tosken und Lapen waren dort eingebrochen, hatten sich in den Häusern zerstreut, vergewaltigten die Frauen und jungen Mädchen, selbst die, die noch nicht mannbar waren, entehrten die Knaben unter 10 Jahren und erdrosselten Greise und Kranke. Nachdem sie alle nur denkbaren Scheußlichkeiten begangen hatten, trieben sie Frauen und Kinder wie eine Herde Vieh zusammen, um sie nach Libokovo zu führen. Der Marsch dieser armen Gefangenen war entsetzlich. Bei jedem Haltepunkt wurden sie aufs neue von ihrer Eskorte vergewaltigt, die sich durch die Marodeure der ganzen Armee beständig vergrößerte. Als sie in Libokovo ankamen, ließ die wütende Chainitza sie nackt ausziehen und lieferte sie von neuem den Schamlosigkeiten der Soldaten aus. Man füllte ein Kissen von karmoisinroter

Seide mit den Haaren der Frauen von Kardiki. Sodann mußten sie vor Chainitza erscheinen. Sie mißhandelte sie in jeder Weise, spie den hübschesten unter ihnen ins Gesicht, teilte ihnen voll Schadenfreude die Ermordung ihrer Brüder, Gatten und Söhne mit, und ließ zum Schluß durch einen öffentlichen Ausrufer verkünden: daß es verboten sei, den Frauen, Mädchen und kleinen Kindern von Kardiki Obdach und Kleidung zu geben, weder Wasser noch Brot; sie sollten nackt in den Wäldern umherirren, durch Hunger dort umkommen und von den wilden Tieren gefressen werden. Chainitza beschloß den Tag damit, daß sie eigenhändig mit einem Rasiermesser einer Frau den Bauch aufschlitzte, die sie schwanger glaubte. Ali Pascha aber beschloß anders über das Schicksal der armen Frauen. Er ließ sie nach Lepanto, Missolongi, Anatolico, Vrachori und Dragomestre schaffen. Dort habe ich 1816 und 1817 noch die Ueberreste der Kardikioten gesehen, wo sie von Almosen lebten und im tiefsten Elend schmachteten*. Die 71 Geiseln wurden ebenfalls kurzerhand hingerichtet, mit Ausnahme von Mustafa Pascha von Delvino. Er hätte alle diese Schrecken vielleicht überlebt, wenn die türkische Regierung nicht seinen Tod verursacht hätte — gerade dadurch, daß sie ihn auszeichnen wollte. Ali wollte gern selbst Pascha von

* Es ist sehr interessant, daß v. Hahn vierzig Jahre später, als er das ausgemordete Kardiki besuchte, es wieder fast ganz bewohnt antraf. Es waren die Kinder und Enkel der von Ali und Chainitza umgebrachten Kardikioten. Hahn macht die treffende Bemerkung, daß es bei Kardiki wie mit Waldbränden gehe. Bleibe nur ein kleiner Bestand übrig, so sorge die Natur dafür, daß er wieder heranwachse. D. H.

Delvino werden. Die Pforte ernannte Mustafa Pascha zu dieser Würde, obgleich er Gefangener war. Ali schwor, dem Divan einen unheilvollen Verdruß zu bereiten. Auf seinen Befehl erhielt Mustafa drei Tage lang weder Essen noch Trinken. In der Nacht nach dem dritten Tage, als er entkräftet dalag und kein Glied vor Schwäche rühren konnte, sah er Ali Pascha in sein Gefängnis eintreten. Das Ungeheuer, das keinen Widerstand mehr zu fürchten brauchte, spielte wie ein Tiger mit dem matten Körper seines Opfers, und nachdem er die raffiniertesten Grausamkeiten an ihm ausgekostet hatte, erwürgte er ihn mit eigenen Händen (Oktober 1812). Die kaiserliche Urkunde, die Mustafa zum Pascha von Delvino ernannt hatte, erhob Ibrahim zum Pascha von Berat und zur Würde eines Vesirs. Ali wagte nicht das Blut des letzteren zu vergießen. Dafür ließ er ihn mit seinem Sohne jetzt in ein unterirdisches Gefängnis schleppen. Ganz Albanien nahm Anteil an dem Lose dieser beiden Gefangenen. Ein anonymer Brief kam in die Hände des Tyrannen, in dem er gebeten wurde, dem Schwiegervater seiner Kinder, dem unschuldigen und tugendhaften Ibrahim die Freiheit wiederzugeben. Ali ließ öffentlich bekanntmachen, daß der Schreiber dieses Briefes sich bei ihm einfinden möge, um den Lohn, den er verdiente, zu empfangen. Man kann sich denken, daß sich kein Mensch meldete. Am folgenden Morgen nach dieser Bekanntmachung ereignete sich ein ungemein wirkungsvoller Auftritt im Palast. Scheik Jussuf, Kommandeur der Festung, von den Mohammedanern ob seiner Güte,

seiner Tugenden und seiner Frömmigkeit wie ein Heiliger verehrt, zeigte sich zum ersten Male in der prächtigen Behausung Ali Paschas. Die Wachen sperren beim Anblick des heiligmäßigen, wie ein Einsiedler lebenden Greises, Mund und Nase auf; einige von ihnen werfen sich vor ihm zu Boden, einige andere eilen voran, um dem Tyrannen die Ankunft des Scheiks zu melden. Es entsteht große Aufregung im Palast; es ist, als wenn Elias im Palast Achabs erschienen wäre. Für Jussuf gibt es kein antichambrieren, er setzt sich über alle Etikette hinweg und geht geradeswegs ohne Einführung durch sämtliche Gemächer, bis er in dem des Paschas steht. Ali erhebt sich eilig aus den Kissen und geht dem siebzigjährigen Greis entgegen, der schweigend und ernst die Menge der Höflinge mustert. Ali tritt mit allen Zeichen der Demut an ihn heran, will seine Hand nehmen und sie küssen. Der Scheik zieht sie rasch zurück und verbirgt sie unter seinem Mantel. Dann bedeutet er Ali, Platz zu nehmen. Der allmächtige Mann gehorcht, und unter dem Einfluß einer unwiderstehlichen geheimen Macht wird ihm unheimlich zumute. Er ist gespannt, was ihm der heilige Mann über den Grund seines Erscheinens zu sagen haben könnte.

Jussuf befahl Ali, ihm Gehör zu schenken und warf ihm in Worten, die durch Mark und Bein gingen und mit einer erschütternden Redegewalt seine Grausamkeiten, seine Ungerechtigkeiten, seine Räubereien und seine Treulosigkeiten vor. Muharrem Bey, der Augenzeuge dieser Szene war, und der mir die Einzelheiten

erzählt hat, versicherte mir, daß alle Anwesenden schließlich weinten und der Vesir mit. Am Ende warf er ihm, wohl um dem hartherzigen Pascha den empfindlichsten Schlag zu versetzen, den Tod Eminehs vor, indem er ihn als Urheber anklagte. Beim Namen seiner Gattin streckte Ali seine Hände gegen den Scheik aus und rief erschrocken: „O mein Vater! Was sprichst du da aus? Bete für mich, aber stoße mich nicht durch deinen Fluch in den Abgrund."

Jussuf warf ihm nur einen Blick zu, schlimmer als ein Fluch selbst, und verließ, ohne ein einziges Wort der Beruhigung zu sprechen, das Gemach. Der Gipfel des Entsetzens aber, das im Palast schon herrschte, wurde es, als der fromme Scheik an der Türschwelle den Staub von seinen Füßen schüttelte. Diese Tatsache wurde Ali mitgeteilt, der darüber blaß wurde, seine Kappe abnahm und fast eine halbe Stunde lang mit entblößtem Haupt unbeweglich sitzen blieb. Plötzlich schrie er wie aus dem Schlafe erwachend auf: „Gnade! O mein Gott!" Dann ließ er seinen Privatschatzmeister kommen und befahl ihm, tausend Funduks (türkische Goldmünze) zu bringen. Er zählte sie selbst in eine Börse von weißer Seide, stieg zu Pferde und begab sich, nur von einem Diener zu Fuß begleitet, nach der Säulenhalle der Moschee, wo sich die Zelle des Scheiks Jussuf befand. Man wußte nichts über den Erfolg des Unternehmens, nur soviel ist sicher, daß der Scheik die Börse zurückwies, denn sie wurde dem Schatze wieder einverleibt. Ali Pascha war tagelang sehr traurig gestimmt. Aber der Eindruck dieses Auftritts schwächte

sich allmählich ab. Und um sich zu entschädigen für den unangenehmen Zwischenfall, notzüchtigte er die Frau seines eigenen Sohnes Veli.

Drei Monate später ungefähr vermählte er die junge Aischa, älteste Tochter Veli Paschas, an Mustafa Pascha von Skutari. Diese Heirat zog, wie alle Verbindungen mit der Familie Alis, Verbrechen und Morde nach sich.

Mustafa hatte Jussuf, Bey von Dibra beauftragt, seine junge Gattin von Janina zu holen. Aber weil der alte Bey seit langem mit Ali Pascha verfeindet war, so kam er an der Spitze von 800 Geghischen Reitern, lauter ausgesuchten Leuten, und weigerte sich trotz aller Vorstellungen hartnäckig, die Stadt zu betreten. Vergebens wurde das Hochzeitsfest mit allem Glanze gefeiert, die Trauer, die überall herrschte, bildete einen bitteren Kontrast zu dem Pomp und der Buntheit von Vergnügungen. Die ganze Familie mußte immer an den unglücklichen Ibrahim denken, den Großvater der Jungvermählten. Sie reiste traurig gestimmt nach Skutari mit einer Ahnung von kommendem Unheil! Es sollte ihr durch die Hand ihres Großvaters zustoßen.

Ali Pascha war wütend über das Mißtrauen des Beys von Dibra. Um ihn zu verderben, ersann er ein teuflisches Mittel, das seiner Erfindungsgabe würdig war. Der Kapitän Nicolo von Genua stellte ein Fernrohr, mit Sprengpulver gefüllt, her. Ein Bote mußte es Jussuf Bey als Geschenk bringen. Als der Bey von Dibra das Rohr zum ersten Male gebrauchte, brachte es ihm den Tod. Die Mutter von Mustafa

von Skutari hatte ungerechterweise ihre junge Schwiegertochter Aischa in Verdacht, ihrem Gatten dasselbe Los bereiten zu wollen; sie ließ die Schwiegertochter umbringen. Aischa war schon guter Hoffnung.

Der Einfall in die Tschamerie und die Einnahme von Margarithi sind die einzigen politischen Ereignisse des Jahres 1813. Was seine geheimen Verbrechen anbetrifft, so waren sie die notwendige Nahrung für Alis wilde Gemütsart. Es ekelt den Schreiber an, sich mit ihnen zu befassen, und nur so weit mußte man sie vermerken, als sie zur Vervollständigung der hervorragenden Züge dieser historischen Persönlichkeit notwendig sind. Deshalb führe ich auch die folgende Tat an, um einen Begriff von der Art Besteuerung zu geben, deren sich Ali Pascha bediente, um seine Reichtümer zu vermehren. Eines Morgens im Sommer 1813 fanden alle griechischen Kaufleute der Metropol-Straße von Janina (einer der Hauptstraßen von Janina) einen Mann über der Tür ihres Hauses aufgehängt. Ali Pascha ließ ihnen sagen, daß wenn sie die Erlaubnis haben wollten, die Toten herabzunehmen, jeder 12 000 Piaster (3500 Frank) zahlen müsse. Die Griechen feilschten zwei Tage hin und her. Aber da die Leichen in Verwesung übergingen und der Pascha nichts ablassen wollte, zahlten sie.

Fünftes Kapitel.

Liebesleben und Haremſitten des albaniſchen Hofes. — Herrſcher, Henker und Sadiſt.

Wie Ibrahim-Manzour die Perſönlichkeit Ali Paſchas ſah. — Sein Aeußeres. — Seine Empfänglichkeit für Geſang. — Putzſucht. — Seine Kleidung. — Europäiſche Märchen über ihn. — Ali Paſcha bei Tiſch. — Seine Behandlung von Chriſten und Mohammedanern dabei. — Hofetikette. — Ali Paſchas Liebesleben. — Doppelte Harems. — Die Knaben des Harems. — Ihr Schickſal. — Ali ſtiftet einen abgedankten Ganymed zum doppelten Brudermord an. — Kuppler überall für ihn auf der Suche nach ſchönen Weibern und Knaben. — Seine Söhne ſind Ebenbilder von ihm. — Der Frauenraub in Livorno. — Der Sohn des ruſſiſchen Konſuls in Patras geraubt. — Ibrahim-Manzour rettet ihn. — Muktar Paſchas Liebſchaft mit Froſina. — Der verhängnisvolle Ring. — Froſinas Ende im See. — Orgien in den Paläſten. — Die Ueberführung der Weiber. — Flucht des Volkes vor Haremswagen. — Todesgefahr für Männer. — Was Ibrahim ſelbſt erlebte. — Ali als Wächter der guten Sitte. — Strenge Geſetze gegen Unzucht. — Steinigung der Frauen. — Die Perverſitäten unter Weibern und Männern im Epirus. — Moraliſcher Zuſtand der Bevölkerung. — Wie Ali Paſcha die Geſetze gegen Unzucht benutzt, um Leute zu verderben. — Eingeſchmuggelte Proſtituierte. — Schreckliches Los der Opfer. — Wie Ali Paſcha einen Spezialgeſandten des Sultans zu behandeln wagt. — Ali als Heiratsſtifter. — Seine Bosheit dabei. — Der Sadiſt. — Hinrichtung mit der Kanone. — Raffinierte Qualen. — Ibrahim bringt den Tyrannen um den Genuß. — Ali wühlt mit dem Spazierſtock in der Wunde ſeines Opfers. — Der Leopard als Henker. — Wunderbares Verhalten des Leoparden. — Ein albaniſcher Androklus. — Sein Fluch über die Schergen. — Grauſames Los von Schiffbrüchigen an Alis Küſten. — Ein engliſcher Offizier gefoltert. — Alis Jähzorn. — Unagnoſt von der Feſtungsmauer hinabgeſtürzt.

Die Naturforscher haben bei allen wilden Tieren eine ungleichmäßige Stärke in ihren Regungen beobachtet, die aus den einander widerstreitenden Einflüssen ihres Instinkts hervorgeht. So hat es mich denn auch nicht weiter verwundert, jeden Augenblick die bizarresten Widersprüche im Charakter Ali Paschas zu finden.

Ich will die Einzelheiten über die Person Ali Paschas mit einigen Zügen im Folgenden geben.

Ali Pascha war klein von Gestalt, hatte einen sehr dicken Bauch, aber sehr dünne und lange Beine, dafür aber eine schöne Hand. Sein riesiger Schnurrbart war von Schnupftabak beständig besudelt.

Ali war für Gesang sehr empfänglich. Eine schöne Stimme konnte ihn tief bewegen. Ich habe ihn mehr als einmal Tränen vergießen sehen, wenn ein junger Sänger, Araber von Geburt, die Hymnen sang, obwohl der Vesir kein Wort Arabisch verstand. Aber die Melodie allein machte sein wildes Herz weich.

Er hatte eine große Vorliebe für Kleider und Waffen. Seine Pistolen und Dolche waren mit Diamanten besetzt. Er trug auch sehr kostbare Fingerringe, unter anderem einen großen Diamanten, den er vom Exkönig von Schweden gekauft hatte, als er nach Prevesa kam. Dieser hoffte nämlich, sich nach Jerusalem begeben zu können, aber der Sultan konnte sich nicht entschließen, ihm das zu gestatten.

Die Tabakdosen, die Ali im Gebrauch hatte, waren alle prachtvoll gearbeitet und kamen aus Frankreich und England. In seiner Kopfbedeckung war er dagegen sehr einfach. Er trug nur zweimal im Jahre den

Turban, nämlich an den beiden Festen des Bairam und wenn er in der Moschee war. Und dann bestand der Turban auch nur darin, daß er einen Schal vom Hinterhaupt nach vorne um die Stirn legte und festband. Die übrige Zeit trug er nur ein Schubarré, eine Kappe von blauem oder violettem Samt mit Goldlitzen verziert, so wie ich ihn am Anfang meiner Erinnerungen abgebildet habe. Ich kann versichern, daß er niemals sich hat einfallen lassen, den Reiherbusch, wie einige behaupten, zu tragen, und zwar aus folgenden Gründen:

Der eine ist, daß der Sultan allein dies Vorrecht hat und ihn auch nur trägt, wenn er Freitags zur Moschee geht und während des Bairamfestes, wenn er die Huldigungen der Großen seines Reiches entgegennimmt oder einem fremden Gesandten Audienz erteilt. Jede andere Person, die die Kühnheit hätte, diesen Schmuck, Surgutsche genannt, zu tragen, würde als Rebell betrachtet und behandelt werden; denn die Surgutsche bedeutet bei den Türken dasselbe, was bei den Europäern die Krone.

Ali Pascha war viel zu gerieben, um so offen den Souverän mit seinen Vorrechten und die Meinung seiner Völker vor den Kopf zu stoßen; es wäre einfach zu einem offenen Aufstande gegen ihn gekommen, selbst von den Leuten, die ihm am ergebensten waren. Der zweite Grund ist der, daß es gar nicht Brauch in der Türkei ist, den Turban zu schmücken. Man trägt wohl Turbane aus mehr oder weniger kostbaren Stoffen, aber niemals mit einem Schmuckstück daran.

Ich rufe als Zeugen Herrn Pouquéville an, den ich persönlich zu kennen nicht das Vergnügen habe, der aber zehn Jahre Frankreich in so ehrenvoller Weise vertreten hat. Ich berufe mich deshalb in diesem wichtigen Punkt auf ihn, um weiter zu zeigen, in welcher Weise man die Oeffentlichkeit irrezuführen gewagt hat, indem man Sachen druckte, die den Tatsachen ins Gesicht schlugen. Denn man hat versichert, ich weiß nicht in welchem Werke, daß Ali Pascha Silberreiher mit Diamanten auf seinem Turban getragen und daß sein Sklave, auf den Bauch lang hingestreckt, liegend den Befehl, seine Pfeife zu bringen, entgegengenommen habe. Das ist auch wieder eine Sache, die zum Vergnügen erfunden wurde, und ich rufe zum Zeugen gegen die Behauptung alle an, die in der Türkei gewesen sind. Sie werden bestätigen können, daß alle Bedienten, Freie und Sklaven, stets ihrem Herrn gegenüber stehen bleiben, indem sie die Hände über den Leib kreuzen oder die Hand an den Dolch oder an den Kolben der Pistole legen, die sie im Gürtel tragen. Sie werfen sich vor Gott auf den Boden, wenn sie beten. Wenn sie einen Teller unter die Pfeife auf den Boden setzen, so beugen sie dabei ein Knie, damit die Asche nicht auf den Teppich fällt. Aber diese Kniebeugung hat mit Ehrfurcht nichts zu tun. Es ist vielmehr eine Sache des Anstandes. In ihren Augen wäre es unanständig, sich einfach zu bücken (was sie notwendigerweise tun müssen, um das Tellerchen unter die Pfeife zu setzen) und dabei das Gesäß hervorzustrecken.

Ali war ein starker Esser und Trinker und zwar von Wein und Schnäpsen. Er rauchte beständig seine Pfeife oder seine Nargileh, wie alle Orientalen, und trank, dem Landesbrauch gemäß, viel Kaffee. Zu allen Jahreszeiten trank er nur auf Eis gekühltes Wasser.

Im Winter hatte er in dem Zimmer, wo er beständig wohnte, wenigstens vier große Kohlenbecken, manchmal die doppelte Anzahl, je nach der Größe des Zimmers. Diese Kohlenbecken enthielten riesige Mengen von Holzkohle und verbreiteten eine sehr unangenehme Hitze. Trotzdem war er noch in zwei Pelzröcke eingepackt, von denen der obere sehr weit war und ihn vollständig einhüllte. Er wurde nur einfach über die Schultern geworfen.

Ali hatte eine Vorliebe für wüste Gelage. Er lud sich zuweilen bei einem seiner Grammaticos selber zu Gaste. Aber der Hausherr wurde dabei nie zur Tafel zugezogen. Er mußte stehen und wie ein Bedienter bei Tische alles reichen. Wenn er einen Christen zu seiner Tafel zuließ, so geschah es nur im Hause eines anderen Christen. Und dann waren es nur Alexis Nutza von Zagora und der Despot (Erzbischof der griechisch Orthodoxen) von Janina, wohl auch mal ein Europäer. Doch kam es nur selten vor, daß er Europäer in seinem eigenen Palast zum Essen zuließ. Bei den Mohammedanern dagegen hatte es keine Schwierigkeiten, vornehmlich nicht während des Bairamfestes und auf Reisen. Ich habe mehr als fünfzigmal mit ihm gegessen. Niemals aber zog er seine Söhne zu Tisch oder ließ sie seiner Mahlzeit beiwohnen. Sie durften

sich nicht mal in seiner Gegenwart setzen, weil die Etikette diese Vertraulichkeit verbietet. An einem aber hielt der Tyrann fest: niemals ist einem eingeborenen Christen oder Juden die Ehre des Sofas zuteil geworden. Sie mußten stundenlang stehen. Europäer dagegen, die nicht in seinem Dienste waren, lud er zum Sitzen ein. Eine Ausnahme von dieser Regel bildete Marcelleſe, ein Korſe von Geburt, der einen Teil ſeiner Flotte kommandierte. Der tapfere und ehrenwerte Seemann flößte durch ſeine ausgezeichneten Dienſte dem hochmütigen Tyrannen ſolche Verehrung ein, daß er ihn immer zum Sitzen einlud und niemals verfehlte, ihm eine Schmeichelei zu ſagen, ſo oft er ihn ſah. Die Mohammedaner vornehmen Standes erhielten gewöhnlich die Erlaubnis, ſich zu ſetzen; aber ſie mußten immer auf den Augenblick der Erlaubnis warten, wenn große Geſellſchaft war. Das geſchah nur, um ſeine Erhabenheit zu zeigen, denn wenn er gemütlich mit Dreien oder Vieren zuſammenſaß, hieß er uns ſehr raſch alle niederſitzen. Manchmal, wie er gerade gelaunt war, ließ er Leute von erſter Stellung ſtundenlang während einer Unterhaltung ſtehen. Nur ſein Kia-Kia Mehemed-Efendi, ſein Vorſteher der Staatskanzlei und noch drei oder vier andere durften ſich ohne Erlaubnis ſetzen, ebenſo alle Derwiſche.

Obgleich Ali Paſcha für unfromm, ungläubig, ja bei einigen als Gottesleugner galt, könnte ich doch einige ſehr merkwürdige Begebenheiten anführen, die mir beweiſen, daß er an den Islam glaubte. Wenn er ſeine Vorſchriften nicht befolgte, ſo lag das daran,

daß sein Dünkel ihm zuflüsterte, daß er ein von Gott bevorrechtetes Wesen sei, das von allem befreit sei, was ihm lästig erschien; vorausgesetzt, daß er die Derwische ehre. Er liebte die Mohammedaner wegen ihrer unzerstörbaren Anhänglichkeit an den Sultan nicht, und weil ihm dies Gefühl in den Weg kam bei all seinen Unternehmungen und Absichten. Er glaubte, daß die Griechen ihn liebten, weil er ihnen viel Freiheit ließ. Aber er kannte ihren ränkesüchtigen Charakter, ihren Hang zur Falschheit und Hinterlist, sowie ihre Habgier ganz genau und verachtete sie deshalb. Ich habe das aus seinem eigenen Munde. Was die Europäer anbetrifft, so mißtraute er ihnen bei seinem argwöhnischen Charakter. Er haßte sie aus Neid und Eifersucht. Denn er fühlte sehr gut, daß alle seine Prahlereien keine Männer blenden konnten, die gewohnt waren, in ihren Ländern die Dinge als echt zu sehen, von denen er ihnen in seinem Lande doch nur eitel Schein geben konnte, seien es Truppen, Festungen, Paläste, Vorratshäuser, Arsenale, Karossen, Straßen usw. Und er, der sich gern bewundern ließ, litt unendlich unter dem festen Bewußtsein der Verachtung, die die Europäer für ihn hegten. So war Ali Pascha.

Ali Pascha ließ eine ungeheure Zahl der angesehensten Leute Albaniens umbringen. Er bemächtigte sich dann ihrer Kinder, sowohl der Knaben wie der Mädchen, und bevölkerte damit seinen Harem. Sie dienten ihm zur Sättigung seiner abscheulichen Lüste. Alle seine Harems waren doppelter Art; der eine mit Frauen nach dem türkischen Brauch gefüllt, der

andere mit Knaben. Wenn dann diese Knaben, geschändet von ihm, herangewachsen waren, wurden sie abgedankt und verließen den männlichen Harem. Ihr Los wurde dann entweder glänzend oder gemein, je nach der Laune des Despoten. Diejenigen, die ihn nicht weiter interessierten, erhielten, wenn sie den Harem verließen, täglich zwei Mahlzeiten angewiesen, eine für den Abend, eine für den Morgen, ein Pfund und vier Unzen Brot und zwei kleine Tassen Kaffee. Man gab ihnen auch Unterkunft, sei es bei einem Bürger, durch ein Quartierbillett, sei es in einem der Häuser oder Vorratshäuser des Paschas. Immer legte man mehrere zusammen, je nach der Größe des Raumes, aber man lieferte ihnen weder ein Bett noch Möbel.

Die anderen dagegen, die vom Glück mehr Begünstigten, wurden in den verschiedensten Aemtern beschäftigt, wo sie mehr oder weniger Geld machten. Die einen erhielten Stellung in der Hauptstadt, die anderen in den Städten, Schlössern, Dörfern usw., über seinen ganzen Staat hin. Beim Militär, beim Zivil, bei den Verwaltungen, überall stieß man auf diese abgedankten Ganymede voll Unverschämtheit und Eitelkeit. Aber es kam oft genug vor, daß sie große Beamtenstellungen erhielten, dazu auf Befehl des Paschas die Töchter reicher Leute, oder eine aus seinem Harem entlassene Favoritin, als Frauen, und dann sich wie kleine Tyrannen anderswo aufspielten; dort auf schmutzige, verbrecherische Weise Reichtümer zusammenhäuften, bis der Tyrann sich mit einem Male das Vergnügen machte, sie vom Gipfel des Glücks in

einen Abgrund von Elend zu stürzen. Ali ließ zum Beispiel unter anderm einen der vornehmsten albanischen Beys ermorden und bemächtigte sich seiner drei Söhne und einer Tochter. Diese wurde nach mehrjährigem Aufenthalt in seinem Harem an einen abgedankten Ganymed verheiratet. Zwei von den Brüdern, die viel älter als der jüngere waren, hatten gleichfalls den Knabenharem seit mehreren Jahren schon verlassen. Sie stiegen in der militärischen Karrière von Stufe zu Stufe. Der ältere von beiden wurde Kommandant der berüchtigten Feste von Suli und der andere von Margarithi, das nicht weit davon liegt. Der dritte und jüngste, im Jahre 1819 zirka 18 Jahre alt, stand dicht vor seiner Entlassung aus dem Harem. Ihn ließ Ali Pascha kommen und versprach ihm, sein Glück zu machen unter der Bedingung, daß er eigenhändig beide Brüder meuchle. Und das junge Ungeheuer war auf der Stelle mit dem schauderhaften Vorschlage einverstanden, worauf ihm der alte Tyrann seine Verhaltungsmaßregeln gab.

Er wurde als Buhlknabe von Ali Pascha entlassen und benutzte die Gelegenheit, Ali Pascha um die Erlaubnis zu bitten, den Monat Ramazan (der Fastenmonat, dem das Fest des Beiram folgt) bei seinen Brüdern zubringen zu dürfen. Der Pascha erfüllte gnädig seine Bitte und ließ ihm eine bescheidene Summe für seine kleinen Vergnügungen auszahlen. Zuerst begab sich der junge Brudermörder ins Gebirge nach Suli zu seinem ältesten Bruder, der ihn mit herzlicher Gastfreundschaft und Liebe aufnahm. Nach eini-

gen Tagen seines Besuchs benutzte er die Gelegenheit, wo sein Bruder schlief, und meuchelte ihn mit zwei Dolchstößen ins Herz. Vorher hatte er seine Maßnahmen so getroffen, daß er entkommen konnte und noch schneller bei dem anderen Bruder ankam, als die Kunde von dem Morde dort hindrang. Er erschien bei seinem zweiten Bruder in der Tat schon bei Sonnenaufgang und wurde auch dort brüderlich und herzlich aufgenommen. Aber voll Angst, daß sein zweiter Bruder in einigen Stunden von der Katastrophe, der der älteste Bruder zum Opfer gefallen war, unterrichtet würde, beeilte er sich und tötete auch ihn während der ersten Küsse. Die Hausbewohner ergriffen den Mörder, der im Bewußtsein, einen Befehl seines Herrn ausgeführt zu haben, nicht den Versuch eines Widerstandes machte. Er ließ sich frohgelaunt nach Janina führen, wo er voll fester Zuversicht den Lohn für seinen zweifachen Brudermord erwartete. Aber seine Hoffnung wurde enttäuscht. Denn Ali Pascha ließ ihn auf dem Fleck hängen und die Schwester in der folgenden Nacht in dem See ertränken.

Zu all diesen Verbrechen kamen die Entführungen. Das Ungeheuer und die jungen Tiger, aus seinem Blute stammend, unterhielten griechische Agenten in den verschiedenen Städten Italiens, die ihnen schöne Frauen liefern mußten. Eines dieser Opfer wurde genau so fortgeschleppt wie die junge und unglückliche Elise Tarrakanoff durch den Agenten Katharinas II., Alexis Orloff. Genau wie bei der jungen Russin, lockte der griechische Kapitän eines Handelsdampfers eine

Frau in Livorno, wo sie geboren war, auf sein Schiff unter dem Vorwande, ihr zu Ehren ein Fest zu veranstalten als Gegengabe für all die Liebenswürdigkeiten, die er von seiten ihrer Familie erfahren habe. Kaum war sie an Bord, so ging das Schiff unter Segel und die junge Italienerin wurde nach Volo geschleppt, einem Thessalischen Hafen, der zur Provinz Veli Paschas, des zweiten Sohnes von Ali Pascha gehörte.

Sobald das Schiff dort einlief, schickte der Kapitän einen Eilboten nach Tirnovo bei Larissa, wo Veli Pascha residierte. Dieser ließ die Frau sofort holen und behielt sie $2^1/_2$ Jahre. Dann verheiratete er sie an einen italienischen Holzbildhauer aus Bergamo im Jahre 1819.

Der älteste Sohn von Ali Pascha hielt gleichfalls seit mehreren Jahren eine Frau in seinem Harem gefangen, die er auf dieselbe Weise sich verschafft hatte.

Pesarini, Lehrer der 26 Mann Kavallerie, machte im Jahre 1818 zu dem einzigen Zweck die Reise von Janina nach Venedig, um von dort seine eigene 16 jährige Tochter herbeizuholen und sie Ali Pascha auszuliefern (damals gegen 80 Jahre alt. D. H.). Wenn Ali Pascha oder seine Söhne durch ihre Spürhunde, die ausnahmslos Griechen waren, hörten, daß irgendwo in ihrer Provinz, die unter ihrem Joch seufzte, eine hübsche Frau sei, so ließen sie das Weib einfach offen fortnehmen, gleichgültig, ob sie verheiratet war oder nicht. Es gab eine ganze Anzahl Griechen, die sich dazu drängten, ihre eigenen Schwestern oder Töchter

anzubieten, um die zügellose Gier ihres Tyrannen zu sättigen.

Alles, was ich in bezug auf die Frauen gesagt habe, gilt auch in bezug auf die halberwachsenen Knaben. Es war im Jahre 1818, als drei Kuppler des 80 jährigen Ali Pascha die Lüsternheit des alten Satyrs reizten, indem sie ihm die Schönheit des Sohnes vom russischen Konsul in Patras (Morea) schilderten. Der junge Mensch war 16 Jahre alt. Die Kuppler reisten hin und es gelang ihnen, den jungen Menschen zu entführen. Sie brachten ihn nach Preveſa, wo sich gerade damals der niederträchtige Satrap aufhielt.

Aber der junge Mensch zeigte eine Festigkeit, die seiner furchtbaren Lage entsprach. Ich war es, der dem Tyrannen vorstellte, was für einen Skandal diese Handlungsweise notwendigerweise nach sich ziehen müßte, und daß er die ganze Rache Rußlands und der Pforte auf sich lade. Ich gestehe, daß ich nicht aus Interesse für Ali Pascha diesen gefährlichen Schritt bei ihm tat, sondern weil ich das Los des jungen Menschen tief bedauerte. Ich konnte allein so tollkühn handeln, weil ich von Anfang an mich auf den Standpunkt gestellt hatte, frisch und frei mit dem Vesir zu reden. Gott stand mir bei, Ali Pascha bekam Angst. Um dem Vater eine Genugtuung zu geben, und um unschuldig an diesem ganzen Handel zu erscheinen, schickte er den jungen Menschen zurück und ließ die drei Kuppler aufhängen; es waren Griechen von Korfu.

In Janina lebte eine Frau Namens Frosina, die Nichte des Despoten (diesen Titel gaben die Griechen

ihren Erzbiſchöfen), und an einen der reichſten griechiſchen Kaufleute der Stadt verheiratet. Sie war bekannt wegen ihrer Schönheit und ihres Geiſtes, und das ſollte ihr zum Unglück werden. Sie war ſchon Mutter von zwei Kindern, als der älteſte Sohn Ali Paſchas, Muktar, von ihren Reizen ergriffen wurde. Er ließ ihr den Befehl zukommen, bei ihm zu erſcheinen und ſeine Lüſternheit zu befriedigen. Die bedauernswerte Froſina war beſtürzt und verſammelte ihre Familie, um mit ihr zu beratſchlagen, was ſie tun ſolle. Alle erwieſen ſich als Feiglinge und gaben ohne Ausnahme ihren Rat, daß man den Befehlen des Paſchas gehorchen müſſe, und der Erzbiſchof, der Onkel des Opfers, war gerade derjenige, der beſonders unterſtrich, daß man den Paſcha nicht reizen dürfe. Weil der eigene Gatte ſein Leben aufs Spiel ſetzte, wenn er die Eiferſucht des Paſchas, ſeines mächtigen Nebenbuhlers, erregte, ſo wurde beſchloſſen, daß er am ſelbigen Tage Janina verlaſſen ſolle. Er reiſte in der Tat nach Bukareſt ab und Froſina lieferte ſich ſelbſt dem Paſcha aus. Einige Zeit hindurch beſuchte er ſie häufig und machte ihr mehrere Geſchenke, unter anderen einen ſehr ſchönen Ring von großem Werte. Froſina wollte den Ring verkaufen und beauftragte irgend jemanden. Der glaubte nichts Beſſeres tun zu können, als wenn er den Ring an die Gattin eines Paſchas verkaufte. Unglücklicherweiſe war es gerade die Gattin Muktar Paſchas, der er das Kleinod anbot. Dieſe Dame erkannte in ihm einen Ring, der ihr ſeit langem gehörte, und ging der Sache auf den Grund. Man entdeckte

die Herkunft des Ringes und alles kam ans Tageslicht. Muktars Gattin brachte ihre Klagen bei Ali Pascha, ihrem Schwiegervater vor. Er versprach ihr eine gründliche Genugtuung. In der folgenden Nacht begab er sich selbst, von einigen seiner Räuber begleitet, zur schönen Frosina. Dort angekommen, überschüttete er sie mit Beleidigungen und ließ sie, taub gegen ihr Flehen und ihre Tränen, an den See schleppen und hineinstürzen. Es ist das die in der Türkei übliche Strafe für Frauenzimmer liederlichen Lebenswandels.

Ich war eng befreundet mit Alexander de Mussy, dem Bruder dieses Opfers der Willkür. Der Sohn Frosinas lebte im Hause seines Onkels mütterlicherseits und war gleichfalls mein Freund. Diesen beiden verdankte ich die Einzelheiten über die Katastrophe, die ungeheures Aufsehen in Janina erregte, trotzdem man dort doch schon an ähnliche Greuel gewöhnt war. Der Sohn war beim Tode der Mutter sechs Jahre alt. Er schlief in ihrem Zimmer, als Ali Pascha eintrat, und erinnerte sich dieser Szene noch dunkel.

Ali Pascha und seine Söhne hatten jeder mehrere Paläste in Janina und ebenso in der Umgegend. Der alte Tyrann besaß aber mehr als seine Söhne zusammen genommen. In jedem dieser Paläste gab es einen Harem mit einem Haufen beklagenswerter Weiber darin. Der Vater und die Söhne brachten die Tage bald in diesem, bald in jenem Palast zu. Der alte Ali aber wechselte den Palast oft dreimal am Tage. Die Launen dieser Ungeheuer hatten aber nicht genug an den vorhandenen Weibern in diesen Palästen, sondern sie

ließen oft noch welche aus den anderen herbeischleppen. Die Ueberführung geschah in Kutschen, die an Stelle der Fenster Rolläden hatten. Das Wagengestell war mit Segeltuch behangen, das bis auf die Achsen der Räder hing. Dem Wagen voraus gingen Truppen, die von schwarzen Eunuchen zu Pferde begleitet waren. Und dennoch, sollte man es für möglich halten? — alle diese Vorsichtsmaßregeln genügten diesem Ungeheuer noch nicht. Ali Pascha gab eine Verordnung, die befahl, daß jedes Wesen männlichen Geschlechts gehalten sei, sofort umzukehren, sobald es auf einen solchen Zug stoße; daß er aus allen Kräften vor der Begleitung davonrennen solle, bis er sich in ein Haus hineinwerfen könne oder in eine anstoßende Straße; daß die Kaufleute, die gerade in ihren Geschäften seien, sich auf den Bauch zur Erde werfen sollten und zwar so, daß die Füße nach der Straße, der Kopf nach der Wand zu läge und sich nicht eher erheben dürften, bis die letzten Mannschaften der Eskorte vorbei seien. Und das alles wurde befohlen mit der Drohung, im Weigerungsfalle sofort niedergemacht zu werden. Nur die Frauen allein waren dieser schrecklichen Vorschrift nicht unterworfen. Die ganze übrige Bevölkerung, kein Mann ausgenommen, nicht alt noch jung, nicht klein noch groß, nicht reich noch arm: alle mußten rennen oder sich auf den Bauch werfen. Mir selbst ist es einmal begegnet, daß ich mich bei einem Tuchwarenhändler befand und gezwungen war, mich auf dieselbe Art auszustrecken. Oft genug aber sah ich mich genötigt, die Flucht zu ergreifen und in sausendem Galopp davonzujagen oder

aber, wenn ich zu Fuß war, aus Leibeskräften zu rennen, um mich vorm Tode zu retten. Mehrfach sind Menschen das Opfer ihrer Langsamkeit oder ihrer Unkenntnis betreffs dieses barbarischen Gebrauches geworden. Es ist wohl wahr, daß man durch das Geschrei der Flüchtenden schon gewarnt wurde, die schrien: „Harem! Harem!“ Trotzdem aber ging ein Mann, der eben aus einer anderen Provinz der Türkei kam und von der Gefahr, die er lief, nichts ahnte und seinen Weg ruhig fortsetzte, unfehlbar seinem Untergang entgegen.

Um seinem Hang zur Rachsucht und Grausamkeit zu fröhnen, benutzte Ali Pascha ein strenges Gesetz, das in der Türkei noch heute in Kraft ist, und das, wie ich glaube, meinen Landsleuten und besonders dem schönen Geschlecht ganz und gar nicht gefallen würde.

Auf Grund dieses Gesetzes wird jeder uneheliche geschlechtliche Verkehr aufs strengste bestraft. Man macht dabei aber verschiedene Unterschiede. Sind beide Missetäter unverheiratet, wird der Mann mit 80 Stockschlägen auf die Sohlen, die Frau mit 80 Stockschlägen auf ihr Hinterteil bestraft. Ist einer von beiden verheiratet, so wird er zum Tode verurteilt und die Art seiner Hinrichtung besteht darin, daß er von sämtlichen Mohammedanern des Ortes, den er durch sein Verbrechen entehrt hat, zutode gesteinigt wird. Sind beide verheiratet, so sterben beide durch dieselbe Strafe, aber die Frau bekommt erst noch 40 Stockhiebe und man setzt ihr eine lebendige Katze in ihre weiten Pump-

hosen. Eine Mohammedanerin, die ihre Gunst einem Christen schenkt, selbst wenn sie ledig ist, wird unbarmherzig gesteinigt. Aber das Gesetz verlangt, daß zwei Zeugen von untadeligem Rufe mit einem Eide bekräftigen müssen, daß sie die beiden in flagranti ertappt haben. Diese Bedingung macht die eben genannten Bestrafungen infolgedessen sehr selten. Denn man trifft seine Vorsichtsmaßregeln für eintretende Fälle, und besonders in der Türkei. Aber die Türken haben einen angeborenen Hang zur Grausamkeit und sie scheinen Vergnügen darin zu finden, bei jedem Anlasse das Blut ihrer Untergebenen zu vergießen. Die Willkürmacht, die vom Sultan den Paschas, von diesen den Beamten, Beys, Agas und anderen niedern Beamten, den Machthabern kleiner Orte übertragen ist, bringt sie dazu, dies an und für sich schreckliche Gesetz in der unmenschlichsten und schikanösesten Weise anzuwenden.

Es ist eine bemerkenswerte Eigenschaft, deren Ursache man vergebens suchen kann, daß der unzüchtige Verkehr in den Augen der Orientalen (und ich verstehe darunter ohne Unterschied Muselmänner, die Juden dieser Gegenden, die Griechen, die Armenier und die Massen der verschiedenen Völker, die der türkischen Herrschaft unterworfen sind), das abscheulichste Verbrechen ist, das man begehen kann. Ein Dieb, ein scheußlicher Mörder, ein Brigant, der auf der Landstraße raubt und mordet, findet immer Leute, die ihm beistehen, der Strafe sich zu entziehen, die er verdient, wenn er nicht direkt bei seinen Verbrechen ertappt und festgenommen wird und es ihm gelingt, in das nächste

Haus zu entfliehen und den Hausherrn um Schutz anzuflehen. Auch das schändliche Verbrechen der Päderastie zieht in der Türkei keine Strafen nach sich, obgleich die mohammedanische Religion es ebenso verabscheut wie das Juden- und Christentum. Aber dies Laster ist dermaßen unter Griechen und Türken eingewurzelt, — sehr selten bei Juden und Armeniern, — daß man zwei Drittel der Bevölkerung wenigstens vertilgen müßte, wenn man es ausrotten wollte. Sie verheimlichen diesen widerlichen und schmählichen Hang durchaus nicht. Alle Reichen haben ihre Ganymede, genau wie sie Beischläferinnen haben. Die mittlere und unterste Bevölkerungsschicht geben sich zügellos diesem verruchten Laster hin, und kein Mensch verliert darüber ein Wort. Die Neigung, die die Weiber für ihr eigenes Geschlecht haben, ist noch verbreiteter als die der Männer zu jungen Leuten. Man nennt diesen schmählichen Geschmack der orientalischen Damen für einander mit einem türkischen Wort »Sewitschi«.

Weder die geringste Strafe steht auf dies Laster gegen die Natur, noch klebt ihm die geringste Schande an. Aber die Annäherung beider Geschlechter, und wäre es nur ein harmloses Stelldichein, der leiseste Beweis, oft ein nur schlecht begründeter Verdacht, kostet beiden unglücklichen Wesen das Leben. Jedermann ist in einem solchen Falle Angeber und Spion, jeder beeilt sich, Unschuldige zu bestrafen, die nur den Regungen der Natur folgten oder die nur zufällig allein zusammen angetroffen wurden. Aber anstatt die Vorschriften des Gesetzes zu befolgen, das die An-

hörung zweier Zeugen befiehlt usw., tötet man die Delinquenten willkürlich. Doch kenne ich nur zwei Fälle von Steinigung. Einer ereignete sich in Janina, wo eine jung verheiratete Mohammedanerin gesteinigt wurde, weil sie in der Behausung eines Neapolitaners angetroffen wurde. Der andere Fall kam in St.-Jean-d'Acco in Syrien vor, wo ein Christ von melchitischem Ritus 1820 gesteinigt wurde, weil er die Schwester seiner Frau verführt hatte. Hingegen habe ich wohl fünfzigmal Männer gehängt, geköpft und selbst gepfählt und Frauen ertränkt werden sehen, weil sie ähnlicher Sachen beschuldigt wurden. Ich will nur ein Beispiel anführen, ehe ich erzählen werde, wie Ali Pascha dieses schreckliche Gesetz mißbrauchte. Im Jahre 1813 befand ich mich in Skopia in Bosnien im Palast von Suleiman Pascha, der kurze Zeit nachher zum Gouverneur von Belgrad und Serbien ernannt wurde. Der Palast befindet sich auf dem Lande. Eines Abends saßen wir in einem Pavillon seines Gartens, als ein Bedienter ganz aufgeregt herankommt und mitteilt, daß ein Mann und eine Frau zusammen versteckt in einem Getreidefeld säßen, das dicht vorm Mähen war. Suleiman Pascha, für einen Türken sonst ein sehr sanfter Mann, wohltätig und gastfrei über alle Maßen, aber ausnehmend strenger und eifriger Muselmann, befahl ohne jede weitere Untersuchung, ihm sofort die beiden Köpfe der Schuldigen zu bringen. Sofort stiegen einige Bediente zu Pferde, galoppierten eilig davon, schlugen die Köpfe ab und brachten sie dem Pascha. Das ganze war nur eine Sache von einer

halben Stunde, weil das Feld, wo das sogenannte Verbrechen und seine Sühne stattfand, nicht weit von dem Garten war, wo wir uns befanden. Der Pascha, sonst ein Mann mit seinem Gewissen, nahm sein Abendbrot darum doch wie gewöhnlich ein.

Wenn der Tyrann einen gesetzlichen Vorwand sich verschaffen wollte, um jemanden zu bestrafen oder sich an jemanden zu rächen, so befahl er seinem Polizeiwächter Taher-Abbas, einem Albanesen und abgefeimt in diesen Dingen, eine Prostituierte in das Haus des erwählten Opfers zu bringen. Diese Frau, die mit der Polizei zusammensteckte, ging dann zu dem Mann unter dem Vorwand, ihn um eine Geldunterstützung zu bitten oder ihn in einer vorgeschobenen Angelegenheit um seinen Beistand anzugehen. In anderen Fällen verbarg sie sich an einem wenig besuchten Ort seiner Wohnung, gewöhnlich hinter dem Brennholz für die Küche oder für die Heizung. Aber gleichgültig, wie die Verräterin in das Haus kam, die Polizisten erschienen zur verabredeten Stunde im Hause des Unglücklichen, der von einem solchen Besuch sich nichts träumen ließ. Trafen sie das Weib in seinem Zimmer, so galt er als in flagranti ertappt. Fand man das Weib aber nach scheinbarem eifrigen Suchen endlich an seinem ihm angewiesenen Versteck, so galt der Mann nichtsdestoweniger des Verbrechens der Unzucht überführt, das Ali Pascha niemals unbestraft ließ, trotzdem er und seine Söhne sich gestatteten, den andern ihre Frauen rauben zu lassen. Scheinbar verhaftete man die Frau mit dem Manne. Aber die Art der

Verhaftung ist in diesem Lande grausamer als die Bestrafung eines erwiesenen Vergehens in Europa. Denn die wilden albanischen Soldaten fallen mit heftigen Stockschlägen über ihre Opfer her, ohne ihre Rechtfertigung anzuhören und reißen ihnen die Kleider vom Leibe. Denn die Kleider dienen dazu, ihren Eifer zu erhöhen. Der Unglückliche wird dann unter beständigen Stockschlägen in ein scheußliches Gefängnis, Buldrum genannt, gesteckt. Es befindet sich unter dem Gewölbe des Festungstores von Castro, wenn man von der Stadt kommt zur Linken. Dort sitzt er nun mit der Kette um den Hals und die Füße im Block und erwartet das Schicksal, das der Tyrann über ihn verhängt. Es ist immer tragisch. Sein Haus wird indes vom Keller bis zum Boden ausgeplündert. Die Bekleidungsstücke und Waffen gehören den Soldaten, die ihn festgenommen haben. Sie müssen ihrerseits wieder die Hälfte der Beute an ihr würdiges Haupt, Taher-Abbas, abgeben. Möbel, Wertpapiere, Pferde und alles bare Geld gehört dem Tyrannen. Die Frau wird sofort, wenn sie beim Polizeiobersten ankommt, freigelassen. Er zahlt ihr den Lohn, während man in der Stadt ausspreng läßt, daß sie in den See von Janina, an dem die Stadt liegt, geworfen sei. Indes geschah es mehrere Male, daß man sie wirklich ersäufte, um vor Ausplaudereien sicher zu sein. Besonders verfuhr man so, wenn das Opfer der Hinterlist ein Mann von hervorragender Stellung war, der von Konstantinopel als Mubaschir, d. h. Wiedergutmacher des Unrechts, dessen ein Pascha angeklagt war,

abgeschickt wurde oder um einen Ulema (d. h. einen Geistlichen oder Rechtsgelehrten) handelte.

Ich will nur einen einzigen Fall solcher Art anführen. Der Sultan hatte einen Mubaschir von großer Tüchtigkeit nach Janina geschickt, einen eifrigen Mohammedaner von untadeligen Sitten. Der Firman (kaiserliches Handschreiben), den er bei sich hatte, erwähnte seine Tugendhaftigkeit besonders. Er gehörte zur Klasse der Ulemas, damit Ali Pascha keinen Vorwand zur Klage über Parteilichkeit des Mannes vorbringen könnte, der als Schiedsrichter tätig sein sollte. Ich weiß nicht, in welcher Sache er kam. Die Mubaschirs sind häufig in der ganzen Türkei anzutreffen, in Janina mehr als anderswo, denn da gab es erklärlicherweise mehr Beschwerden gegen Ali Pascha als anderswo. Ich habe auch vergessen zu fragen, warum der Unglückliche sich in die Höhle des Tyrannen begeben hat, der ihn mit allen Ehren, die einem Abgesandten seines Souveräns zukommen, empfing. Einige Wochen lang gab er Feste über Feste, wobei es sehr anständig zuging (im Gegensatz zu seinen gewöhnlichen Orgien, die der Tyrann in der wüstesten Weise feierte).

Eines Tages erhielt die Polizei Nachricht, daß sich ein Weib in den Wohnräumen, die der Pascha dem ehrwürdigen Greise angewiesen hatte, befinde. Man findet es in einem Schrank, worin man die Kissen zu verschließen pflegte. Das Weib wurde diesmal wirklich ertränkt, obgleich sie vom Pascha dorthin geschafft war. Der Mubaschir aber wurde ins Gefängnis geworfen, alles Eigentum, alle seine Papiere wurden ihm

fortgenommen und unterſucht. Einige Tage ſpäter ließ man ihn aus ſeinem Gefängnis, ſetzte ihn nur in Hemd und Unterhoſe — ſeine Kleider hatte man ihm vom Leibe geriſſen — auf einen Eſel, mit dem Geſicht nach dem Schwanz. Und in dieſem Aufzuge, von der ſchauderhaften türkiſchen Muſik begleitet, wurde er von den Polizeiſoldaten durch ganz Janina geführt. Dann ſchickte man ihn halbnackt und gefeſſelt nach Konſtantinopel (das zirka 650 Kilometer entfernt von Janina liegt) mit einem Brief an den Sultan, in dem Ali ſich beklagt, daß man ihm einen ſolchen Scheinheiligen geſchickt habe, der geeignet ſei, ſeine Hauptſtadt und ſeinen Hof zu verunreinigen. In Konſtantinopel kannte man die Unſchuld des Mubaſchir ſehr wohl. Sein Souverän ſelbſt entſchädigte ihn für die erlittene Unbill. Aber der Abgeſandte ſtarb zwei Monate nach ſeiner Rückkehr infolge der ſchlimmen Behandlung und des Kummers über die Kränkung, die ihm der ganze Handel verurſacht hatte. Das Verbrechen Ali Paſchas blieb auch diesmal noch ungeſtraft. Ich könnte eine Menge ähnlicher Schandtaten anführen, wo Ali Paſcha ſich des Vorwandes, Unzucht getrieben zu haben, bediente, um ſeine Opfer zu verderben. Aber es widerſtrebt mir um ſo mehr, über dieſen Gegenſtand mich zu verbreiten, als ich ſchaudere bei dem Gedanken, wie oft ich dieſem ſchrecklichen Unglück ausgeſetzt ſein konnte. Nicht von ſeiten Ali Paſchas. Er hatte meine Erfahrung und Offenheit doch zu nötig, um einen Vorwand zu ſuchen, ſich meiner zu entledigen. Allerdings lieferte ich ihm ſelbſt oft Grund, ſeinen Haß an mir zu be-

friedigen, den er gegen mich hegte. Doch sein Interesse verbot es, denn er wußte genau, daß ihm niemand die Wahrheit außer mir zu sagen wagte. Und die sagte ich ihm derbe, um ihn zu ärgern, aber ich sagte sie ihm wenigstens. Ich fürchtete also die Tücke Alis, was das Kapitel Weiber anbelangt, weniger als die der griechischen Schreiber, meiner geheimen und deshalb gefährlicheren Feinde. Sie wußten allerdings ganz gut, daß Ali mich nicht in den Tod schicken würde. Aber er hätte mich behandelt wie den Neapolitaner Caretto, den er mehrere Jahre in ein Gefängnis von Argyro-Castro warf. Seine Gefangenschaft verschärfte er durch Durst, Hunger und zahllose Stockhiebe, und das alles, weil man ein Weib bei ihm gefunden hatte. Das Volk selbst forderte seinen Tod. Ali Pascha ließ das Gerücht verbreiten, daß er ihn hingerichtet habe, aber er ließ ihn, wie eben erzählt, einschließen. Das geschah einige Zeit vor meiner Ankunft in Janina. Er wurde erst 1818 wieder in Freiheit gesetzt, wo er mir in Janina alles erzählte, was er durchgemacht hatte. Auch ich fürchtete ähnliches und bin heute noch überrascht, daß meine Feinde nicht eines dieser unseligen Weiber in meiner Wohnung heimlich versteckt oder eines von ihnen angestiftet haben, um Almosen bei mir zu betteln, und es dann bei mir überraschen zu lassen. Ali Pascha hätte mir alles durchgehen lassen, nur das nicht. Aber die göttliche Vorsehung hat mich auch hiervor, wie vor so vielen Gefahren, die ich mit menschlicher Hilfe allein nicht hätte bestehen können, bewahrt.

Alle Leute im Dienste Ali Paschas waren gezwungen, seine Heiratserlaubnis einzuholen. Aber nicht zufrieden, seinen Despotismus in dieser Weise auszuüben, kam es sehr häufig vor, daß er Leute verheiratete, die gar keine Lust dazu empfanden; Menschen zu Verbindungen zwang, die beide nicht mochten.

So gab er z. B. die Tochter von Mustafa Pascha, den er mit eigenen Händen umgebracht hatte, einem seiner Tschausche (Boten), einem scheußlichen Neger. Dazu war das junge Mädchen erst vierzehn Jahre alt. Erst hatte sie der Tyrann entehrt und sie eine Zeitlang in seinem Harem gehabt. Dieser Tschausch, Zadig genannt, mußte aber jeden Tag sein Amt weiter versehen, wie ich selbst gesehen habe, trotzdem er der Schwiegersohn eines Paschas würde. Ein anderes Beispiel ist das der Verheiratung einer jungen Griechin mit einer der ersten Persönlichkeiten seines Hofes, nämlich mit Selfo-Metschobono. Dieser war der Sohn des alten Mehemed-Metschobono, des intimsten Freundes von Ali Pascha, seines tapfersten Soldaten und Landsmannes, eines braven Mannes bei all seinem albanisch-bäurischen Wesen. Ich habe Beweise seines aufrichtigen und gefälligen Charakters, Eigenschaften, die ungemein selten unter den Albanesen sind. Aber der alte Mann war der eingefleischteste Muselmann, den ich je kennen gelernt habe, und hatte alle seine Söhne in demselben Geiste erzogen. Der Tyrann zwang den jüngsten von ihnen, eine christliche Griechin zu heiraten, nur um das Einvernehmen in dieser Familie zu trüben. Obgleich der Islam eine Heirat mit einer

Frau anderer Religion zuläßt, sind die Fälle doch selten, ausgenommen unter den albanischen Stämmen der Lapen, die einfach Wilde sind. Denn es bringt immer Zwist in die Haushaltung bei Menschen, die beide so fanatisch wie Griechen und Türken sind. Die Türken fürchten beständig, daß die Griechin Heiligenbilder mit ins Haus bringt und den Kindern Glaubenssätze einimpft, die dem Islam widersprechen. Auch Selfo-Metschobono heiratete die Griechin ganz gegen sein Gefühl, obendrein, als ihm der Vesir verbot, sie Mohammedanerin werden zu lassen; dafür gab er ihm die Gewalt, sie am Kirchenbesuch und jeder Ausübung der christlichen Religion zu hindern.

Alle Paschas haben in ihren Diensten einen Mann, der die Zelte und Lagergerätschaften (worin uns die Türken überlegen sind) unter sich hat. Dieses ziemlich einträgliche Amt ist für den Inhaber von nicht großer Bedeutung. Der Mann wird Tschatirdschi-Baschi genannt und hat mehrere Arbeiter unter seinem Befehl.

Der Zeltvorsteher Ali Paschas war ein ordentlicher Mann, ein Marokkaner, sehr geschickt in seinem Handwerk und vom Vesir gern gesehen. Er stand schon lange Jahre im Dienste des Tyrannen, als seine Frau starb. Er hielt sich für viel zu unbedeutend, als daß er wagte, den Vesir mit einem Heiratsgesuch zu behelligen. Aber er wollte auch nicht, daß Seine Hoheit ihm eine Frau gab, weil er nicht ohne Grund fürchtete, daß er eine erhalten würde, die ihm nicht zusagte (er hat es mir später selber gesagt). Deshalb verheiratete er sich heimlich. Einen Tag später, als

Ali Pascha es erfuhr, befahl er, ihm seine Ration Lebensmittel und sein Gehalt zu streichen, das monatlich 90 Piaster betrug. Trotzdem aber mußte er doch sein Amt mit derselben Genauigkeit weiter versehen. Er suchte auf allen Seiten Fürsprache und redete deshalb mit mir von seiner Ungnade. Wir taten alles mögliche für ihn; umsonst. Als ich mich aus Janina rettete, schmachtete er noch im tiefsten Elend, hatte seine Kleider und Möbel verkauft, um nicht zu verhungern, und mußte doch sein Amt als Tschatirdschi-Baschi weiter versehen, weil der Tyrann ihm nicht gestattete, seinen Staat zu verlassen.

Eines Tages, im Jahre 1818, wanderte einer seiner Bedienten, ein Albanese von Geburt, aber von griechisch-orthodoxem Ritus, von Janina fort, um seine Familie in seinem Heimatdorfe zu besuchen. Er hatte keine Erlaubnis dazu. Ali Pascha schrieb sofort an den Schwager des Bedienten, ihm den Kopf des Ausreißers zu senden, der bei seinem Bruder wohnte. Der Schwager wollte gleich zwei, statt eines Opfers. Der Gedanke, eine Niedertracht begehen zu können, machte ihn, bei dem Hange seines Volkes hierzu, förmlich vor Wonne zittern. In dieser Absicht lud er beide Brüder ein, einige Tage bei ihm und bei der Schwester, deren Gatte er war, zu wohnen. Sie kamen arglos.

In der ersten Nacht mischte er Opium und Schnaps in den Wein, den er ihnen vorsetzte, schnitt selbst dem älteren Bruder den Kopf ab und knebelte den jüngeren, den Ausreißer. Am folgenden Morgen machte er sich auf den Weg nach Janina, wohin er sein

Opfer führte. Er ließ sich von einigen albanischen Soldaten begleiten, denen er den Befehl Alis zeigte. Der Verräter trug dabei selbst das Haupt, das er abgeschnitten hatte. Er stellte sich so dem Tyrannen mit seiner widerlichen Trophäe und dem Gefangenen vor. Ali Pascha überhäufte ihn mit Lobsprüchen und befahl, ihn neu zu kleiden. Der Gefangene wurde sofort dazu verurteilt, durch einen Schuß aus einer Kanone hingerichtet zu werden, die nur mit Pulver geladen war. Der Tyrann ließ den Befehlshaber der reitenden Artillerie kommen. Es war dies ein Italiener Namens Agostino Fappano, der 1817 zum Islam übergetreten war und meine Freundschaft und Fürsprache suchte.

Trotz der Hindernisse von seiten der Griechen hatte ich es bei Ali Pascha durchgesetzt, daß eine reitende Abteilung Artillerie errichtet wurde, die er meinem Schützling anvertraute. Er hieß nach seinem Uebertritt zum Islam Veli Aga. Als dieser junge Mann nun aus dem Zimmer des Tyrannen kam, traf er mich im Geschäftszimmer des Kanzleidirektors, wo ich oft war. Ich sah nun, wie bestürzt er war und hörte von ihm, daß er eine seiner Kanonen holen sollte. Mit dieser solle er siebenmal um den Armen herumfahren, der mit einer Kette an einen Pfahl gebunden dastand. Den Pfahl hatte man an einer Längsseite des Palastes eingerammt. Der Tyrann verlangte ferner, daß man bei jeder Umfahrt die brennende Lunte dem Opfer unter die Nase hielte; seine Kanone durfte Veli Aga nur mit Pulver laden, mit einem

Pfropfen aus geteertem Werg davor! Das Geſchütz ſollte ſechs Schritte von dem Opfer auf deſſen Bauch gerichtet werden. Ich riet Veli Aga unter dem Vorwande, den Pfropfen ſelbſt herrichten zu wollen, einen dicken Stein einzuſchmuggeln, damit der Unglückliche von dem Schuß gleich ſtürbe und nicht ſo lange Schmerzen zu leiden habe. Der Paſcha hatte unter den Frauen ſeines Harems die Schweſter des jungen Menſchen. Er zwang ſie, in dem Selamlik, alſo dem Männerraum (was für ſie als Mohammedanerin eine beſondere Beſchimpfung und Demütigung war. D. H.), an einem Fenſter den Martern ihres Bruders zuzuſehen. Sie erſchien verſchleiert und von zwei Eunuchen bewacht. Ali ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl neben die Kanone und überhäufte den Unglücklichen mit Schimpfworten, als der ihn flehentlich bat, einen weniger grauſamen Tod über ihn zu verhängen. Kaum war der Schuß losgegangen, als der Tyrann ſich ſeinem Opfer näherte und ganz erſtaunt war, es tot daliegen zu ſehen. Er ſtocherte mit ſeinem Spazierſtock in der Wunde herum, und als er merkte, daß der Körper ganz durchbohrt war, fuhr er Veli Aga heftig an und behauptete, daß man verſehentlich eine Kugel in die Kanone geſteckt habe. Veli Aga und ſeine Kanoniere behaupteten das Gegenteil; aber der Tyrann drohte ihnen, in Zukunft ihnen dieſelbe Marter zu bereiten, wenn noch einmal bei derartiger Hinrichtung der Bauch durchbohrt würde. Glücklicherweiſe kam er auf den Gedanken, die Leute ſo hinzurichten, nicht mehr zurück.

Er hatte einen Tiger, oder besser einen ungewöhnlich großen Leoparden, der in einem Käfig von vier eisernen Gitterwänden, die auf einem Wagen von vier kleinen Rädern standen, eingesperrt war. Dieses Fahrzeug mit dem eingeschlossenen Tiere darauf stand im Hofe des Hauptpalastes, Castro genannt, und zwar neben der Freitreppe, die zu den Gemächern des Tyrannen führt. Er hat Menschen verurteilt, die nackt in den Käfig des Leoparden gesperrt wurden, den man den ganzen Tag vorher hungern ließ. Am Tage der Hinrichtung wurde das Gefährt mitten in den Hof des Palastes geführt. Dann mußte der Mann in den Käfig. Hierauf reizten die Schergen des Tyrannen die Bestie mit Stöcken und machten sich dabei lustig über den Unglücklichen im Käfig.

Es war im Januar des Jahres 1819, als der Leopard, nicht so blutdürstig wie der Tyrann und seine Vertrauten, dem Mann nichts Böses tun wollte, den man wieder einmal bei ihm eingesperrt hatte. Die Albanesen konnten den Leoparden ruhig mit ihren Stöcken reizen; er biß wütend in die Stöcke und zerbrach sie ebenso wie Schilfrohr. Jetzt schrie die entmenschte Horde dem im Käfig Eingeschlossenen zu, er solle doch seinen Zimmergenossen küssen. Dabei stachen sie ihn mit ihren Dolchen in den Rücken und in das Gesäß, um ihn zu zwingen, den Leoparden anzugreifen. Der Unglückliche saß in einer Ecke des Käfigs zusammengekauert und war damit beschäftigt, Gott anzuflehen. Er drehte das Haupt nach der Seite, von wo er wieder einen Dolchstich bekam und bat die Ver-

ruchten, die Schrecken ſeiner Lage nicht noch zu erhöhen und ihn ruhig beten zu laſſen. Als er aber ſah, daß alle Bitten nichts halfen und die Quälereien nur zunahmen, ſchrie er:

„Alſo ihr wollt es? Gott und der Prophet ſind mein Zeuge, daß mein Blut über euch kommen wird.“

Damit warf er ſich auf den Leoparden, der friedlich ihm gegenüber kauerte und nur voll Wut in die Stöcke der Albaneſen biß, die ihn wie ſeinen Gefährten quälten. Man hätte glauben können, daß das wilde Tier ihn gegen die Niedertracht der Menſchen habe ſchützen wollen. Als der Leopard ſich aber ſo unvermutet umfaßt ſah, fauchte er und gab dem Verurteilten nach Art der Katzen einen Schlag auf den Kopf, daß das Blut wie aus einem Springbrunnen an drei Stellen hervorſchoß. Der Mann wurde zu Boden geſchleudert, doch das Tier tat ihm weiter nichts Böſes; dann ging es im Käfig hin und her, trat auch auf ihn, ohne ſeine Krallen auszuſtrecken. Man benachrichtete Ali von dem Verhalten ſeines Leoparden. Der befahl, Pferde vor den Wagen zu ſpannen und ihn durch die Hauptſtraßen der Stadt mit dem Mann im Käfig zu fahren. Aber alles war umſonſt, das Tier war edelmütiger als die Ungeheuer in Menſchengeſtalt. Schließlich kehrte man zum Palaſt zurück und der Tyrann befahl, daß man dem Mann ſeine Begnadigung verkünde. Der Unglückliche bat, daß man ihm ſchleunigſt die Tür des Käfigs öffne. Er kam hinaus, ohne daß der Leopard ihn angriff. Dann ging er, Gott für ſeine Rettung zu danken, denn faſt vier Stunden war

er bei dem Leoparden eingeschlossen gewesen. Seine Freude war indes von kurzer Dauer. Die Schergen kündigten ihm an, daß sie Befehl hätten, ihm das Haupt abzuschlagen. So geschah es auch auf der Stelle. Ali Pascha war wütend über seinen Leoparden, er hielt ihn nicht mehr für würdig, zu den Vollstreckern seiner Bluturteile zu gehören und verbannte ihn aufs Land, in eines seiner Häuser Namens Bonila, ungefähr 2 Kilometer von Janina entfernt. Ich bin selbst Augenzeuge dieses schauderhaften Vorganges gewesen.

Jedes Fahrzeug, das das Unglück hatte, an den ungastlichen Küsten Ali Paschas Schiffbruch zu leiden, wurde nach dem Heimfallsrecht Eigentum des verruchten Tyrannen. Seine verbrecherischen Untertanen machten sich ein Vergnügen daraus, ihn hierin zu unterstützen. Ein Kauffahrteischiff von der Bocca di Cattaro in Dalmatien unter österreichischer Flagge und mit einer ziemlichen Anzahl Reisender an Bord wurde vom Sturm auf der Fahrt von Ragusa nach Neapel an die bergige Küste der Cimara in Albanien verschlagen und strandete. Die Berge waren damals noch ausschließlich von Albanesen christlichen Glaubens, und zwar griechisch-orthodoxer (schismatischer) Konfession, bewohnt. Die Schiffbrüchigen dagegen waren alle römische Katholiken. Die cimarotischen Barbaren lieferten sie Ali Pascha aus. Er schickte sie sofort zur Zwangsarbeit nach Argyro-Castro, das er gerade befestigte. Der Kapitän, die Besatzung, die Reisenden, niemand wurde ausgenommen. Der Kapitän wollte widerspenstig werden und wies auf das Völkerrecht

hin und seine Eigenschaft als österreichischer Untertan. Denn Cattaro gehört zu Oesterreich und war sein und seiner Mannschaft Geburtsort. Der Kapitän erhielt dafür die Bastonade, um ihm begreiflich zu machen, was Völkerrecht in Albanien bedeutet. Unter den Reisenden befand sich ein junger Mann Namens Aschik, aus guter dalmatinischer Familie. Er war Offizier in englischen Diensten. Aber auch er wurde von Sträflingsarbeiten und mehrjähriger Sklaverei nicht ausgenommen. Erst 1818 wurden die Ueberlebenden aller dieser Leiden, die man ihnen angetan hatte, freigelassen, dazu eine große Anzahl anderer Europäer, die auf dieselbe Art in die Sklaverei gefallen und zu denselben Sträflingsarbeiten verurteilt waren. Ich habe niemals dahinter kommen können, wie dieser glückliche Geist plötzlich Ali Pascha angeweht hat, alle gefangenen Europäer plötzlich und aus sich heraus in Freiheit zu setzen. Aber das Wichtigste ist, daß er es eben tat. Er gab ihnen darauf die Erlaubnis, seine Staaten zu verlassen. Ich habe an die 60 dieser Unglücklichen gesehen, Opfer der ungerechten Barbarei, als sie von Argyro-Castro kamen. Ali Pascha gegenüber hatte ich mich rund heraus geweigert, die Befestigungsarbeiten dort zu leiten, indem ich ihm offen erklärte, daß ich niemals dazu beitragen würde, die Leiden von unglücklichen Europäern zu erhöhen, die, nicht des geringsten Verbrechens schuldig, keine solche grausame Behandlung verdienten. Ich bin weit davon entfernt, mir ein Verdienst dafür anrechnen zu wollen, weil ich Ali Pascha kühn gegenüber trat. Denn ich

wußte wohl, daß ich keine große Gefahr lief. Erstens hatte er mich nötig und dann war er sehr froh, einen zu haben, der ihm in militärischen und politischen Dingen die Wahrheit sagte, was ich denn auch bei jeder Gelegenheit besorgte. Nur die Derwische und ich waren es, die sich diese Freiheit herauszunehmen wagten. Er behandelte mich wie einen Tollkopf und behauptete, daß alle Franzosen so seien. Dafür zeigten sie Mut bei jeder Gelegenheit, ohne Sultan und Vesir zu fürchten (das sind seine eigenen Worte). Er konnte mich nicht ausstehen, und doch sprach er oft mit großer Achtung über mich mit seinen vertrautesten Höflingen, von denen ich es dann wieder erfuhr. Um auf die unglücklichen, in Freiheit gesetzten Sklaven zu kommen, so muß ich sagen, daß sie von allem entblößt waren. Ali Pascha ließ jedem von ihnen 60 Piaster (45 Frank) als Entschädigung für eine harte und grausame Sklaverei geben, die vier bis fünf Jahre gedauert hatte. Ich war glücklich, Herrn Aschik nützlich sein zu können, den ich am interessantesten durch seine Liebenswürdigkeit und seine geistigen Anlagen fand. Ebenso kümmerte ich mich um einen Savoyarden, der für mich ein halber Franzose war. Ich brachte es fertig, daß er sich in Prevesa nach Italien einschiffen konnte.

Bevor ich den Faden über die Geschichte des unglücklichen Parga wieder aufnehme, will ich mich frei machen von der verhaßten Aufzählung aller Schandtaten, deren Zeuge ich war und nur noch Folgendes mitteilen.

Ein junger Mann von der Insel Zante, Marineoffizier in englischen Diensten und auf einem englischen

Kriegsschiff der jonischen Flotte bedienstet, wurde von Soldaten Ali Paschas festgenommen. Man beschuldigte ihn, daß er einem der europäischen Gesandten Silberzeug gestohlen habe. (In Janina, wo ich damals war, behauptete man, daß es der französische gewesen sei). Der Sultan gab Befehl, im ganzen Lande nach dem Diebe zu fahnden. Ali Pascha wollte nun einen Beweis seines Eifers geben und zu gleicher Zeit den Generalkonsul von England, der in Janina residierte, schwer kränken. Er ließ den jungen Menschen also verhaften und in das Gefängnis werfen. Er war so fest entschlossen, ihn umbringen zu lassen, daß ich am Tage nach seiner Verhaftung bereits bei einem Tellal (Kleiderhändler) die Uniformstücke und die Kopfbedeckung des Unglücklichen zum Verkauf ausgestellt fand. Der Aermste wurde mit zahllosen Stockschlägen in seinem Gefängnis mißhandelt und mehrfachen Martern unterworfen. Die Schergen des Tyrannen hatten bemerkt, wie er mit Entsetzen die Martern ansah, die Nacht für Nacht mehrere seiner Unglücksgefährten erdulden mußten. Daraufhin ersannen sie für ihn eine neue Art von Marter. Sie zwangen ihn deshalb, eine der Fackeln zu halten, die dazu bestimmt waren, bei ihrem gräßlichen Amt zu leuchten und versetzten ihm heftige Stockschläge, wenn er versuchte, den Kopf von dem grausamen und blutigen Schauspiel fortzuwenden. Endlich setzte der englische Generalkonsul es aber durch, daß der Gefangene ihm zur Bewachung in sein eigenes Haus abgetreten wurde. Dort erholte er sich unter liebevoller Behandlung so, daß man ihn nach Korfu schicken konnte.

Eines Tages saß Ali Pascha auf dem Bollwerk seiner Festung Castro, am Fuß eines Turmes, den man den Uhrenturm nennt, und ließ einen seiner ersten griechischen Sekretäre kommen Namens Anagnost, um ihm einige Befehle zu erteilen. Es scheint, daß dieser während ihrer Verhandlungen dem Tyrannen einigen Grund zur Unzufriedenheit gab. Denn Ali befahl plötzlich seinen Bedienten, die ihn umgaben, den Sekretär von der Brüstung in den Graben hinunter zu werfen. Das geschah auch sofort. Da die Mauer an dieser Stelle sehr hoch war, so litt das Opfer nicht lange, sondern hauchte gleich seine Seele aus.

Sechſtes Kapitel.

Das Dorado von Aberglauben und Derwiſchweſen.

Ali Paſchas Angſt um ſein Leben. — Vorſichtsmaßregeln gegen Vergiftung. — Furcht vor der Peſt und allgemeine Flucht nach Preveſa. — Furchtloſigkeit der Juden und Mohammedaner vor ihr. — Ibrahim weigert ſich zu fliehen und überzeugt Ali durch religiöſe Gründe. — Alis wüſter Aberglaube. — Sein Orakel. — Bauwut aus Aberglauben. — Schikane der Grammaticos gegen Ibrahim-Manzour. — Der Frohndienſt der geplagten Bauern. — Ali erklärt ſich gleich Moſes, Salomon und Jeſus für ein auserwähltes Weſen Gottes. — Seine Begriffe von der Unſterblichkeit bei der Nachwelt. — Oderint, dum metuant. — Alis Talisman. — Geſchichte ſeines Siegelringes. — Der Tyrann läßt ſich ein Leben von 150 Jahren prophezeien. — Verlangt von Ibrahim, daß er daran glaube. — Ali und die Derwiſche. — Ihre Frechheit. — Die Derwiſche als Landplage. — Hervorragende Derwiſche und ihre Einkünfte. — Der Epirus als Dorado für die Derwiſche. — Was Ibrahim-Manzour an Auftritten zwiſchen Ali Paſcha und den unverſchämten Derwiſchen erlebte. — Das „Sprechgitter“ als Schreckenskammer. — Derwiſche belegen den Satrapen öffentlich mit den gemeinſten Namen. — Alis Geduld mit ihnen. — Skandalöſer Auftritt durch einen Derwiſch am Beiramfeſte. — Griechen und Albaneſen. — Der Derwiſch mit dem Meſſer und Horn. — Die Derwiſche als öffentliche Aufwiegler. — Der pfeiferauchende Tyrann.

Der Tyrann hielt ſein Leben für derartig wichtig, daß er die größten Vorſichtsmaßregeln für die Erhaltung ſeiner Perſönlichkeit ergriff. Er öffnete niemals einen Brief ſelbſt, aus Furcht, es könnte ein

ganz feines Pulver darin sein, das ihn durch Einatmen vergiftete. Damals bei meiner Ankunft in Janina trug man nach orientalischem Brauche seine Mahlzeiten auf. Jedes Gefäß hatte einen Deckel, alles aus verzinntem Kupfer, und stand auf großen, runden Platten, die Männer auf ihrem Haupte trugen, und zwar von der Küche bis zur Tür des Eßsaales. Die Platten für Ali persönlich zeichneten sich dadurch aus, daß sie von Wächtern und von einigen seiner vertrautesten Lieblinge begleitet wurden. Aber im Jahre 1818 erdachte sich der barbarische und mißtrauische Ali Behälter aus Blech, die Schüssel und Teller enthielten. Diese Behälter wurden mit zwei Vorlegeschlössern versehen, zu denen zwei seiner ersten Ganymede die Schlüssel hatten. Ueber den Behälter wurde noch ein scharlachrotes Tuch geschlagen, das alles einhüllte und mit Riemen umschnürt war. Jede Platte (denn seine Mahlzeit bestand aus mehreren) hatte denselben Zubehör. Man öffnete die Vorlegeschlösser erst am Eingange des Eßsaales, der offen stand. Ali selbst, dem Eingang gegenüber sitzend, konnte genau alles übersehen, was man vornahm. Trotz Wachen, Deckel, Blechbüchsen, Vorlegeschlössern, roten Tüchern, hatte der Tyrann doch noch Angst vor Vergiftung. Deshalb bezahlte er einen seiner albanischen Vertrauten Namens Muktar, der nichts anderes zu tun hatte, als von jeder Schüssel in Gegenwart des Vesirs im Augenblick, wo man sie auf den Tisch setzte, zu kosten. Und doch war es eine unnütze Vorsicht, denn es gibt Gifte, die ihre Wirkung erst lange nachher zeigen.

Man wußte auch nie, in welchem Zimmer der Tyrann schlief; denn er hatte mehrere Schlafzimmer zu diesem Zweck im Palast. Bei seinen zahlreichen zu Blutvergießen führenden Reisen kam es ihm gar nicht darauf an, in der Hütte eines Bauern zu übernachten. Und es ist wahr, daß er dort in guter Hut schlief. Er hatte ferner große Angst vor dem Donner, was sonst sehr selten unter den Orientalen vorkommt. Trotzdem er aber fest überzeugt war, daß ihm vom Schicksal 150 Jahre Lebzeit bestimmt waren, hatte er tödliche Angst vor der Pest. Er fürchtete sie noch mehr, als selbst Europäer, bei denen die Furcht oft bis zur Lächerlichkeit geht. Allerdings kenne ich einige, die nicht mehr Angst vor ihr haben als ich. Aber, um auf Ali Pascha zurückzukommen: wenn nur der geringste Verdacht von Pest auftauchte, gab er sich ganz und gar in die Hände von Italienern und Griechen, voll Angst vor der Annäherung von Mohammedanern und Juden, die keine Angst vor Pest kannten und auch keine Vorsichtsmaßregeln dagegen trafen. Er floh dann aus Janina und begab sich gewöhnlich nach Preveſa. Ich bin zweimal Zeuge seiner Angst vor Pest gewesen, einmal im Oktober 1816 und das zweite Mal 1817. Das erste Mal erfreute ich mich noch seiner großen Gunst, denn ich war vier Monate vorher erst angekommen. Als das erste Mal in Janina verkündet wurde, daß die Pest ausgebrochen sei, erfuhr ich es nicht. Einer meiner Bedienten unterrichtete mich von dieser Neuigkeit, die mich durchaus nicht beunruhigte. Während ich ihn noch über Einzelheiten

fragte, kam ein Bote, der mich zum Paſcha rief. Ich wohnte damals noch nicht in der Feſtung, und als ich am Tore ankam, fand ich es verſchloſſen. Der Kawaſſe hatte alle Mühe, es öffnen zu laſſen. Es dauerte ſo lange, bis ich ungeduldig wurde und heimkehrte. Der Kawaſſe lief hinter mir her und teilte mir mit, daß man das Tor öffne. Eine beträchtliche Menge ſtand an der Spitze der Brücke, dort, wo ſie nach der Stadtſeite führt, und am Graben der Feſtung. Man ließ niemanden hinein außer Tagliapetra von der Inſel Zante, den Arzt des Veſirs, und mich. Hinter uns verſchloß man ſofort wieder das Tor. Im Palaſt, Caſtro genannt, angekommen, fand ich den Hof voll von Leuten hervorragender Stellung. Kein Menſch wagte, ohne gerufen zu ſein, in die Gemächer einzutreten. Ich wartete mehr als zwei Stunden, benutzte aber die Zeit, um mich über alles, was vorging, zu unterrichten. Ich vernahm, daß »Se. Hoheit« — ſo redeten die Griechen und Europäer ihn an — nach der Mahlzeit ſich nach Preveſa begeben werde; daß die Großen ſeines Hofes ebenfalls dorthin gingen, mit Ausnahme von Mehemed-Efendi, ſeinem Kia-Kia und einigen anderen Leuten von Rang; daß Griechen und Europäer in Maſſen nach Preveſa reiſten. Die Stadt war aber nur klein. Aus dieſem Grunde wurde dort oft ein halbes Dutzend Perſonen in dasſelbe Zimmer eingepfercht. Die Bedienten und Familien der Beſitzer mußten in den Gärten und Straßen kampieren. Mit einem Worte, man lebte in Preveſa ſehr ſchlecht, wenn der Veſir dort war, beſonders aber

zu Pestzeiten. Ich entschloß mich daher, nicht dorthin zu gehen, wenn ich diese lästige Sache eben vermeiden könnte, sondern ruhig unter dem Schutze Gottes in Janina zu bleiben. Beim Eintritt in den Saal bemerkte ich, daß die Teppiche, mit denen alle Fußböden in der Türkei bedeckt sind, fortgenommen waren. Ich hatte schon mal seinen Fußboden nackt gesehen, das war bei meiner ersten Zusammenkunft mit ihm, am Tag nach meiner Ankunft in Janina. Um diese Zeit verwüstete die Pest Arta, 12 (französische) Meilen von Janina. Da nämlich die Europäer behaupteten, daß die Wolle die Pest verbreite, ließ Ali alle seine Teppiche beim geringsten Verdacht auf diese Geißel fortnehmen, obgleich er ein Alter von 150 Jahren erreichen sollte.

Bei meinem Eintritt meinte er seufzend: „Sie wissen zweifellos, Ibrahim-Efendi, von dem Unglück, das auf der Stadt lastet. Ich reise nach Preveşa. Machen Sie sich bereit, mir zu folgen. Reisen Sie heute abend oder spätestens morgen.“ Ich fragte ihn, ob ich nach Preveşa in dienstlichen Angelegenheiten gehen sollte, oder wegen der Pest. Er antwortete: wegen der Pest und er denke, daß ich trotz meines mohammedanischen Glaubens nicht ärgerlich sein würde, unter obwaltenden Umständen Janina zu verlassen.

Da nun die hervorragendsten Muselmänner, wie Mehemed-Efendi, der Kia-Kia Alis; ferner der oberste Geistliche, der erste Richter, der Vorsteher der Staatskanzlei und andere sich im Saale befanden und hörten, was ich sagte, gedachte ich, die Religion für meine

Weigerung dienstbar zu machen. Ich fragte ihn deshalb, ob er mir einen Ort auf der Erde außerhalb des Himmelsgewölbes sagen könne, dann würde ich mich sofort hinverfügen; denn die Pest könne mich dort nicht erreichen. Aber da Prevesa ebenso wie Janina unter dem Himmelsgewölbe liege, folglicherweise auch in der Gewalt Gottes sei, so glaubte ich kein rechtes Vertrauen zur göttlichen Vorsehung zu haben, wenn ich mich ihren Absichten entziehen wollte. Ueberdies verbiete die Religion, das sei allerdings wahr, in eine Stadt zu gehen, wo die Pest wüte, andererseits aber verbiete sie eine Stadt zu verlassen, die an dieser Plage leide, deshalb überlasse ich mich dem Willen Gottes. Alle anwesenden Mohammedaner, Ali Pascha selbst, priesen meine Frömmigkeit. Er meinte, es sei doch erstaunlich, daß ich als geborener Franzose keine Angst vor der Pest habe, weil alle sie sonst so fürchteten. Ich antwortete ihm, daß das kein Mangel an Mut bei ihnen sei, sondern Mangel an Erleuchtung durch die erhabene mohammedanische Religion.

„Sie haben recht," sagte der Vesir, „denn dieser Eisenkopf Pukoville (Mr. Pouquéville), der vor nichts in der Welt Furcht hatte, nicht mal vor meinem Zorn, hatte schreckliche Angst vor der Pest. Wenn es doch Gott gefallen hätte, daß er hier an ihr starb mit allen Russen und allen Feinden unserer heiligen Religion." Alle Anwesenden sprachen »amine« (Amen), was die Mohammedaner stets tun, wenn einer Verwünschungen gegen die Christen ausstößt oder Wünsche für das Wohlergehen des Sultans oder des Islam

ausspricht. Das Ende meiner Audienz war, daß ich in Janina blieb. Denn ich habe wirklich nie die geringste Angst vor der Pest gehabt. Mein Entschluß brachte mir hohe Achtung bei den Muselmännern ein.

Ali Pascha, abergläubisch und unwissend wie er war, hatte ein horizontal aufgestelltes Glücksrad, auf welches angeblich magische Figuren gezeichnet waren. Eine goldene Nadel, die sich um einen Zapfen drehte, befand sich in seiner Mitte. In allen großen und kleinen Dingen fragte der abergläubische Tyrann sein Orakel, indem er die Nadel in Drehungen versetzte. Unterdessen sprach er einige angeblich magische Worte aus, und je nachdem, wo die Nadel stehen blieb, wurde ein Geschäft abgeschlossen oder verworfen, ein Unternehmen angefangen oder fallen gelassen. Ich habe ihn selbst nie die Lächerlichkeiten machen sehen, denn er wollte dabei stets allein sein, aber ich habe dies Werkzeug zweimal gesehen, von dem die Willkür und das Verhalten eines Wesens abhing, dem Hunderttausende von Seelen anvertraut waren.

Eine andere ebenso verrückte abergläubische Vorstellung von ihm war die Ursache, daß er beständig Bauten aufführen ließ, seien es Serai (Paläste), Festungen, Magazine, Arsenale oder andere Gebäude. Er glaubte steif und fest, daß sein Schicksal mit dem Mauerwerk eng verbunden sei, das er aufführen ließ, und daß sein Leben so lange nicht in Gefahr sei, als er Gebäude im Bau hatte. Da nun aber die militärischen Bauten in meinen Bereich fielen, so verursachten sie mir unbeschreibliche Unannehmlich-

keiten. Abgesehen von den Widrigkeiten, in einem so wilden Lande wie Albanien mit seinen schlechten Wegen im Gebirge zu reisen, war es besonders der üble Wille der griechischen Kodja-Baschis (der Oberhäupter der griechischen Gemeinden) beim Liefern von Lebensmitteln, Futter und Unterkunft, trotz Geldes aus meiner eigenen Tasche und der Vorzeigung der Order des Vesirs. Dies boshafte und verschlagene Volk entschloß sich gewöhnlich erst zur Lieferung, wenn es den unwiderlegbaren Beweis von den Stöcken meiner albanischen Eskorte erhalten hatte. Nur der Stock verschaffte mir sofortiges Nachtlager, Abendessen für mich und meine Leute und Futter für die Pferde. Diese unangenehmen Auftritte wiederholten sich alle Abende während meiner Reisen in Akarnanien, Aetolien, Phocis, Livadia und einem Teile von Thessalien. In den albanischen Gegenden litt ich unter diesen Dingen viel weniger, weil die albanischen Landbewohner viel weniger ungastlich sind als die griechischen. Aber die Hauptschwierigkeiten waren die, die mir die höllische Erfindungsgabe der griechischen Grammaticos (Sekretäre) bereitete. Ich werde schon an anderen Stellen sagen, wie versteckt sie mich zu ärgern suchten.

Ali sprach mit mir eines Tages über verschiedene Forts, die er mit Unterkunftsräumen, Brunnen usw. erbauen lassen wollte, und zwar an verschiedenen Orten seines Staates. Von allen Bauten hatte auch nicht einer irgend welchen Nutzen, und ihre Lage war so ungünstig wie möglich. Ich bewies ihm das. „Schadet nichts," antwortete er, „lassen Sie immerhin anfangen

und zwar mindestens zwei." Ich sagte ihm, daß damit sein Geld zum Fenster hinausgeworfen würde und er seine Untertanen für nichts bedrücke. Denn diese Bauten waren eine der großen Geißeln für seine armen Untertanen, die nicht nur vieles umsonst liefern, sondern mit ihren Lasttieren alles herbeischleppen mußten und dazu eine gewisse Anzahl Arbeiter stellen. Ali antwortete mir, daß es für ihn ein unumgängliches Bedürfnis sei, zu bauen. Er erzählte mir gütig, daß ein syrischer Scheik, ein Derwisch von großer Heiligkeit und tiefem Wissen, ihm vor mehr als 20 Jahren geraten habe, immerfort zu bauen, weil die Sicherheit seines Lebens mit der ununterbrochenen Bautätigkeit eng verknüpft sei. Ich fragte ihn, welche Beziehung denn zwischen dem Leben eines Menschen und dem Mauerwerk bestehen könne? Obendrein habe ihm doch ein anderer heiliger Mann geweissagt, daß er 150 Jahre leben würde, er brauche doch keine Vorsichtsmaßregeln zu treffen und könne in Sicherheit leben. Von meinen Gründen in die Enge getrieben, versetzte er mit milder Stimme: „Beide Scheiks können recht haben und haben recht, und es würde eine Sünde und Halsstarrigkeit nach europäischer Art sein, nicht zu glauben, was diese Männer sagen, deren Diener zu sein wir nicht würdig sind. Kann ich nicht vom Geschick bestimmt sein, 150 Jahre zu leben und während dieser ganzen Zeit zu bauen?" Was sollte man auf eine solche schlechte Logik antworten? Ich schwieg deshalb, aber er wollte durchaus wissen, ob seine guten Gründe mich überzeugt hätten und verlangte, von mir die Wahrheit hier-

über zu hören. Ich gestand ihm, daß ich niemals derartige Faseleien glauben könne. Er sah mich mit aufgebrachtem Gesicht an, das nicht sehr ermutigend war und fragte, ob ich zu leugnen wage, daß Gott Wunder zugunsten von Noah, Abraham, Jakob, Moses, David, Salomo, Jesus (die Mohammedaner betrachten Jesus als einfachen Propheten), Mohammed und vieler anderer berühmter Personen gewirkt habe? Ich kam um eine Antwort nicht herum, obgleich mir die Unterhaltung gefährlich erschien. Ich begnügte mich also damit, ihm zu bemerken, daß er mich doch wohl nicht zwingen wolle, zu glauben, daß er zu jenen Propheten gehöre, für die Gott Wunder getan habe.

„Ich bin kein Prophet," versetzte Ali, „denn nach Mohammed kann es keinen mehr geben, denn außer ihm kein Prophet, aber ich bin ein Mensch, dazu vom Schicksal erkoren, über allen anderen zu stehen. Folglich tut Gott für mich, was er keineswegs für einen anderen tun würde." Ich stimmte ihm zu, daß das wahrscheinlich sei, um eine Unterhaltung zu beendigen, die für mich verhängnisvoll werden konnte, denn ich konnte kaum an mich halten, ihm nicht zu sagen, daß er ein hochmütiger Dummkopf sei. So erhob ich mich lieber, um zu gehen. Aber er befahl mir, mich wieder zu setzen, und sagte mir, daß es sein Stolz gewesen sei, Denkmäler zu hinterlassen, die der Nachwelt Zeugnis von der Macht Ali Paschas ablegten. „Zu diesem Zwecke," antwortete ich, „lassen Sie doch lieber Krankenhäuser, Stifte für arme Greise, gute, dauerhafte Brücken über ihre Flüsse, die jetzt eine Ge-

fahr für jeden sind, der darüber geht, bauen, gute Herbergen, wo die Reisenden umsonst verpflegt und sauber und bequem untergebracht werden, dann werden die Menschen Ihr Andenken segnen." Die Antwort, die mir Ali Pascha darauf gab, genügt, um die Eitelkeit und die Selbstsucht seines Charakters zu enthüllen. Er entgegnete, daß jeder Reiche imstande sei, das zu tun, daß aber ein Mensch wie er den zukünftigen Geschlechtern seine Macht kund tun müsse, nicht wie ein Privatmann, sondern wie ein Souverän, und das könne er nur durch Festungsbauten erreichen *. Uebrigens, meinte er, alle diese Nützlichkeits- und Wohltätigkeitsanstalten könnten die Leute auf den Gedanken bringen, daß er seinen Völkern zu schmeicheln suche; davon sei er weit entfernt und weil er nicht gelobt werden könne, so wolle er gefürchtet werden. Die Frucht unserer Unterredung war, daß er Befehl zum Bau zweier neuer Forts gab, die übrigens niemals vollendet wurden, wie so viele andere.

Noch ein Zug von Ali Paschas Aberglauben war das blinde Vertrauen, das er in einen Siegelring setzte, wie ihn alle Orientalen tragen. Der Stein des Ringes, ein Karneol, war in zwei Teile zerbrochen und in Silber gefaßt; der ganze Ring überhaupt von Silber. Die Geschichte dieses Ringes erschien mir so sonderbar, daß ich sie erzählen will, wie ich sie von Leuten gehört habe, die darüber unterrichtet sein konnten.

Zur Zeit, als Ali noch ein armer Junge war,

* Es ist interessant, daß seine Bauten nach einigen Jahrzehnten fast alle von selbst zerfielen, so liederlich waren sie aufgeführt. D. H.

vielleicht fünfzehn Jahre alt, kam ein afrikanischer Derwisch (die Derwische führen ein fahrendes Leben und ernähren sich von Almosen) aus Marokko in das Haus seiner Mutter, um ihre Gastlichkeit anzusprechen. Dabei herrschte bei der Mutter selbst in der Zeit fast bittere Armut. Es ist nun allgemein bekannt, daß die Gastlichkeit eine im Orient weit verbreitete Tugend ist. Aber die Mutter Alis war angesichts ihrer Armut untröstlich, kein Fleisch für ihren Gast zu haben. Sie unterhielt sich auf Albanisch mit ihrem Sohn und nahm an, daß der Derwisch es nicht verstände. Geld war auch nicht vorhanden. Ali entschloß sich, sein einzigstes gutes Kleidungsstück zu verkaufen, um den Gast, den Gott ihnen geschickt hatte, gut aufnehmen zu können. Der Derwisch wurde bei ihnen krank. Da Ali kein Geld geliehen bekam, verkaufte er nach und nach von seinen Sachen, um zu den erhöhten Kosten beizutragen. Nach einem Monat ungefähr war der Kranke wiederhergestellt und sagte Ali beim Abschied, daß er wohl Albanisch verstände und infolgedessen alle die Opfer, die er für ihn gebracht habe, kenne. Um ihn zu belohnen, gab er ihm den zerbrochenen Ring und empfahl ihm, sich niemals von ihm zu trennen, weil er ihm ungeahntes Glück bringen und ihn schnell zu den höchsten Stellungen, zu Reichtum und Macht führen werde. Die feste Zuversicht, die Ali in die Worte des Derwisch setzte, ist vielleicht die erste Ursache seiner Größe gewesen. Denn voll Vertrauen in die Kraft seines unschätzbaren Talismans, ging er in der Tat mit Riesenschritten seinem Glück entgegen. Es wäre also tatsächlich der

Siegelring die Ursache seiner Größe gewesen. Sobald der Derwisch fort war, wollte Ali die Wirksamkeit seines Talismans erproben. Er wurde einfach Kleft, d. h. Räuber auf den großen Landstraßen und hatte in diesem Beruf auch einen vollen Erfolg, so daß er die erste Sprosse zu seinem künftigen Glück wurde. Ich habe den Siegelring gesehen; er trug ihn an einem Bande um den Hals, und er hat ihn mir selbst 1817 gezeigt.

Ali Pascha glaubte, daß er 150 Jahre alt werden würde. Ebenso glaubte er fest, daß er sich einst noch als Herr von Korfu sehen werde. Ein persischer Derwisch (Bettelmönch), Namens Scheik Ali, hatte ihn zu diesem Glauben bewogen. Er ließ ein Mausoleum über dem Grabe dieses Betrügers errichten, der in Janina starb. Der Vesir selbst leitete den Bau (1817). Ich selbst habe ihn oft zu Pferde unter den Arbeitern lange Zeit verweilen sehen. Es verging fast kein einziger Tag, ohne daß er dorthin geritten wäre, um die Arbeiten zu leiten und am Grabe des heiligen Heuchlers zu beten. Als alles fertig war, ließ er eine Lampe aus massivem Silber in der Mitte der Kuppel aufhängen. Das Mausoleum stattete er sodann mit zwei und einen halben Beutel (1250 türkische Piaster, zirka 950 Frank) aus, um daraus das Gebäude, Oel für die Lampe und einen Derwisch als Diener zu unterhalten. Es war ein Beweis von dem Aberglauben und dem dünkelhaften Wesen des Tyrannen. So sehr war er von dem Gedanken, daß er einst Herr von Korfu sein würde, durchdrungen, daß er mir einst im Laufe einer Unterhal-

tung, die ich mit ihm über die Verteidigung seiner Küste hatte, allen Ernstes sagte: „Sobald ich Herr von Korfu bin, wird dieser Teil meiner Festlandküste vollständig gesichert sein; und dann werde ich von Korfu einen Teil der Kanonen dorthin bringen lassen, damit sie zu ihrer Verteidigung dienen.“ Ich fragte ihn, ob er denn wirklich glaube, diesen Platz einzunehmen, der schon unter den Venetianern einer der stärksten Plätze der Welt gewesen sei, und der von den Franzosen, Russen und Engländern nacheinander mit dem Besten, was die Kunst des Festungsbaues bot, verstärkt worden sei. Darauf erzählte der Tyrann selbst mit der ehrlichsten Ueberzeugung, was ihm der Derwisch prophezeit hatte. Ich glaubte bis zu diesem Tage, daß Ali Pascha aus Gründen seiner hinterlistigen Politik nur täte, als ob er diesen lügnerischen Prophezeiungen glaubte. Aber als ich sah, daß er überzeugt diesen sonderbaren Glauben in das Verteidigungssystem seiner Staaten aufnahm, konnte ich mich keiner Täuschung mehr über seinen ebenso abergläubischen wie hochmütigen Charakter hingeben. Denn er hielt sich für ein von der Natur mit ganz besonderer Gabe ausgestattetes Wesen und zu den größten Dingen bestimmt. Seit ich diese Seite seines Charakters kannte, richtete ich in der Folgezeit meine Einwürfe danach. Ich sagte ihm, daß es vorsichtig sei, die Küste gegen eine Landung seiner Nachbarn, der Engländer, zu sichern, die früher oder später doch mit ihm in Streit geraten würden. Und soll man es glauben? Ali antwortete mir, das sei viel zu teuer, denn er sei ganz sicher,

Korfu in kurzer Zeit zu bekommen, wenn er erst Parga habe; und er brauche keinen Bruch mit England zu fürchten. Ich begnügte mich damit, die Schultern zu zucken, und die Küsten blieben in dem Zustande, wie sie waren.

Die Geschichte des Ringes, die ich eben erzählt habe, war der Grund von der hohen Achtung, der zuweilen heilsamen Furcht und der erstaunlichen Willfährigkeit, die Ali Pascha den Derwischen im allgemeinen gegenüber zeigte. Und gerade für die unverschämtesten und frechsten, die immer aus arabisch sprechenden Ländern stammten, d. h. also aus Arabien, Syrien, Aegypten, der Berberei (Tunis und Algier) und dem Königreich Marokko, hatte er eine Schwäche. Es gab auch Perser unter ihnen, aber sie waren sehr gebildet und menschenfreundlich; viel umgänglicher als die Araber und Türken. Janina und alle Provinzen, die dem Pascha unterworfen waren, wimmelten von Derwischen, die sich hier alle nur denkbaren Dreistigkeiten erlaubten und selbst die öffentliche Ruhe störten. Eine große Zahl dieser Vagabunden waren schamloses Gesindel, die wegen Skandalen und ihrer Sittenlosigkeit aus Konstantinopel und anderen Städten des osmanischen Reiches verbannt, zu Ali Pascha und seinem, den Derwischen noch ergebenerem Sohn Muktar Pascha, kamen. Hier machten sie sich die Gelegenheit zunutze, das denkbar zügellosteste und liederlichste Leben zu führen. Wie weit das ging, beweist folgender Vorfall. Ali Pascha gab zwei liederlichen, geschlechtskranken Derwischen die Erlaubnis, unter den unmündigen Kindern seines Staates sich ihre Opfer auszusuchen, so viel sie wollten. (Der

Aberglaube, daß der Verkehr mit unmündigen Kindern von hartnäckigen Geschlechtsleiden heile, ist also nicht nur in Nord-Europa, sondern auch auf dem Balkan verbreitet. D. H.) Der Strafloſigkeit sicher, nahmen sich diese frechen Lumpen alles an Unverschämtheiten heraus, und folgten jeder Laune, die ihnen gerade durch den Kopf ging, besonders in Janina und Preveſa. Selbst die Sicherheit der Einwohner war gefährdet. An zwei Auftritten, die ich erlebt habe und später erzählen werde, wird man die Wahrheit meiner Versicherung ermessen. Niemals ließ der Vesir einen Derwisch strafen. Er mußte schon eine große Missetat begehen, wenn er sich entschließen konnte, ihn aus seiner Hauptstadt oder seinem Staate ausweisen zu lassen. Aber auch von dieser Strafe machte Ali selten Gebrauch, und wandte sie nur im äußersten Falle an. Er versüßte sie ihnen dafür immer durch eine anständige Summe Geldes, durch Kleider und ein Pferd. Ebenso gab er allen Behörden Befehl, daß der Verbannte während seiner Reise durch seinen Staat frei gehalten werden sollte. Weil sie aber anderswo nicht so leicht ihr Laster- und Luderleben fortsetzen konnten und ihnen die Mittel dazu fehlten, um ihren zügellosen Hang zu befriedigen, so erschienen sie gewöhnlich nach einigen Monaten wieder in Janina, wo sie in den Beutel des Tyrannen nach dem Gelde griffen, das er seinen unglücklichen Untertanen abgepreßt hatte. Ich habe selbst diese Kerle aus ihrer Verbannung ohne Erlaubnis zurückkommen und in unverschämter Weise vom Vesir Geld für ihre glückliche Ankunft verlangen sehen; und

wirklich wurde ihnen „tain we konak“ (Lebensmittel und Unterkunft) auf der Stelle bewilligt. Ali Pascha hatte das Glück von verschiedenen dieser Derwische gemacht. Ich zähle hier nur die hervorragendsten auf, mit denen ich bekannt und sehr intim befreundet war. Da war Scheik Brussalü aus Kleinasien, Vorsteher des Derwischklosters von Prevesa, der sich 20 000 Franken jährlicher Einkünfte durch die Freigebigkeit Alis erfreute. Er ist ein höflicher und achtbarer Mann, der vom Derwisch nichts als den Namen hat.

Ein anderer, Seid-Ahmed-Efendi, ein marokkanischer Mulatte, bekam von ihm in Salona, nahe beim Berge Parnaß, die reichste Witwe des Ortes, die auf Befehl des Tyrannen gezwungen wurde, ihn zu heiraten. Dazu erhielt er Ländereien, die ihm jährlich 20 000 Franken einbrachten. Sie stammten aus dem Eigentum von Familien dieser Stadt, die auf verleumderische Anzeige dieses Mulatten hin von Ali Pascha beraubt worden waren. Es ist das derselbe Seid-Ahmed-Efendi, der zweimal als diplomatischer Unterhändler für Ali in England tätig gewesen ist; das zweitemal in der Angelegenheit wegen Parga.

Ein dritter erhielt 15 000 Franken Einkünfte, ein vierter 12 000 Franken. Der Derwisch Hassan, Albanese von Herkunft und Geburt, und zwar Toske (wie Ali Pascha), war eine der bemerkenswertesten Personen seines Volkes, einer der ersten unter den ersten am Hofe des Tyrannen und einer seiner ersten Generäle. Er erfreute sich eines großen Vermögens von seinen Eltern her. Aber aus Angst, der Tyrann könne es

ihm rauben und ihm das Leben nehmen, setzte er die Kulla (Mütze) der Derwische auf und nahm an Stelle des Titels Bey den eines Derwisch an. Diese Umwandlung genügte, um ihn vor der Tyrannei des Vesirs in Sicherheit zu bringen. Er war ein alter Geizhals, Heuchler und Schmutzfink, wie alle Albanesen, hochfahrend gegen Untergebene und kriechend gegenüber Ali und seinen Söhnen, fanatisch und falsch und von ungemessenem Ehrgeiz. Er war einer der ersten, die Ali Pascha verrieten, als er sich empörte, und wurde dafür vom Sultan mit großen Ländereien in Morea belohnt. (Siehe das Ende Alis im Schlußkapitel. D. H.) Ich glaube einige Beispiele anführen zu müssen, um zu beweisen, wie weit Ali Pascha, der hochmütigste Mensch, der grausamste Despot, der vielleicht je gelebt hat, in seinem Respekt und in seiner Furcht vor den Derwischen ging. Ich könnte eine sehr große Zahl von Beispielen anführen, die alle sehr bezeichnend in dieser Beziehung sind, und die ich sowohl selbst gesehen als auch habe erzählen hören. Aber ich will mich mit einigen der hervorragendsten begnügen, deren Augenzeuge ich zu meiner großen Ueberraschung war. Im Jahre 1816, einige Wochen nach meiner Ankunft in Janina, war ich auf dem Wege zum Tyrannen, der mich hatte rufen lassen, um ihn außerhalb der Stadt auf einen Hügel zu begleiten. Er wollte dort ein Fort erbauen lassen. Da sah ich, wie ein Derwisch denselben Weg wie ich nahm. Er ging neben meinem Pferde her und bat mich um etwas Geld. Ich gab ihm einige Pfennige. Ich hielt unter einer Wölbung

des Palastes, dem Befehle gemäß an einer hinteren Tür. Ueber dieser Tür war ein Fenster, das in Janina sehr bekannt war. Man kannte es unter dem Namen Kafaß (Sprechgitter) wegen eines dichten Gitterwerks, das die Oeffnung verschloß. Ali Pascha hielt sich oft hinter dieser Vergitterung auf und erteilte hier, ungesehen, Audienzen oder gab Befehle an die, die sich darunter auf der Straße befanden. Es war eine besondere Gunst, wenn man in dies Zimmer mit dem Gitterfenster zugelassen wurde, und ich bin dort, solange ich in Janina war, nur fünf- oder sechsmal gewesen. Die Mehrzahl seiner Höflinge und der Leute in seinem Dienste, ausgenommen seine Ganymede, sind nie in dem Raume gewesen, der eine Art Schrecken einflößte. Denn man bemerkte, daß wenn Ali sich einen halben Tag allein in diesem Kafaß aufgehalten hatte, seine tyrannischen Gelüste zu wachsen schienen, die dann immer einen Blut- oder sonst bösartigen Befehl im Gefolge hatten.

Vor diesem Tore angekommen, wartete ich eben einige Minuten, als es von innen sich öffnete und Ali Pascha herausritt, begleitet von einigen seiner Tscharkadschis, einer Art Leibwache, die aus ehemaligen Straßenräubern bestand. Die Menge von Bittstellern wird sofort mit heftigen Stockschlägen zerstreut, aber auf den Derwisch, der auch vor dem Kafaß stand, nimmt man Rücksicht. Der geht mit der größten Kaltblütigkeit auf den Vesir los und sagt, daß er ihn zu sprechen wünsche. Ali antwortet, daß er jetzt keine Zeit habe, er möge am Abend wieder kommen. Der Derwisch

besteht darauf, daß er ihn auf der Stelle zu sprechen wünsche. Ali greift, um ihn los zu werden, in die Tasche und holt eine Faust voll Rubies (eine sehr kleine türkische Goldmünze von vielleicht 2 Franken) heraus, um sie dem Derwisch zu geben. Er reicht sie ihm mit den Worten hin:

„Nehmt einstweilen das, betet zu Gott für mich und kommt heute Abend wieder." Bei diesen Worten setzte er sein Pferd in Bewegung, um vorwärts zu reiten. Aber der kühne Derwisch wagte dem Pferde in die Zügel zu fallen und zwar dicht am Gebiß, hielt es fest und befahl Ali in herrischem Ton, ihn anzuhören, wobei er gleich hinzufügte, daß er von einem Kiafir (Ungläubigen), wie er sei, nichts annehme. Ali war bestürzt, denn er fürchtete es sehr, wenn ein Derwisch seine Gaben ablehnte und stellte ihm vor, daß ich wartete und daß wir einiger Angelegenheiten wegen, die keinen Aufschub vertrügen, fortreiten müßten. Der Derwisch entgegnete, daß ich warten oder gehen könne, wie es mir beliebe. Aber was ihn (Ali), anbeträfe, so müsse er sich entschließen, ihn anzuhören. Der Vesir wendete sich darauf zu mir und meinte: „Gedulden wir uns, Ibrahim, es wird nicht lange dauern." „Das wird nicht lange dauern?" unterbrach ihn der Derwisch, „was weißt du denn davon, alter Sünder?"

Dann begann er eine ziemlich lange Predigt, immer den Zügel des Pferdes vom Vesir in der Hand haltend, der ihm von Zeit zu Zeit eine Handvoll Gold bot. Aber jedesmal unterbrach dann der Derwisch seine Rede und wies das Gold mit den Worten zurück:

„Ich will nichts davon, denn es iſt unehrlich erworben," und nahm ſeine Predigt wieder auf. Darin warf er dem Tyrannen mit lauter und vernehmbarer Stimme in Gegenwart einer Menſchenmenge ſeine Verbrechen vor, mit denen er ſich befleckt habe, ſeine Irreligioſität, die Verachtung, die er allen anſtändigen Menſchen einflöße. Einige Stellen ſeiner Rede waren in der Tat ſehr ſchön, ſo wo er ſagte:

Daß jeder Stein ſeines Palaſtes mit dem Blut getränkt ſei, das er unſchuldig vergoſſen habe; daß die Seelen aller Leiber, die ihrer vor dem natürlichen Ende beraubt ſeien, in größerer Zahl ihn umſchwebten als ſeine Worte, die er zu Gott geſandt habe, um Gnade für ihn zu erflehen; daß das Geld, das er zu Unterſtützungen und Almoſen verteile, ihm nicht als gute Werke angerechnet werden würden, denn es ſei durch Gewalt und Ungerechtigkeit erworben; daß die ſündigten, die ſein Geld annähmen, und daß er die Urſache zu den Sünden ſei.

Der Veſir antwortete mit keinem Worte auf alles. Aber da er die Gewohnheit hatte, den Kopf hochmütig nach hinten zu werfen, wenn ihn eine Sache langweilte, ſo tat er es jetzt bei der Strafpredigt des Derwiſches auch. Der merkte es und nahm an, daß es Hochmut bei ihm ſei. Deshalb fuhr er ihn hart an:

„O Ali, ſchaue nicht immer in die Höhe, ſenke deine Blicke zu Boden, woher du gekommen biſt und wohin du zurückkehren wirſt, wenn der Wille des Allmächtigen es befiehlt!" Darauf ließ er den Zügel los, drehte dem Paſcha den Rücken und ging davon. Wir ritten

sofort dem Hügel zu. Auf dem Wege durch die Stadt hielt ich mich dem Brauche gemäß mehr als hundert Schritt vom Tyrannen entfernt. Aber Ali schickte mir, kaum daß wir das Stadtviertel von Baktsche hinter uns hatten, einen Leibwächter und befahl mir, mich zu ihm zu gesellen. Ich sprengte im Galopp heran. Als ich neben ihm war, fragte er mich um meine Meinung über den Auftritt, dessen Zeuge ich soeben gewesen wäre. Ich antwortete ihm, daß ich sehr überrascht gewesen sei, daß er sich solche Unverschämtheiten gefallen lasse, und dazu noch in der Oeffentlichkeit, und gestand, daß ich niemals so geduldig gewesen wäre, wie er.

„Mein Sohn!" sagte darauf Ali, „ich habe viele Fehler; ich bin ein Tyrann, das ist wahr. Aber ich habe eine Tugend, die das alles wieder gut macht. Das ist meine Geduld. Von allen Menschen, die an Mohammed glauben, gibt es keinen, der so viel Geduld hat, wie ich."

Ich fragte ihn, warum er denn so viele Menschen töte, wenn er mit dieser schönen Tugend begabt sei. Er meinte, das sei bei den Völkern, die er regiere, notwendig.

„Sie kennen die Griechen und Albanesen noch nicht," fuhr er fort; „während ich den einen Bruder an einer Platane aufhängen lasse, stiehlt der andere Bruder unterdessen in der Menge unter demselben Baum. Wenn ich einen von ihnen verbrenne, stiehlt der eigene Sohn die Asche, um sie zu verkaufen. Es ist ihnen vom Schicksal bestimmt, von mir regiert zu

werden, und nur ich bin imstande, sie in Furcht zu halten." Dann sagte er weiter, daß es ihm nicht passend erschienen sei, dem Derwisch vor der Menge die Gründe unseres Rittes aus der Stadt zu erklären, weil das ausgesehen hätte, als ob er Rechnung über seine Handlungen hätte ablegen wollen; er fühle sich nur Gott und dem Sultan gegenüber verantwortlich für seine Handlungen. Aber ich sollte mich sofort nach unserer Rückkehr in die Stadt aufmachen und den Anschein erwecken, als ob ich es aus mir selbst täte, und den Derwisch suchen. Ich sollte ihm sagen, daß der Vesir sich trotz seines hohen Alters aus der Stadt begeben hätte, um den Platz zum Bau einer Festung für den Sultan zu suchen; deshalb habe es Ali so eilig gehabt und ihn auf eine andere Zeit bestellt. Deshalb bitte er ihn (den Derwisch), heute gegen Abend zu ihm zu kommen; er sagte mir, ich möge ihn eines guten Empfangs von seiner Seite versichern.

Ich stellte alle möglichen Nachforschungen an, nicht um Ali Pascha zu beruhigen; aber ich hatte mir ganz besondere Hoffnung gemacht, diesen tapferen, tugendhaften und selbstlosen Derwisch, der eine Ausnahme bildete, kennen zu lernen. Alle meine Bemühungen waren indessen umsonst, und ich berichtete dem unruhig gewordenen Tyrannen mit Vergnügen, daß ich den Mann nicht wieder habe entdecken können. Er war ganz trostlos, und ich freute mich um so mehr.

Aber man glaube ja nicht, nach diesem Vorfalle zu urteilen, daß alle Derwische eine so anständige Gesinnung hatten, wohl aber, daß sie alle sehr kühn waren.

Sie nannten ihn nie Vesir, sondern redeten ihn kurz „Ali" an. Fast alle Tage machten sich Derwische das Vergnügen, ihn mit den gröbsten Beschimpfungen zu überhäufen. Denn unter anderen beleidigenden Bezeichnungen wagten sie, ihn ein Domüs (Schwein), einen Giaur und Kiafir (Ungläubigen) zu nennen. Giaur ist nur ein Schimpfwort für die Christen, nicht einmal für die Juden, weil sie die Einheit Gottes streng verehren. Das Wort Kiafir aber bezeichnet einen Gottesleugner. Ein anderes, viel gemeineres Schimpfwort in der Türkei ist Pesevenk. Es bedeutet, daß ein Mann sich freiwillig zum Hahnrei machen läßt. Mord und Totschlag gibt es häufig, wenn einer dies Wort ausspricht. Und die Derwische verschwendeten förmlich dies Schimpfwort gegen Ali Pascha, ohne daß er es wagte, sie durch einen seiner Söldlinge zum Schweigen zu bringen. Alle Unverschämtheiten fanden vor dem Volk statt. Die Derwische schrien ihm die Beleidigungen ins Gesicht, wenn der Pascha an einem Fenster saß und der Hof seines Palastes voll von Leuten war. In seinen Räumen benahmen sie sich nicht bescheidener, wie man aus folgendem ersehen kann.

1817 wurde das Beiramfest im Sommer gefeiert. Alle hervorragenden Persönlichkeiten des Hofes von Ali Pascha waren bei ihm in einem großen Saale versammelt, um ihre Glückwünsche darzubringen. Plötzlich trat ein alter Derwisch herein, schmutzig, halb nackt, ein Tigerfell um die Schultern; mit einem Wort: in einem Aufzug wie ein wilder Derwisch. Er verschmähte es hochmütig, nur ein Wort betreffend der Feier-

lichkeit des Tages zu ſagen und ſetzte ſich auf eines der Sofas, die dem orientaliſchen Gebrauch gemäß an drei Wänden des Zimmers ſich hinziehen. Die Bedienten halten ſich ſtehend an der vierten Seite auf. Der Derwiſch wandte ſich an die Bedienten, die ſich beeilten, ihm eine kleine Schale Kaffee zu reichen, wie man ſie allen Beſuchern ſpendet, und befahl ihnen mit lauter Stimme, eine Pfeife zu bringen. Es war aber feſter Brauch am Hofe Ali Paſchas, daß er niemandem geſtattete, in ſeiner Gegenwart zu rauchen, ausgenommen Mehmed Efendi, ſeinem Kia-Kia, und dem Scheik Maſſud, einem alten Wüſtling aus Konſtantinopel, wo er Oberer eines Kloſters zu Skutari (Kleinaſien, gegenüber Konſtantinopel gelegen. D. H.) war. Er kam jährlich einmal, um den Paſcha zu beſuchen, und war ein alter, intimer Kumpan bei ſeinen ſchmutzigen Orgien. Dasſelbe Vorrecht genoſſen alle Mubaſchirs und andere Leute von hervorragender Stellung, die von Konſtantinopel kamen, ferner die Konſuln der fremden Mächte. Es war früher ſchon vorgekommen, daß ein Derwiſch in Gegenwart des Paſchas eine Pfeife verlangt hatte, aber das war immer nur in kleinem Kreiſe geſchehen. Jetzt aber in Anbetracht der großen Zahl vornehmer Leute von Stand, mit hohem Amt, von Reichtum und in hoher Gunſt ſtehend, die an dieſem großen Galatage, ohne zu rauchen, verſammelt waren, hielten die Diener es für unpaſſend, dem zerlumpten Derwiſch eine Pfeife zu reichen, zumal Ali Paſcha allein von allen rauchte. Aber der freche Menſch ſchrie von ſeinem Platze dem Veſir zu:

„Ali! ich will rauchen!“

Der befahl, sofort eine Pfeife zu bringen. Jetzt erklärte der Derwisch, daß er eine Nargileh (arabische Pfeife, wo der Rauch durch Wasser geht) haben wolle. Ali befahl, ihm eine zu bringen. Aber nun rief der eigensinnige Derwisch, er wolle durchaus die Wasserpfeife haben, aus der der Vesir augenblicklich rauche. Ali und andere Anwesende hatten gut reden, daß man ihm eine andere, noch reicher geschmückte, bringen würde. Der Derwisch bestand auf seinen Kopf und stieß mit dem Fuße eine prachtvolle Nargileh zurück, die ein Bedienter vor ihn hinsetzte. (Das Wasser ist in einer Karaffe enthalten, die man auf den Boden stellt.) So heftig stieß er dagegen, daß die Karaffe umfiel und das Wasser sich über den kostbaren Teppich ergoß. Weil der Vesir den Eigensinn des Derwisches sah, befahl er, ihm seine Nargileh zu bringen, aus der er gerade rauchte. Die Nachgiebigkeit Ali Paschas machte den ebenso eigensinnigen wie unverschämten Menschen so kühn, daß er jetzt zu verlangen wagte, daß Ali, der Vesir selbst, ihm die Pfeife bringe, obgleich mehr als dreißig Bediente dabei standen und alle Anwesenden sich gern beeilt hätten, den lästigen Dienst dem Vesir abzunehmen. Wenigstens eine Viertelstunde wurde hin und her verhandelt, was mich höchlichst ergötzte. Ali Pascha wollte seine Würde in Gegenwart des ganzen versammelten Hofes wahren, die er durch Bedientenhandlungen aufs Spiel setzte. Deshalb bat er den unverschämten Derwisch, sich an seiner Seite niederzulassen, denn rechts und links von ihm

war des Respektes wegen immer ein großer Zwischenraum frei. Es war also eine große Ehre, die er dem sonderbaren Kauz anbot. Aber der gab zur Antwort, daß er keine Lust hätte, sich zu bemühen, und blieb so hartnäckig auf seinem verrückten Einfall bestehen, daß der mächtige, stolze, alte und fette Ali Pascha gezwungen wurde, sich von seinem Platze zu erheben und seine Nargileh demütig zu den Füßen des Derwisch zu tragen. Er tat es, ohne ein Wort zu sprechen, und der andere nahm sie ebenfalls wortlos entgegen. Ali kehrte nach seinem Platze zurück unter den Armen nach orientalischem Brauche gestützt von Omer-Bey-Vrioni, damals Generalissimus der Armee und Hadschi-Sheri-Efendi, einem seiner Minister. Sein Gesichtsausdruck zeigte keineswegs irgend welche Aufregung. Der Derwisch rauchte nur einige Minuten, erhob sich und ging, ohne ein Wort zu sagen, davon. Keiner der Anwesenden wagte in Gegenwart des Tyrannen, irgend welche Bemerkung zu machen, aber hinterher kamen die boshaften Glossen über den Vorfall. Ich habe später sehr oft den Derwisch in den Straßen von Janina oder im Palaste des Despoten angetroffen, und da erschien er mir nicht unverschämter als die anderen.

Eines Tages, im Jahre 1818, ließ mich Ali Pascha rufen, um mir einige Befehle zu erteilen. Als ich in den Palast Castro kam, aß er gerade zu Mittag in einem Zimmer, das an der Straße lag. Es waren nur zwei Bediente anwesend. Draußen, dicht vor dem Fenster, stand ein Derwisch, der in rücksichtsloser Weise

Geld vom Vesir verlangte und ihn mit Beschimpfungen überhäufte. Der Auftritt hatte schon vor meiner Ankunft begonnen, aber seine Fortsetzung hinderte Ali gar nicht, ruhig weiter zu essen und mit mir zu sprechen. Ich verblieb in stehender Haltung, dem Pascha gegenüber (denn wenn er mir Befehle erteilen wollte, ließ er mich gewöhnlich nicht sitzen), infolgedessen konnte ich genau die Bewegungen des Derwisch durch das Fenster beobachten, an dem der Vesir aß. Der Mensch benahm sich wie ein Tollhäusler. Seine Stimme und seine Gebärden waren drohend, und von Zeit zu Zeit zog er ein langes Messer hervor, mit dem er dem Vesir drohte. Der schien gar nicht hin zu hören und konnte den Derwisch nicht sehen. Wenn man auch sagte, daß Ali viel Geduld mit den Derwischen hatte, so machte er sich aber auch andererseits das boshafte Vergnügen, ihnen Geduld beizubringen dadurch, daß er sie stundenlang toben ließ, ehe er ihre Wünsche befriedigte. Endlich zählte er einige fünfzig Rubies vor sich hin und schickte sie durch einen Bedienten dem Derwisch hinaus. Aber der Derwisch wurde erst recht wütend, weil er die Summe zu gering fand. Der Vesir achtete aber nicht auf seinen lärmenden Einspruch. Jetzt setzte der Freche sein Yuf-Bora (ein Horn, mit dem die Derwische vom Orden der Ruffais auf den Bazaren des Orients blasen, um die Wohltätigkeit der Muselmänner zu erwecken, dessen Ton ebenso betäubend wie unangenehm ist) an den Mund und fing eine schauderhafte Musik an. Sie übertönte derartig die Stimme des Tyrannen, der ruhig fortfuhr, mit mir

zu sprechen, daß ich mich gezwungen sah, Ali Pascha zuzuschreien, es sei überflüssig, mit mir weiter zu reden, denn ich verstände kein Wort, es sei denn, er bringe den Derwisch zum Schweigen. Ali schwieg, gab aber keinen Befehl wegen des lärmenden Derwischs und schien ihn gar nicht zu beachten. Das machte diesen schließlich so wütend, daß er mit seinem Yuf-Bora einen solchen Schlag gegen die Scheibe, gegen das Kristallglas des Fensters, führte, daß die Scherben rings um den Pascha auf sein Sofa fielen. Ali hatte die Scheibe mit großen Kosten aus Deutschland kommen lassen. Er begnügte sich, mit größter Ruhe dem Derwisch zu sagen:

„Mein Vater, Ihr seid ziemlich ungeduldig. Betet zu Gott für mich."

Gleichzeitig reichte er ihm noch eine Handvoll Goldstücke, ohne sie zu zählen. Der Derwisch ging brummend, ohne zu danken, fort, und Ali gab mir, ohne eine Bemerkung über den Zwischenfall zu machen, seine Befehle weiter, während er dabei weiter aß.

Ich habe oft gesehen, wie Derwische mit Steinen oder Erdklumpen nach Ali Pascha warfen, ohne daß er sich irgendwie darüber ärgerte, und ohne daß seine schrecklichen Trabanten das Geringste gegen solche Beleidigungen unternahmen.

Eines Abends, im Sommer 1818, befand sich der Pascha wieder einmal in einem Zimmer seines Palastes Castro, das an der Straße lag. Ali Pascha hatte vor seinem Palast einen breiten Graben ziehen lassen, der das Gebäude vom Hofe trennte. Ueber diesen Graben

konnte man nur mittels einer Brücke, die durch einen Schlagbaum gesperrt wurde, an der seine bösen Kawassen Wache hielten, und die niemandem öffneten, der nicht Erlaubnis zum Eintritt in den Palast hatte. Darüber waren die Derwische wütend. Am ersten Abend, als Ali sich nach dieser Einrichtung öffentlich zeigte, packte ein Derwisch mit beiden Händen das Gitter, das längs des Grabens die Hofseite entlang gezogen war, und versuchte es umzureißen. Dabei reizte er die Umstehenden auf, ihm behilflich zu sein. Man kann sich denken, daß jeder sich hütete, eine solche Verrücktheit zu begehen, die jedem anderen außer dem Derwisch das Leben gekostet hätte. Der Rasende wandte sich an die Menge, als er sah, daß niemand ihm half und hetzte sie in der wildesten Weise auf, das Gitter niederzureißen und sich auf den Palast zu stürzen, dessen Plünderung er den Angreifern gestatten wollte; für sich beanspruchte er das Vorrecht, den Tyrannen und die ihn umgebenden Christen zu töten. Er suchte auch die Habgier der Albanesen aufzustacheln, indem er ihnen die ungeheueren Reichtümer als Beute vorstellte, die der Palast enthielt. Und um sie noch feindseliger gegen ihren Herrn zu stimmen, schrie er ihnen zu, daß es eine Schande sei, sich von einem Menschen regieren zu lassen, der sich mit griechischen Christen und Europäern umgäbe. Diese hätten ihn am Bande und beherrschten durch ihn die treuen Gläubigen, die Jünger Mohammeds.

„Man verrät euch!“ schrie er, „man verrät euch! Muselmänner, ihr, euere Weiber, Kinder, eure Güter

und euer Land werden verkauft und den Chriſten ausgeliefert werden. Was wartet ihr noch, um euch von einem Tyrannen zu befreien, einem Verräter, der euern Blicken hinter dem Gitter trotzt? Habt ihr Furcht vor den Stöcken der Kawaſſen? Ihr braucht nur einen Augenblick zu wollen, und ſie ſind auf den Schultern ihrer Träger zerbrochen. Fürchtet ihr die Waffen derer, die vielleicht wagen wollten, den Chriſten zu verteidigen? Ihr habt auch welche, und ihr ſeid hundertmal zahlreicher, als ſie. Folgt mir im Namen Gottes und des Propheten!“ Niemand indes rührte ſich von der Stelle, mit Ausnahme von einigen Derwiſchen, die ſich wie wild gebärdend neben ihren ebenſo tollkühnen Anführer ſtellten.

Der Veſir fuhr indes fort, ſeine Pfeife zu rauchen. Beim Einbruch der Nacht verlief ſich die Menge und die Derwiſche mit ihnen, und die ganze Sache hatte weiter keine Folgen.

Siebtes Kapitel.

Ali Paschas Habgier, Geiz und Größenwahn.

Alis Habgier. — Der Brand des Palastes von Tepelen. — Roheit der Eunuchen. — Ali reist zur Brandstätte. — Das Schatzgewölbe und sein Inhalt. — Als Bettler in schäbiger Kleidung am Tore seines Palastes. — Gold als Gradmesser der Liebe. — Seine Praktiken. — Ibrahim entdeckt die Zubereitung der Lohkuchen. — Wie Ali ihn um den versprochenen Lohn betrügt. — Der deutsche Architekt Freywald nach Janina gelockt. — Der Tyrann bricht den geschlossenen Kontrakt, betrügt Freywald und seinen Stuckarbeiter um das Gehalt; brutale Methoden dabei. — Ibrahim schließt Freundschaft mit Freywald. — Machenschaften der Griechen. — Freywalds Flucht und Alis Rache an seinen Untergebenen dafür. — Ali als Brotwucherer. — Seine Methode, reiche Untertanen zu beerben. — Selbst Sybarit im Kleiderluxus, Spartaner für andere. — Alexis Nutza. — Boshafte Antwort an Ibrahim, der sein Gehalt verlangt. — Die Karossen Alis. — Das Fahren in ihnen als Hoheitsrecht behandelt. — Don Santo-Monteleone und sein Fahrgesuch bei Ali. — Ibrahim als Dolmetscher. — Komischer Auftritt. Zorn Alis. — Sein drastisches Mittel gegen Monteleones Gicht. — Warum Napoleon nach Alis Ansicht gestürzt wurde. — Alis radikales Mittel, um sanft zu fahren.

Als der Brand des Serai (Palastes) von Tepelen, der auf der Stelle des väterlichen Hauses Ali Paschas erbaut war, ausbrach, stießen die Eunuchen des Tyrannen die unglücklichen Weiber, die sich zu retten suchten, zurück. Selbst die Mutter von Saleh Bey, dem jüngsten

Sohne des Vesirs, wäre beinahe in den Flammen durch die Barbarei der Eunuchen, der Vollstrecker der Befehle ihres Herrn und Meisters, umgekommen. Die Frauen waren schließlich gezwungen, sich aus einem Fenster zu stürzen, dessen Holzvergitterung sie durchbrachen, und sprangen in den Garten hinab. Denn die Eunuchen hielten alle Ausgänge besetzt, um sie am Fortlaufen zu verhindern.

Man hat verschiedene Darstellungen über diese Feuersbrunst gehört. Aber da ich bei Mehemed-Efendi, dem Kia-Kia von Ali Pascha, wohnte und sein ganzes Vertrauen besaß, so kann ich wohl behaupten, daß niemand besser über dies Ereignis und einige andere, deren wahre Ursache die Oeffentlichkeit nie erfahren hat, unterrichtet ist, als ich. Ich war bei allen Untersuchungen zugegen, habe oft selbst gefragt (es ist das in der Türkei erlaubt, denn die Freunde eines Mannes stellen selbst Fragen über die Vorgänge, wenn er dabei ist, um ihm die Mühe abzunehmen). Ich kann versichern, daß die Feuersbrunst keine andere Ursache gehabt hat als einen Blitzstrahl, der während sehr strenger Kälte in den ersten Januartagen 1819 vom Himmel nächtlicherweile auf den Palast des Tyrannen niederfuhr. Er selbst befand sich in Janina, aber sein Sohn Saleh war damals gerade zum Besuch bei seiner Mutter in Tepelen*.

Ali Pascha wurde bei Tagesanbruch von dem Er-

* Nach der gewöhnlichen Version entstand der verhängnisvolle Brand durch Unvorsichtigkeit Saleh Paschas, dieses jüngsten und Lieblingssohnes Ali Paschas. Er hatte ihn von einer Georgischen Sklavin. D. H.

eignis unterrichtet. Niemand wagte den Tyrannen zu benachrichtigen, bis der furchtlose Scheik Jussuf sich dazu entschloß. Ali Pascha reiste noch am selben Morgen nach Tepelen, trotz einer furchtbaren Kälte, die an diesem Tage herrschte. Sobald er auf der Brandstätte seines Palastes, der das Elend des Volkes verhöhnte, ankam, war sein erstes, persönlich in die Kellergewölbe hinabzusteigen, die seine Schätze enthielten. Er fand alles unversehrt, sowohl das Silbergerät, wie die kostbaren Schätze von Edelsteinen und die fünfzig Millionen in Gold. Sie lagen in einem tiefen Schachte, über dem er einen dicken Turm gebaut hatte. Er ließ ihn sorgfältig bewachen. Nach dieser Besichtigung befahl er, die Asche des verbrannten Palastes zu sieben, um das Gold wiederzugewinnen, das in den Fransen und Behängen verarbeitet war, die Sofas und Gewänder der Frauen schmückten. Auch wegen des geschmolzenen Tafelgeschirrs aus Silber mußte die Asche durchgesiebt werden.

Alsdann erließ er eine Bekanntmachung durch alle seine Provinzen: Gottes Hand habe ihm sein Haus geraubt, er nenne nichts mehr sein eigen am Orte seiner Geburt. Deshalb lade er alle die ihn liebten ein, jetzt Beweise hierfür zu geben, dadurch, daß sie ihm Hilfe brächten und zwar jeder nach dem Grade der Liebe, die er für ihn hegte.

Er setzte für jede Gemeinde, ebenso für jeden Einzelnen den Tag des Empfangs fest; je nach der Entfernung von Tepelen, wo die „Betätigung der Zuneigung" vor sich gehen sollte. Aber die Zahl der

Empfangstage war auf nur fünf festgesetzt. Es ist zu natürlich, daß jeder sich so freigiebig wie möglich aus begründeter Furcht zu zeigen suchte. Hierbei griff er wieder zu einer List, deren er nur allein fähig war. Heimlich ließ er nämlich beträchtliche Summen an ärmere und wenig bekannte Leute verteilen, wie an Bediente, Soldaten, Bauern und Arbeiter. Sie mußten dann in der Oeffentlichkeit den Anschein erwecken, als ob sie ihm diese Opfer brächten, so daß dann kein wohlhabender oder reicher Mann oder ein Beamter eine gleiche Summe wie die untersten Klassen anbieten konnte, ohne sich mangelnder Liebe schuldig zu machen.

Aber das sonderbarste Schauspiel war, den reichen Ali Pascha auf einer schlechten Matte aus Palmenfasern an dem äußern Tor seines verbrannten Palastes sitzen zu sehen. Barhäuptig hielt er in der Hand einen roten Fez, in dem er die erzwungenen Gaben entgegennahm, die man ihm darbrachte. Dabei rauchte er aus einer gemeinen Pfeife, wie das Volk sie benutzt. Wenn ihm eine Summe nicht groß genug erschien, sagte er immer ganz laut zum Spender:

„Seht, mein Sohn, der und der, der viel ärmer ist als Ihr seid, hat mir die und die Summe gegeben, weil er mich mehr als Ihr liebt. Ihr glaubt schon, daß der arme Ali Pascha nichts mehr sein eigen hier in dieser Welt nennt. Das ist heute wahr. Er hat kein Plätzchen mehr, wo er sein altes Haupt mit dem weißen Barte ausruhen kann, aber Gott verleiht und nimmt. Doch er gibt auch wieder, dann ist die Zeit

da, wo ich meine Freunde und Feinde unterscheiden werde."

Auf diese Weise gelang es ihm, die Summe zu verdoppeln oder zu verdreifachen, die man zuerst für ihn bestimmt hatte, um die Habgier des unersättlichen Tyrannen zu befriedigen. Er scharrte so eine gewaltige Summe Gold und Silber, ebenso an Edelsteinen zusammen. Denn mehrere Leute, die kein bares Geld auftreiben konnten, um Ali zufrieden zu stellen, sahen sich gezwungen, die Geschmeide ihrer Frauen zu spenden. Der alte Geizhals ließ sie sofort durch einen Juwelier, den er ausdrücklich zu diesem Zweck aus Janina kommen ließ und der während der ganzen Spendungszeit hinter ihm stand, abschätzen. Die ganze Komödie hat mir wie auch allen anderen ein schönes Stück Geld gekostet, und es gab nur eine einzige Stimme im ganzen Lande, die — natürlich heimlich — den Tyrannen verfluchte.

Ich will jetzt einige Beispiele erzählen, zu welch kleinlichen und betrügerischen Mitteln Ali Pascha griff, um sich seinen Zahlungsverpflichtungen zu entziehen, die er eingegangen war. Sie beweisen mehr als lange Reden.

Während meiner ersten Wochen in Janina streifte ich viel in der Umgegend umher, um sie möglichst genau kennen zu lernen, wie ich das in allen Ländern, wo ich gereist bin, tat. Eines Tages nun, wie ich nördlich von Janina herumwanderte, sah ich große Haufen von Lohe (zerstoßene Eichenrinde, deren sich die Gerber zur Zubereitung der Felle bedienen). Ich

stieg vom Pferde, um mich zu vergewissern, was das sei. Dann ritt ich weiter und beschäftigte mich mit dem Gedanken, was für Nutzen man aus diesem Material in einem Lande ziehen könnte, wo die Brennstoffe so teuer waren, wie in Janina. Denn Ali Pascha hatte alle Bäume der Umgegend fällen lassen, um sie bei seinen zahlreichen Bauten zu verwenden. Daher war der Preis dafür beträchtlich verteuert worden, weil die Entfernungen, aus denen man sie herbeischleppen mußte, derartig groß waren, daß es keinen Ort im türkischen Reiche gab, wo Brennholz so teuer war, wie in Janina. Ich erinnerte mich nun, daß man in Frankreich Lohkuchen für die ärmeren Klassen zu machen pflegte. Ich kehrte deshalb zu den Lohhaufen zurück und hieß meinen Diener ein Taschentuch davon mit nach Hause nehmen. Durch denselben Diener ließ ich die Masse kneten (ich bitte darauf zu achten, daß er mein ganzes Vertrauen hatte; denn man wird unten sehen, wie Ali ihn verführte). Aber wir brachten es nicht fertig, einen Kuchen daraus zu kneten. Am selben Abend noch schickte ich ihn mit zwei großen Säcken zurück, die er auf ein Pferd lud, und hatte jetzt einen großen Vorrat, um meine Versuche anzustellen. Während der ganzen Nacht beschäftigte mich der Gedanke an die Herstellung der Lohkuchen. Ein allgemein gebräuchliches Sprichwort, dessen Wahrheit ich in vielen Dingen erprobte, sagt:

„Daß die Not die Mutter der Industrie sei."

Ich dachte, daß ich zuerst eine Form haben müßte. Gleich am Morgen schlug ich aus einer Blechdose, die

mir auf der Reise zum Unterbringen meines Tabaks diente, den Boden heraus. Hier herein ließ ich die Lohe füllen und mit einem Holzklotz fest zusammenschlagen und pressen. Als ich die Form abzog, war der Kuchen fertig. Aber als ich ihn von einem Gange, wo die Arbeit vor sich gegangen war, in den Hof tragen lassen wollte, um ihn in der Sonne zu trocknen, brach er unter der Hand meines Bedienten entzwei.

Ich dachte dann die Kuchen auf einem Brett anzufertigen und sie mit dem Brett zusammen am anderen Morgen in den Hof zu tragen. Und wirklich, es gelang vollständig. Ich hatte meinem Bedienten die größte Verschwiegenheit befohlen und versprach ihm dafür den vierten Teil von den 30 000 Piastern, die ich vom Vesir für meine Erfindung fordern wollte. Ich befahl ihm, ein Dutzend Lohkuchen in einen Korb zu tun, über den ich eine schöne gestickte Decke nach türkischem Brauche legte, und mich zum Palast zu begleiten. Ich war über mein Verdienst ganz entzückt, nicht um des Paschas willen, sondern aller Einwohner der Stadt wegen. Denn in Janina gibt es eine große Zahl von Lohgerbern. So konnte man für die ganze Bevölkerung Lohkuchen backen, die, einmal allgemein im Gebrauch, den Preis für Holz und Holzkohle herabsetzen mußten. Ich zeigte alles Ali Pascha und bemerkte, daß er den Brennstoff auch für seine militärischen Verproviantierungen verwenden könne. Er überhäufte mich mit Lobsprüchen und befahl mir, einen Versuch in seiner Gegenwart zu machen. Man zündete sie sofort auf einem Kohlenbecken an, und trotz der

heißen Luft (es war Ende August 1816), ging er doch nahe heran, um die Kuchen brennen zu sehen und rührte sie mit einer Feuerzange um. Einige Griechen standen dabei und begannen gleich in ihrer Sprache in meiner Gegenwart Kritik zu üben. Ich verstand ihre Sprache noch nicht, ich habe sie niemals gut gelernt und sprach mit Ali Pascha nur Türkisch, das ich wie ein geborener Türke beherrsche. Ich forderte sie auf, Türkisch zu sprechen, um ihren Einwänden begegnen zu können. Aber der Vesir nahm das Wort für sie und meinte zu mir: „Diese Lumpen da fürchten wahrscheinlich, daß ich sie künftig langsam mit dieser Masse verbrennen lassen werde, die mir ausgezeichnet erscheint, um einen dieser ungläubigen Grammaticos zu braten. Das ist der Grund, warum sie mir die Sache verleiden wollen mit der Ausrede, daß sie derartiges nie in Frankistan (dem christlichen Europa) gesehen hätten, Wenn sie es nicht gesehen haben, so sind Sie, mein Sohn, der Erfinder davon und Ihr Verdienst ist um so größer. Haben sie es aber gesehen, so sind sie Verräter wie alle diese Hunde von Europäern, die ich unnütz füttere, denn sie haben mir niemals davon etwas gesagt. Deshalb wird der erste Gebrauch, den ich von Ihrer Kohle (so nannte er die Lohkuchen) mache, der sein, daß ich einen von diesen Verrätern darüber rösten lassen werde."

Ich kannte ihn als einen Mann, der sein Wort hielt, wenn es sich darum handelte, Böses zu tun. Deshalb beeilte ich mich, ihm zu sagen, daß es ganz natürlich sei, wenn seine Grammaticos die Sache nicht

kennten. Denn sie seien nur in Italien gewesen, wo der Gebrauch von Lohkuchen unbekannt sei, ich könne das versichern, weil ich selbst mehrere Jahre dort gewesen sei, als unsere siegreichen Armeen es besetzt hielten. Derselbe Grund müsse auch als Entschuldigung für alle Europäer gelten, die Italiener seien. Was Michel anbeträfe, der Franzose sei, so könne ich versichern, daß ich niemals derartige Lohkuchen in Paris gesehen habe. (Das ist wahr, denn mir deucht, daß der Gebrauch von Lohkuchen erst nach 1801 in Paris eingeführt wurde, zu einer Zeit, wo ich Paris verlassen hatte, und wohin ich erst 1824 zurückgekehrt bin.) Nur in Straßburg, meinem Geburtsorte, hatte ich gesehen, wie man sie an die Wachmannschaft verteilte, und wie die armen Klassen sie zum Brennen benutzten. Endlich beruhigte sich der Tyrann und befahl mir, eine Werkstätte zu errichten, er würde mir zweihundert Arbeiter zur Herstellung von Lohkuchen liefern und versprach mir, daß er mir die Arbeit abnehmen würde, wenn ich drei Leute ausgebildet hätte, die imstande seien, die Arbeiten zu leiten. Ich sagte ihm, daß ich gezwungen gewesen sei, große Anstrengungen zu machen, bis ich die Herstellung der Lohkuchen kannte, da ich ihre Zubereitung vorher niemals in Frankreich gesehen habe, und deshalb glaube ich, berechtigt zu sein, einen Vorteil aus meiner Erfindung zu ziehen, indem ich mir eine bestimmte Summe ausbedänge. Der Vesir fragte, wieviel ich denn verlange? Ich forderte 30 000 türkische Piaster (22 500 Franken). Er hatte dagegen nichts einzuwenden und versicherte mir, daß er mich in einigen Tagen ausbe-

zahlen lassen werde. Mittlerweile verführte er meinen Diener Ali durch Athanas Vayo. Der machte ihm in Ali Paschas Namen die verlockendsten Versprechungen, um sich mein Geheimnis von ihm zeigen zu lassen. Man gab ihm als Lehrlinge zwei von den Ganymeden Ali Paschas. Mein Bedienter verließ mich deshalb in der unverschämtesten Weise, weil er sich schon auf dem Wege zum Glück sah, bevor er noch seinen Schülern die erste Lehrstunde gegeben hatte. Aber sobald sie soviel wie ihr Lehrmeister wußten, was bei der Einfachheit des Verfahrens in fünf Minuten geschah, wurde mein Exdiener nicht nur nicht belohnt, sondern am selben Tage noch aus Janina ausgewiesen. Ich habe ihn einige Jahre später wieder in Kairo getroffen, wo er geboren ist. Er war von dort mit der französischen Armee, 18 oder 19 Jahre alt, ausgezogen, als sie Aegypten räumte. Es war M. Ruty, damals Führer des vierten Fußartillerieregiments, der ihn nach Frankreich mitnahm. Ali trat später in das Regiment seines Beschützers und wurde in Spanien gefangen genommen. Es gelang ihm, von der Insel Cabrera, wo er mit anderen französischen Soldaten gefangen gehalten wurde, zu entfliehen. Er kam nach Messina auf Sizilien, wo er bettelte, als ich mich seiner annahm, weil er die Ehre gehabt hatte, französische Uniform zu tragen. Er war seit der Zeit immer sehr anhänglich an mich gewesen. Es bedurfte der hinterlistigen Verführungskünste Ali Paschas, um ihn dazu zu bringen, mich zu verraten. Ich beklagte mich heftig beim Tyrannen und machte dem Athanas Vayo einen stürmischen

Auftritt. Er schickte mir seinen Bruder Luca Vayo, der Leibarzt des Paschas war, um seinen Frieden mit mir zu schließen. Der war unmöglich, bis er mir die Summe bezahlte, die mir der Vesir versprochen hatte. Man machte dann eine große Anzahl Lohkuchen, doch nur für die militärischen Vorratshäuser und es war streng verboten, sie zum allgemeinen Gebrauch für die Bevölkerung einzuführen. Der niederträchtige Tyrann hatte Furcht, daß sein Volk einigen Nutzen davon hätte und befahl mir unter Todesstrafe, mein Geheimnis niemandem, wer es auch sei, zu verraten, selbst seinem leiblichen Sohne nicht. So hatte ich den Aerger, zu sehen, wie der Zweck, dem öffentlichen Wohle zu dienen, vereitelt wurde, meine Interessen geschädigt, und wie dafür der Tyrann das Vergnügen genoß, daß er mich in unwürdiger Weise betrogen hatte.

Ein anderer Zug seiner Handlungen gegen Treu und Glauben ist der folgende:

Ein Sohn von Stavroz, dem Haupte der Griechengemeinde von Janina, war Handelsagent für den Pascha in Wien. Er verpflichtete einen in seinem Fache sehr tüchtigen Baumeister Namens Freywald, etwa 50 Jahre alt, für Ali Pascha. Freywald war Familienvater und Regierungsbeamter in Mähren. Man schloß einen für Freywald sehr günstigen Vertrag ab, in dem er vom Vesir und unter Sicherheit von Stavroz monatlich 1200 türkische Piaster (900 Franken) Gehalt, Unterkunft und Lebensmittel für 8 Personen in Janina bekam. Die Reisekosten trug der Vesir monatlich mit

200 Piastern. Einen Stuckarbeiter mußte er mitbringen; er sollte ebenfalls 200 Piaster monatlich erhalten und seine Rückreise auf Kosten des Vesirs geschehen. Freywald verpflichtete sich seinerseits, alle Zivilbauten für den Vesir auszuführen. Militärbauten waren ausdrücklich ausgeschlossen, weil die nicht in sein Fach schlugen. Eine Klausel verpflichtete Ali Pascha, ein ganzes Jahresgehalt an Freywald zu zahlen, für den Fall, daß er Freywald vor Ablauf von 5 Jahren entließe. Das ganze Treiben ging von den Griechen aus. Sie hofften durch ihn ein Gegengewicht gegen mich beim Vesir zu schaffen. Mit der Zeit, so schmeichelten sie sich, würde er dann auch die Festungsbauten bekommen. Man hätte ihm zu diesem Zweck auch noch ein viel größeres Gehalt bewilligt, um dessen Auszahlung man sich dann wenig zu kümmern entschlossen war. Der Sohn von Stavroz in Wien ließ Freywald, einen Mann von seltener Rechtschaffenheit und seltenem Feingefühl, alle Bedingungen selbst diktieren und hütete sich wohl, eine einzige davon zu ändern. Der gute Baumeister glaubte, eine ausgezeichnete Sache unternommen zu haben, nahm seine Entlassung bei der Regierung und erhielt ihre Zustimmung, in den Dienst Ali Paschas treten zu dürfen. Ali hatte erklärt, keine Italiener mehr in seinem Dienst haben zu wollen. Die Grammaticos hüteten sich wohl, einen Franzosen zu engagieren; denn sie fürchteten, daß dieser statt mein Feind, als Landsmann mein Freund werden würde. Darum trugen sie Sorge, einen Deutschen zu wählen, der kein Wort außer in seiner Muttersprache verstand, in der Hoffnung,

daß das alle freundschaftlichen Beziehungen zwischen uns verhindern würde. Weiter rechneten sie mit der Abneigung zwischen uns beiden, als von Völkern stammend, die soeben einen langen Krieg hinter sich hatten. Wenn dieser Krieg auch beendigt war, so zitterten die Folgen doch noch in den Köpfen aus politischen Gründen heftig nach. Aber was die Geriebenheit der Grammaticos doch nicht hindern konnte, das war meine Kenntnis der deutschen Sprache, die mir ebenso vertraut wie die französische ist. In Straßburg geboren, spreche ich das Elsäßische seit meiner Kindheit, das sozusagen ein verunstaltetes Deutsch ist. Dazu hatte ich in meiner Jünglingszeit das Deutsche studiert und vier Jahre meines Lebens in Deutschland zugebracht. Ich freute mich sehr, als Freywald in Janina ankam. Denn mit ihm konnte ich in einer Sprache sprechen, die niemand in dieser Stadt verstand und genoß dazu die Gesellschaft eines anständigen Mannes. Von den Italienern nämlich, die in Janina lebten, war es nur ein einziger, Nardini aus Genua, der mir paßte. Leider befand er sich mehr in Prevesa als in Janina. Kam er nach Janina, so war er immer nur 8 Tage dort und ich meinerseits reiste wenig und immer nur auf kurze Zeit nach Prevesa. Was Michel betrifft, gebe ich zu, daß er den Vorteil in meinen Augen besaß, Franzose zu sein; aber der Kummer, sich wider Willen durch den Tyrannen festgehalten zu sehen, hatte zur Folge, daß er sich dem Trunke ergab. Die Ankunft Freywalds hatte man sorgfältig vor mir geheim gehalten. Man wollte ihm

erſt das Nötige beibringen, bevor wir uns kennengelernt hätten. Nach der Annahme der Grammaticos hätte unſere Unterhaltung ihren Intereſſen ja nicht gefährlich werden können. Denn ſie hatten für Freywald einen Dolmetſcher kommen laſſen. Es war ein Grieche, namens Kokini, der in Smyrna geboren war und in Bukareſt wohnte. Ihn ließen ſie nur zu dem ausgeſprochenen Zweck nach Janina kommen. Der Menſch radebrechte ein wenig Deutſch, weil er einige Jahre in Wien wohnte und ganz und gar als die würdige Kreatur der Grammaticos ſich zeigte. Ich hörte erſt am andern Tage nach ſeiner Ankunft in Janina von Freywald. Nach dem Brauche hätte er mir zuerſt ſeinen Antrittsbeſuch machen müſſen, aber ich ſetzte mich über die alberne Etikette hinweg und ging in der Höflichkeitsform, wie ſie im Orient Sitte iſt, zuerſt, um ihm meinen Antrittsbeſuch zu machen. Dem Brauche gemäß mußten mir dabei alle meine Bedienten und eine Anzahl Kanoniere und Bombardiere folgen.

Von unſerer erſten Zuſammenkunft an wurden wir Freunde. Unſere gegenſeitige Offenheit machte uns für immer dazu, und während ſeines Aufenthaltes im Reiche Ali Paſchas leiſteten wir uns gegenſeitig Dienſte, wo wir konnten. Mein neuer Freund unterrichtete mich, daß die Griechen verſucht hätten, ihn gegen mich einzunehmen. Sie wollten, daß er dem Veſir verſicherte, er (Freywald) kenne mich ſchon von Polen (wo ich nie geweſen bin), und zwar von ſehr wenig ehrenvollen Geſchichten her, daß ich alles andere, nur kein Franzoſe ſei, ſondern ein Ruſſe. Die Grammaticos wußten ganz

genau, daß das die schlechteste Empfehlung bei Ali Pascha war, der einen ganz außerordentlichen Widerwillen gegen dieses Volk hatte. Aber Freywald verweigerte es, sich zu einem so schmutzigen Treiben herzugeben. Die Folge davon war, daß sie ihn gar nicht unterstützten wie sie versprochen hatten. Sie ließen an ihm ihre ganze Rachsucht aus, deren Opfer er wurde. Sie hätte ihm wahrscheinlich das Leben gekostet, wenn es mit Hilfe der Vorsehung, dem englischen Konsul und mir nicht gelungen wäre, ihn der Wut des Paschas zu entziehen und ihm zur Flucht aus dem Reiche Ali Paschas nach Santa-Maura zu verhelfen.

Ich sprach schon davon, daß Freywald sich einen Stuckarbeiter mitgebracht hatte. Ali Pascha schloß mit ihm einen Handel ab, nach welchem er einen großen Saal einrichten sollte, ganz in Stuck, geschmückt mit Säulen, Nischen, Blumen in erhabener Arbeit usw. Für diese Arbeit sollten ihm 12 000 Piaster bezahlt werden, und die Hälfte der Summe sollte Freywald zufließen.

Ali Pascha schlug nun dem Stuckarbeiter vor, er solle Lehrlinge aussuchen, und zwar unter den Griechen und seinen ausgeschiedenen Ganymeden. Der andere aber verlangte für jeden ausgebildeten Lehrling 1000 Piaster. Darauf verzichtete der Vesir auf diesen Vorschlag. Was tat man nun? Man ließ Löcher in die Zimmerdecke bohren, wo der Stuckarbeiter arbeitete. Das war sehr leicht, weil die Zimmerdecken in der Türkei immer mit Holz verkleidet, in verschiedene Felder geteilt, gemalt und gefirnißt sind. Die abgedankten Buhlknaben, vierzehn an der Zahl, versteckten sich über

dem Zimmer, wo der Deutsche arbeitete, und dort beobachteten sie ihn auf dem Bauche liegend ganz genau. Abends, wenn er seinen Arbeitsraum verließ, trug er Sorge, den Schlüssel mitzunehmen, aber die Beobachter drangen mit einem Nachschlüssel ein, um aus der Nähe die Farben zu studieren, die er seinem Gipse beimischte, und das Handwerkszeug, das er gebrauchte. Als er endlich eine Nische von vier Säulen an den Seiten und von Zierstücken umgeben fertig hatte, erklärte man ihm, daß man in Janina ebensogute Handwerker habe, daß er nur gekommen sei mit der listigen Absicht, dem Vesir das Geld aus der Tasche zu ziehen, indem er glauben machen wolle, er könne Sachen herstellen, die sonst keiner im ganzen Lande verstehe. Aber der Vesir in seiner Gnade wolle sich damit begnügen, daß er ihn für diese Frechheit nur aus seinen Staaten jagen werde, mit dem Verbot, sich nie wieder dort sehen zu lassen, wenn er nicht aufgehängt werden wolle. Der Verbannte wurde gezwungen, noch am gleichen Tage abzureisen und wagte gar nicht, die Kosten der Rückreise, wie man in Wien abgemacht hatte, zu verlangen. Freywald, der ihm die Hinreise bezahlt hatte, ersetzte auch die Rückreisekosten, weil er damit rechnete, daß Ali Pascha sie ihm wieder geben würde nach dem Wortlaut ihres schriftlichen Vertrages. Aber man gab ihm auf seine Beschwerde zur Antwort, er solle froh sein, daß „Se. Hoheit nicht auch über ihn seinen Zorn kommen lasse, er, der einen beim Vesir in Ungnade gefallenen Menschen hereingebracht habe". So kam es, daß dieser Handel, statt

Freywald einen Gewinn von einigen Tausend Piastern einzubringen, ihm 600 Franken aus eigener Tasche kostete, außer all dem Verdruß, den er ihm bereitete. Der große Saal wurde in der Folge von den neuen Stuckarbeitern vollendet und zwar nach den Mustern des armen Deutschen, dessen Werke man zum Vorbild nahm. Sie fügten noch 21 Nischen mit 84 Säulen hinzu. Doch war es leicht, den Unterschied zwischen der ersten und den übrigen herauszukennen. Freywald war vom tiefsten Ekel erfüllt, wie alle, die im Dienste Ali Paschas standen, und verlangte seine Entlassung. Aber der Tyrann, seinem despotischen Brauche gemäß, verweigerte sie trotz des in Wien geschlossenen und von ihm gutgeheißenen Vertrages.

Er hatte durch Freywald verschiedene Unternehmungen beginnen lassen, so unter anderem eine Brücke von Stein über den Gießbach, der durch Tepelen fließt, mehrere Paläste in einsamen Gegenden gelegen, ein Bad usw. Keines dieser Bauwerke wurde vollendet, dank den Ränken der Grammaticos, zu denen die Launen und der Geiz Ali Paschas kamen. Plötzlich befahl er Freywald, jetzt nach Prevesa zu gehen und dort eine Festung mitten im Meer zu bauen. Der arme Baumeister wehrte sich, daß er gar nicht imstande sei, einen solchen Bau auszuführen, daß sein Vertrag ihn auch ausdrücklich davon befreie. Aber Ali Pascha hatte ein unfehlbares Mittel, ihm die nötigen Talente hiefür zu verleihen. Er drohte dem guten, ehrlichen und achtbaren Baumeister, ihn lebendig begraben zu lassen, wenn er nicht gehorchte. Von dem Tage an (es war

im Juni 1817) erhielt Freywald keinen Pfennig Gehalt mehr, und seine Gattin in Wien, die nach einer Klausel des Vertrages durch Vermittelung von Stavroz dem Jüngeren, die Hälfte des Gehalts ihres Mannes bekommen sollte, erhielt nur die ersten zwei Monate das ihr zukommende. Freywald hat mir alle Briefe gezeigt, die er hierüber erhielt. Ich habe mehrfach für ihn den Dolmetscher bei Ali Pascha gespielt, um seine Beschwerden anzubringen. Denn Freywald, der in einigen Monaten die Niedertracht der Grammaticos und Griechen im allgemeinen kennen gelernt hatte, traute seinem Dolmetscher nicht und bat mich oft, ihn zum Vesir zu begleiten. Aber alle unsere Schritte waren fruchtlos. So kam es, daß er nur die ersten zwei Monate sein volles Gehalt bezog, sieben Monate erhielt er nur noch die Hälfte und die letzten elf Monate, wo er sich noch in den Händen Ali Paschas befand, bekam er gar nichts. Ich könnte einen langen Aufsatz über den guten Freywald schreiben, was er alles an Ungerechtigkeit, an Gefahren während der letzten Zeit seines traurigen Aufenthaltes in dem Reiche Ali Paschas, der ihn umzubringen beschloß, ausgestanden hat. Ich selbst habe mein Leben aufs Spiel gesetzt, dadurch, daß ich zu seiner Flucht mit beitrug. Sie kam allen teuer zu stehen, die in der Lage gewesen waren, sie zu verhindern, obgleich sie nicht darum gewußt hatten. Er reiste von Preveſa mit dem englischen Konsul, der ihn nach Santa Maura brachte, in einer Barke ab, die den englischen Wimpel trug. Ich hatte ihn von Janina bis zu dem Hause des eng-

lischen Konsuls begleitet, und ich war Gott sei Dank der einzige, den kein Unglück traf. Sekeria Bey, Admiral Ali Paschas und Befehlshaber der Flotte und des Hafens von Prevesa mußte flüchten, weil er zum Tode verurteilt wurde; aber er wurde rechtzeitig gewarnt. Der Befehlshaber des Kanonenbootes, das den Eingang zum Hafen von Prevesa bewachte, wurde ertränkt; seine Matrosen erhielten jeder 1000 Stockschläge, so daß drei von ihnen daran starben. Der Stadtkommandant von Prevesa, Bekir-Aga-Tschiokator, wurde nach Janina befohlen und brachte es fertig, sich zu rechtfertigen. Aber es kostete ihn viel Geld (die beste Rechtfertigung in der Türkei).

Der kommandierende General von Prevesa, Elmas Bey, Sohn des alten Metschobono, ältesten Freundes und berühmtesten Kriegers und von Ali Pascha am meisten von allen geliebt, verdankte es nur der Rücksicht, die der Tyrann auf seinen Vater nahm, sonst wäre er erdrosselt worden; aber dafür wurde er abgesetzt. Nichtsdestoweniger kam er nach zwei Monaten wieder zu Gnaden und wurde nach Konstantinopel als politischer, bei der Pforte beglaubigter Agent geschickt, wie sie alle Paschas dort unterhielten.

Ali Pascha zwang die Einwohner von Janina und seine anderen, bedauernswerten Untertanen, eine gewisse Menge alten Getreides, voll von Getreidewürmern, aus seinen zahlreichen Vorratshäusern anzunehmen und dafür frisches von der letzten Ernte zu liefern. Jede Familie wurde dabei nach der Kopfzahl besteuert. Ob man Getreide nötig hatte oder nicht,

war gleichgültig, man mußte kommen und es abholen. Deshalb mußte jede Familie, ob reich oder arm, sich mit frischem Getreide versehen. Der vermaledeite Tyrann behauptete dann noch, daß diese Maßnahme zur Unterstützung seiner Untertanen ergriffen werde. Er hat mir diesen Lehrsatz länger als eine halbe Stunde auseinander gesetzt, und brachte zu seiner Begründung die albernsten Gründe vor. Aber da er auf meine Gegengründe, die auf Gerechtigkeit und gesunden Menschenverstand sich stützten, nichts vorbringen konnte, endigte er das Gespräch damit, daß er meinte:

„Bisher habe er mich immer für einen einigermaßen begabten Menschen gehalten, aber er sähe jetzt doch, wie sehr er sich getäuscht habe." Das hielt ihn aber nicht ab, mich gleich darauf wieder in einer der wichtigsten Angelegenheiten für ihn um Rat zu fragen. Er wollte sich nämlich des Paschaliks von Negroponte (Euböa) bemächtigen, um es seinem Sohne Saleh zu geben.

Eine Quelle von Alis Reichtümern war, sich zum Erben eines Verstorbenen zu erklären. Zuweilen kam es in der Tat vor, daß er im Testament als Erbe eingesetzt war. Geschah es nicht, so ließ er die Erben kommen und sagte ihnen folgendes (ich selbst habe es mehrere Male mit angehört):

„Ich war mit eurem Vater sehr befreundet, er hat mir gesagt, daß er mich zu seinem Erben einsetzen würde." Oder aber, wenn er bestimmte Ländereien haben wollte, sagte er ihnen: „Ich weiß, daß er mir das und das Land geben wollte, weil er mich sehr

liebte.“ In anderen Fällen beraubte er Familien vollständig ihres Besitzes. Er ließ Witwen und Waisen mit Stockschlägen vorher aus ihren Häusern treiben. Man nannte das Mahloul, d. h. vom Fiskus eingezogen, weil kein Eigentümer vorhanden war. Denn es gibt in der Türkei ein Gesetz, das der Regierung alles bewegliche und unbewegliche Eigentum zuspricht, dessen Besitzer man nicht kennt. Aber Ali Pascha vertrieb die Erben, um sich an ihre Stelle zu setzen.

Ali Pascha liebte es nicht, daß man sich schön kleidete, obgleich die orientalische Kleidung für Luxus wie geschaffen ist. Es gab zwar kein Verbot gegen Kleideraufwand, aber es verschaffte keine Gunst beim Tyrannen, wenn man sich kostbar kleidete, während er, seine Familienmitglieder und seine Ganymede einem bis zum äußersten getriebenen Kleiderluxus frönten. Es gab nur zwei Mohammedaner in Janina, die sich gut kleideten, und einen Griechen. Der eine Mohammedaner war Hadschi-Scheri-Efendi, ein Verbrecher, unzugänglicher Fanatiker, aber einer der ersten Minister des Tyrannen. Er war ein Greis mit schönem Gesicht, weißem Bart, aber von unglaublichem Hochmut. Der andere Muselmann, der sich nie nach dem Geschmack des Vesirs kleidete, war der Schwiegersohn Mehmed-Efendis, des Kia-Kia von Ali Pascha. Der Vater des jungen Mannes war Divan Efendi (Vorsteher der Staatskanzlei) des Tyrannen gewesen und hatte sich nach Konstantinopel geflüchtet, um sich vor dem Tode zu retten. Er hatte sich nämlich die Ungnade seines Herrn zugezogen.

Ich habe ihn nie geſehen, denn er hatte Janina vor meiner Ankunft ſchon verlaſſen. Aber auch der Sohn, mit dem ich befreundet war, hat niemals in ein Amt und nie in die Gunſt des Veſirs kommen können, wahrſcheinlich ſeines Luxus wegen. Der Grieche, der in gleicher Weiſe mit ſeinem Aufwande den Tyrannen vor den Kopf zu ſtoßen wagte, war ein Ränkeſpinner, Namens Alexis Nutza, Oberhaupt der Griechengemeinde des Diſtriktes von Zagora. Es iſt dies eine Gebirgskette, nördlich von Janina, die von einer Bevölkerung bewohnt wird, die nach Raſſe und Religion griechiſch iſt. Sie gehört zu den ehrenwerteſten Teilen dieſes Volkes. Sie iſt nüchtern, ſehr fleißig, unternehmend, rechtſchaffen, friedlich und treibt einen ausgedehnten Handel. Die Bewohner Zagoras bereiſen alle Provinzen des türkiſchen Reiches, ja ſie gehen bis nach Deutſchland, Polen und Rußland, um mit ihren Erzeugniſſen zu handeln und zwar in der ehrlichſten Weiſe. Sie kehren ſtets nach kürzerer oder längerer Zeit in ihre Heimat mit ihren Erſparniſſen und ihrem ſonſtigen Erworbenen heim. Die Bevölkerung hätte dank ihrer Vorzüge und ihrer politiſchen Stellung ein glückliches Daſein führen können, wenn ſie nicht das Unglück gehabt hätte, von den Provinzen Ali Paſchas umſchloſſen zu ſein. Seine Bedrückungen wurden verſchärft und erhöht durch Alexis Nutza. Als der ungerechte Veſir ihnen eine Extraſteuer auferlegte, verdreifachte die Habſucht ihres Kodſcha-Baſchi (Alexis Nutza) ſie. Er war nämlich mit der Eintreibung vom Tyrannen beauftragt. Mit ihm pflegte er dann den ungerechten Raub zu teilen. Durch

solche Mittel behauptete er sich in der Gunst bei Ali Pascha zum Nachteile seiner Religionsgenossen und Landsleute. Er war selbst in Zagora geboren. Diese Kreatur, von Eitelkeit aufgeblasen und mit Verbrechen besudelt, lebte ganz nach türkischen und albanischen Sitten und hielt sich ebenfalls Ganymede. Er gehörte zu den Hauptgenossen des Vesirs bei seinen Ausschweifungen und ebenfalls zu den gewichtigsten Personen seines Hofes. Sein Vermögen war gewaltig. Aber sein Leben schwebte täglich in Gefahr. Denn des Tyrannen Gemütsart war von Tag zu Tag wilder geworden, fühlbar mißtrauischer und übellauniger. Alexis Nutza suchte ihn trotzdem in eitlem Luxus zu überbieten. Während der letzten Monate meines Aufenthaltes in Janina (Sommer 1819) wetteiferte er an Pracht und Aufwand mit den Söhnen und Enkeln des Vesirs.

Ich richtete mich nicht nach den Wünschen Ali Paschas, was Kleidung anbetraf. Ich hatte eine schöne orientalische Kleiderausstattung nach Janina mitgebracht und zog sie auch an, obwohl man mich davon unterrichtete, daß Ali das nicht gern sähe. Ich kümmerte mich aber nicht darum. Selbst die Kleider, die ich mir in Janina machen ließ, waren immer so, wie mir meine Mittel es gestatteten, d. h. sehr prächtig. Denn das war die einzige Ausgabe, die ich freiwillig machte, und dazu ein Mittel, um den Tyrannen zu ärgern. Er machte mir nur einmal eine indirekte Bemerkung über den Reichtum meiner Kleidung. Das geschah gelegentlich einer Beschwerde über meine Be-

züge, die ich verlangte (1817). Ich zeigte vielleicht ein wenig zu viel Ungehaltenheit im Tone, nach Meinung des Vesirs. Er sagte:

„Wenn man so viel schöne Pelzröcke hat wie Sie, ist man reich genug und hat nicht nötig, mich wegen seines Gehaltes zu plagen, das übrigens eines Tages doch bezahlt werden wird." Ich entgegnete ihm, daß ich nicht einen einzigen meiner Pelzröcke seiner Freigebigkeit verdanke, daß ich sie schon in glücklicheren Zeiten besessen habe, ehe ich Janina kennen gelernt und daß ich für den einzigen, den er mir gegeben habe, dem Sultan zu Dank verpflichtet sei, und auch der sei noch der schlechteste von allen, die ich besäße (das war wirklich wahr). Dieser Pelz, fuhr ich fort, hätte auch von besserer Güte sein können für die Summe, die mir der Sultan als Belohnung ausgesetzt hätte, aber sie sei eben im Schatz des Vesirs hängen geblieben und habe das Los meines Gehalts geteilt.

„Sie sollen es sofort haben," entgegnete Ali mit finsterer Miene; „und wenn Sie in Zukunft Geld gebrauchen, so lassen Sie doch einen Ihrer Pelzröcke durch den öffentlichen Ausrufer meistbietend verkaufen, dann haben Sie für sechs Monate reichlich zu leben."

Nur der Vesir und seine Söhne allein durften in einem Kutschwagen fahren. Ein Grieche, einer von seinen Agenten, hatte ihm von Italien her eine Kutsche geschickt, die einer Pariser Droschke glich, wie sie vor 25 Jahren einmal Mode waren (also gegen 1790. D. H.). Er hatte die Unverschämtheit, diese gemeine Kutsche

für den Staatswagen Murats, des ehemaligen Vizekönigs von Neapel, auszugeben. Ali Pascha hatte sie dementsprechend bezahlt. Als ich dies große Kunstwerk sah, sagte ich, daß man den Pascha betrogen oder sich über ihn lustig gemacht habe. Das wurde ihm hinterbracht, wie alles, was man über ihn erzählte. Er ließ mich sofort kommen und fragte mich, was ich über seine großartige Karosse dächte. Ich sagte ihm die volle Wahrheit und machte noch die Bemerkung, daß ich sehr überrascht sei, daß kein einziger von den Griechen, die in Europa gelebt hätten, und kein einziger Europäer ihm die Augen über eine solch lächerliche Kutsche geöffnet habe.

„Sie wagen es nicht," antwortete Ali, „nur Michel war der einzige, der meinte, daß es nicht der Mühe wert sei, sie auf neue Räder zu setzen, wie ich befohlen hatte. Aber da er an allem etwas auszusetzen hat, was ich ihm befehle, weil er so faul ist und so wenig Eifer in seinem Dienst zeigt, habe ich angenommen, daß er auch wieder aus diesem Grunde sich so äußerte."

Darauf stellte ich ihm vor, daß Michel als Franzose den Mut und die Aufrichtigkeit seiner Landsleute habe und daß, wenn er keinen Eifer in seinem (des Paschas) Dienste zeige, mir das sehr natürlich erscheine von seiten eines Mannes, der gegen seinen Willen so lange Jahre fern seinem Vaterlande festgehalten werde und mit Gewalt an eine Frau verheiratet sei, die er vorher nie gesehen habe.

„Nach dem, was Sie sagen," warf der Vesir ein,

„haben Sie also keinen Eifer in meinem Dienst, wenigstens nicht mehr als Michel; denn auch Sie behaupten, daß Sie gegen Ihren Willen festgehalten sind, und doch sehe ich Sie sehr tätig und eifrig."

Ich antwortete, daß ich das aus Ehrgefühl täte, wenn ich so handle. Es sei mir unmöglich, das Vertrauen in Dingen zu täuschen, die man mir übertragen habe oder über die man mich um Rat frage. Aber wenn er mir freistellte, zu gehen, oder zu bleiben, vielleicht bliebe ich dann, oder kehrte zurück, und dann würde ich ihm mit Liebe dienen.

„Ich halte Sie nur zu Ihrem eigenen Besten zurück. Denn ich habe Sie in mein Herz geschlossen," sagte mir der Betrüger; „Sie kennen die Türken nicht so wie ich. In Konstantinopel würde es zu einer Katastrophe für Sie kommen, denn die Osmanlis sind neidisch und verleumderisch. Aber hier sind Sie unter meinem Schatten (Schutz), und ich bestimme Sie zur zweiten Person in meinem Staate, nach meinen Kindern. Gehen Sie, mein Sohn, leben Sie vergnügt. Sie können überall erzählen, daß ich Sie liebe und daß ich die Franzosen liebe."

Ein Beweis von der Selbstsucht und dem Dünkel Ali Paschas ist folgender Vorfall:

Er hatte einige Karossen für seine Person und seine Familie. Ihre Sorte habe ich schon geschildert. Seine Söhne hatten dasselbe Vorrecht, machten aber nur wenig Gebrauch davon. Jedem anderen Menschen in seinem Staate war es verboten, sich einer Karosse zu bedienen. Nun hatte er in seinen Diensten einen

Italiener Don Santo Monteleone, der sein Chef-Ingenieur bei meiner Ankunft in Janina war. Er hatte die Feste Aya erbauen lassen, oder besser, den Turm daselbst an der Grenze von Parga, nachdem 5000 Albanesen des Tyrannen von 60 Franzosen in die Flucht gejagt worden waren. Dieser Sizilianer war ein ganz eigenartiger Kauz und verstand nicht das geringste von den Grundlagen seiner Kunst, die er bei Ali Pascha ausübte. Das trug ihm aber gerade die Gunst der Grammaticos ein. Er war sehr stolz auf den Turmbau zu Aya, der schon einer Ruine glich, als ich in Janina ankam, d. h. zwei Jahre später. Er hat mir auch später selbst erzählt, daß er vordem nie etwas anderes in seinem Leben gewesen sei als eine Art Maschinenbauer. Seine Einbildung verleitete ihn dazu, um das Vorrecht zu bitten, in einer Karosse fahren zu dürfen. Der Vesir hatte ihm einige Pferde geschenkt, und Monteleone wollte auf eigene Kosten einen Wagen aus Italien kommen lassen. Weil er kein Wort Türkisch, kein Griechisch und Albanesisch verstand, Sprachen, die allein Ali geläufig waren, und weil kein griechischer Dolmetscher wagte, dem Tyrannen diese Bitte zu übersetzen, so schlug der Sizilianer mir vor, ihm als Dolmetscher zu dienen. Er war im Grunde ein ganz braver Mensch, mit dem ich freundschaftlich bekannt war, um so mehr, als seine ursprüngliche Art mir viel Spaß machte. Ich bemühte mich vergebens, ihm seine verrückte Idee auszureden. Sie konnte für ihn böse Folgen haben. Ali Pascha war schon sehr ärgerlich auf ihn wegen der Festung Aya. Die Soldaten wollten

nämlich nicht mehr darin bleiben, aus Angst, daß sie ihnen eines Tages über dem Kopfe zusammenfiele. Aber Don Santo ließ sich nicht zureden. Er wollte schließlich einen rumänischen Diener, der Türkisch und Italienisch sprach, nehmen. Deshalb beschloß ich, ihn zu begleiten, weil es mir leichter war, die Sache in einer für den Vesir weniger beleidigenden Art vorzubringen. Ich sagte ihm, daß Don Santo ein bejahrter Mann sei und an einer Krankheit litte, die man in Europa mit Gicht bezeichne; daß er aus diesem einzigen Grunde den Vesir um die Erlaubnis bitte, eine kleine Halbkutsche benutzen zu dürfen. Ali wurde zuerst sehr wütend:

„Glaubt dieser Hund etwa, daß er meinesgleichen, oder mein Verwandter sei?" Dann brach er in ein grobes Lachen aus, das bei ihm immer ein Zeichen der Wut war, und fuhr fort: „Sagen Sie ihm, daß ich ihm lieber gestatten will, auf allen Vieren von hier nach Aya zu kriechen, um ihn dort an den Beinen am Festungstore aufhängen zu lassen. Das wird ihn von seiner Gicht kurieren."

Jetzt wurde auch der Italiener wütend und warf dem Pascha ebenfalls Beleidigungen an den Kopf. Der wollte nun wissen, was die mit echt italienischer Leidenschaft hervorgestoßenen Worte bedeuteten. Ich sagte ihm, daß er nochmals um die Erlaubnis bitte.

„Das ist nicht der Ton, in dem man ein Bittgesuch stellt," entgegnete der Tyrann, „ich sehe wohl, daß er sich hinreißen läßt, und ich glaube, daß auch Sie ganz gerne seine Kutsche benutzen möchten. Aber so lange

Ali Pascha lebt — und er wird sie alle überleben — wird niemand außer ihm und seiner Familie im Wagen fahren."

Ich stellte ihm vor, daß ich viel lieber reite, als Vorwände suchte, um in einer Kutsche zu fahren; was nebenbei gesagt, gar nichts Neues für mich sei, denn mein Vater habe selbst einige Wagen, in denen ich von klein auf gefahren wäre. Im übrigen könne in ganz Frenkistan (dem christlichen Europa) jeder sich dieses Vergnügen bereiten, wenn es überhaupt eins sei, und zwar für die bescheidene Summe eines türkischen Piasters. Er hielt mir entgegen, daß das unmöglich sei und nannte mich in aller Gemütlichkeit einen Lügner (Yalandschi). Jetzt wurde ich ärgerlich und sagte ihm, daß, wenn man das Wort einem anständigen Manne in meiner Heimat ins Gesicht sagte, es böse Folgen nach sich zöge, möge der Beleidiger von noch so hohem Stande sein und noch so großen Reichtum besitzen.

„Weil Ihre Landsleute verrückt sind und keinen Vesir haben, der sie zur Vernunft bringt," antwortete Ali. Er machte der Szene ein Ende und befahl uns, aus dem Zimmer zu gehen und verbot Don Santo, sich jemals wieder bei ihm sehen zu lassen. Am selben Abend noch ließ er mich rufen und meinte mit der größten Liebenswürdigkeit von der Welt, ob ich noch böse sei, wenn nicht, möge ich ihm doch einmal die Geschichte von den Kutschen in Europa erklären; wie es möglich sei, für so wenig Geld dort in einer Kutsche zu fahren, die ihn so gewaltige Summen kosteten? Er sähe, wie alle Welt ihn betrüge, ausgenommen ich, sein

geliebter Sohn, den er im Herzen trage. Ich erzählte ihm nun von Droschken, zweirädrigen Halbverdecken und von Postkutschen und bemerkte dabei, daß man in der Provinz noch billiger mit ihnen fahre, wie in der Hauptstadt Paris. Der Tyrann konnte sich von seinem Staunen gar nicht erholen und fragte mich, warum Bonaparte, der doch ein so mächtiger Mann gewesen sei, erlaube, daß alle Welt in Kutschen fahren dürfe und meinte: „Ich begreife recht wohl, daß die Könige des alten Geschlechts nicht nötig hatten, sich durch dieses Verbot gefürchtet zu machen und in Respekt zu setzen. Bei denen war es wie bei unserem Sultan. Wenn der zu Fuß ginge nur mit einem Hirka (Derwischmantel) bekleidet, er würde darum doch nicht weniger verehrt werden. Aber Bonaparte, der nicht mehr wie die anderen gewesen ist, hätte andere Mittel anwenden müssen. Weil er das versäumt hat, deshalb allein hat er Sch. . . . (merde) gegessen, (d. h. ist es ihm schlecht ergangen. D. H.). Ich bin nicht so dumm wie er, und mein Herd wird nicht eher erlöschen, bis der letzte meines Geschlechts mit mir im Paradiese versammelt ist."

Vier Tage nach seiner Bitte wurde Don Santo aus den Staaten Ali Paschas verbannt, weil er um die Erlaubnis gefragt hätte, in einer Kutsche fahren zu dürfen. Und das trotzdem er alt und gichtbrüchig war.

Um sanfter in seinen Karossen zu fahren, erfand Ali Pascha 1817 ein einfaches Mittel. Er ließ kurzerhand von allen Hauptstraßen das Pflaster hinweg-

reißen und zwar bis zu seinem Palaste Castro. Die Folge war, daß man im Sommer im Staube fast erstickte und im Winter aus dem Schlamm sich kaum herausziehen konnte. Der Tyrann freute sich, wenn er das Volk mit Kot beschmutzt sah und tat eines Tages in meiner und zwanzig anderer Leute Gegenwart die Aeußerung:

„Welch ein Vergnügen, in der Kutsche zu fahren, während ihr anderen alle daher geht vom Regen durchnäßt (es regnete in Gießbächen) und mit Kot bespritzt, trotzdem einige von euch auf hohen Pferden reiten. Ihr bespritzt euch gegenseitig mit Kot, während ich gemütlich im Wagen sitze und meine Pfeife rauche und mich über eure Verlegenheit amüsiere."

Achtes Kapitel.

Europa im Spiegel Ali Paſchas.

Ali ſchlägt Ibrahim-Manzour die Spionenrolle vor. — Alis Urteil über die Franzoſen. — Ein engliſches Pamphlet über ihn. — Sein Zorn. — Vergleich zwiſchen Chriſten und Mohammedanern. — Ali und die Griechen; benutzt und verachtet ſie. — Sein Ruſſenhaß und wie er ſie zu bekämpfen gedenkt. — Sein Urteil über Pouqueville. — Muktars infernaliſcher Vorſchlag. — Ali und das Theater. — Seine bizarren Launen. — Eine Unterhaltungspoſſe. — Der Tyrann kauft Inſignien des geſtürzten Napoleon. — Seine Beweggründe hierbei.

Während des Februar 1818 ſchlug mir Ali Paſcha vor, ich möge doch zu den Engländern nach Parga als Ueberläufer fliehen und mich von dort nach Korfu bringen laſſen. Dort ſolle ich für ihn Spionagedienſte tun, wofür er mir goldene Berge verſprach, wie das ſeine Art und Weiſe war. Ich entgegnete ihm, daß das ein Vorſchlag für Griechen und Albaneſen ſei, die ſich dadurch ſehr geehrt fühlen würden. Aber er ſollte doch die Franzoſen kennen, um zu wiſſen, daß ein ſolcher Vorſchlag eine empfindliche Beleidigung für ſie darſtelle. „Aber da Sie doch Franzoſe ſind," meinte der Satrap, „ſind Sie auch ein geborener Feind der

Engländer, wie ein Feind der Russen. Sie haben mir oft genug Ihre Feindschaft gegen die Engländer bekundet und ich habe beobachtet, daß Sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um mich gegen sie einzunehmen. Ich glaubte also Ihnen etwas Angenehmes vorzuschlagen und gebe Ihnen zugleich einen Beweis meines Vertrauens. Bei günstigem Ergebnisse wäre die Folge für Sie das höchste Glück und eine der ersten Stellungen an meinem Hofe." Ich erklärte ihm, daß er sich von meinen Empfindungen überzeugen könne, wenn er den Engländern den Krieg erklären würde, daß ich mich aber nie zu der Rolle hergeben würde, die er mich spielen lassen wolle.

„Sie sind ein Narr, wie alle Ihre Landsleute," antwortete der Satrap, „ich glaubte immer, daß Sie sich seit Ihrem Uebertritt zum Islam von Ihren französischen Ideen freigemacht hätten. Gehen Sie, mein Sohn, und glauben Sie mir: man muß seinen Feinden auf jede nur mögliche Art zu schaden suchen."

Einen Tag nach dieser Unterredung ließ er mich bei Sonnenaufgang rufen. Ich wurde fast geheimnisvoll durch Athanas Vayo eingeführt, dem Ali ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Als wir allein waren, fragte er mich, ob meine französischen Verrücktheiten mir erlaubten, ihm wörtlich einige englische Schriften ins Türkische zu übersetzen. Ich antwortete, daß ich nicht sein Dolmetscher sei, und nicht gehalten werden könne, dessen Amt zu verrichten. Meine Dienste bezögen sich auf alles, was mit Festungsbau, Kanonen, Batterien und Bomben zusammenhinge. Ich sei sogar

berechtigt, ihm den militärischen Dienst zu verweigern, weil ich seit einem Jahr kein Gehalt mehr bezogen hätte und daß er mir trotzdem meine Entlassung verweigere, um die ich ihn so oft gebeten hätte.

Mit honigsüßen Worten tadelte mich darauf der Tyrann, daß ich ihn verlassen wolle und schwor mir zu, daß er mir nicht nur mein rückständiges Gehalt auszahlen werde, sondern daß er mich reich machen wolle, über alle anderen erheben, mit der Tochter eines sehr reichen Pascha verheiraten und mir ein Paschalik besorgen wolle. Ich tat so, als wenn ich das alles glaubte. Das Zweifelhafteste davon war nicht das Versprechen eines Paschaliks, sondern der Rang eines Paschas von zwei Roßschweifen. Den konnte man nämlich schon für die bescheidene Summe von vierzig Beuteln haben (zirka 15 000 Franken), wenn man sich auf etwas Fürsprache stützte. Aber das war nur ein leerer Titel, der eine erhebliche Belastung der Haushaltung durch Luxus und andere Ausgaben mit sich brachte, die dieser Rang erfordert. Ich war überzeugt, daß er von all den schönen Versprechungen nicht die Hälfte halten würde. Der alte Verbrecher sagte jetzt, er kenne mich als ehrlichen Mann und deshalb bäte er mich, offen zu sagen, was diese Papiere enthielten, die er mir übergab. Auf der ersten Seite fand ich nur einige gleichgültige Sätze, die ihn betrafen, aber dann kam ein Satz, den ich ihm mit boshaftem Vergnügen ins Türkische übersetzte, ohne die Ausdrücke auch nur im geringsten zu mildern. Er war darin behandelt, wie er es verdiente. Er hörte ganz ruhig zu und nahm

immer eine Prise Tabak nach der anderen. Als ich endigte, rief er mit lauter Stimme: „We la havlé, ve la kuvetté, la illabillahé el azim!“ Es ist das ein arabischer Ausruf, den die Mohammedaner anwenden, wenn sie in großes Erstaunen geraten, das mit Wut gemischt ist. Sein Ausruf rief einige seiner Ganymede herbei, die er sofort anfuhr und hinausjagte. Ich wollte mich ebenfalls zurückziehen, aber er bat mich mit milder Stimme, zu bleiben. Da ich mich erhoben hatte, befahl er mir, meinen Platz wieder einzunehmen. Dabei sah er mich forschend und stillschweigend mit einem so verdächtigen Blick an, daß ich meine Hand an die Pistole legte, die ich gewöhnlich im Gürtel trug. Die Bewegung entging ihm nicht, so daß er mich fragte, ob ich Angst vor ihm habe? Dann erging er sich in Schimpfworten gegen die Christen im allgemeinen und die Russen und Engländer im besonderen.

Die Russen hatten eigentlich mit der ganzen Sache nichts zu schaffen, aber sie waren nun einmal der Gegenstand seines ganz besonderen Hasses und er zog ihren Namen in alle seine Flüche hinein.

„Würden Sie es glauben,“ sagte er, „daß dieser Kiafir (Ungläubige) von Engländer, der sich so über mich auszulassen wagt, ein Schwein ist, das ich mit meinen Wohltaten gemästet habe? Warum sind eigentlich die Christen so undankbar? Ein Mohammedaner ist dankbar für ein Stück Brot, eine Tasse Kaffee und selbst für ein Glas Wasser. Aber diese Ungläubigen! Diese Europäer! Gib ihnen zu Ehren kostbare Gast-

mähler, bedecke sie mit Gold und Diamanten, und sie werden darum um nichts freundschaftlicher gesinnt für alles. Ich will dem Giäur (Ungläubigen) von Engländer zeigen, daß der Arm Ali Paschas weiter reicht als er denkt. Ich will Christ sein und wie ein Europäer gekleidet gehen, wenn ich mich nicht an diesem Hunde räche, gemeiner als ein Hund, denn der wedelt mit dem Schwanze, wenn er den sieht, der ihm ein Stück Brot gegeben; während dieser Ungläubige, der in seinem engen Kleide mein Blut (d. h. Geld) bekommen hat, sich doch nicht scheut, so über seinen Wohltäter sich auszudrücken. Aber er soll sehen, daß er Sch..... (merde) gefressen hat. Bok iédi. (Türkische sehr gebräuchliche Redewendung). Ich habe diese Rede hier angeführt, um zu zeigen, welch gemeiner und ordinärer Ausdrücke sich Ali Pascha bediente, wenn ein Christ ihn in üble Launen versetzte. Er wandte sich dann gegen dessen Religion bis zur Intoleranz, die sonst, mochte er sonst Fehler haben wie er wollte, nicht in seiner Natur lag.

Von diesem Tage an gab er mir oft Briefe, diplomatische Schriftstücke und selbst englische Zeitungen, um ihm den Inhalt zu erklären. Er hatte nämlich nur zwei Leute als Dolmetscher in seinem Dienste, einer hieß Spiro Kolovo, der andere Michael Bartzoula. Aber sie konnten zu wenig Englisch, um jeden Satz zu übersetzen, der Ali Pascha wichtig genug erschien, sobald es sich um die Sache von Parga drehte. Obgleich diese beiden Personen Griechen von Geburt und Religion waren, flößten sie dem mißtrauischen Despoten

doch nicht genügend Vertrauen ein, erst recht nicht in einer Sache, die, wie er wußte, den Griechen so gegen den Strich ging. Da er alles, was seine Angelegenheiten anbetrifft, für gewöhnlich geheim hielt und ganz besonders alles was Parga anbetraf, so hielt er sogar die Zeitungen geheim, die darüber sprachen. Meine Uebersetzungen fanden deshalb immer nur zwischen ihm und mir statt, ausgenommen seinen Sohn Muktar, oder seinen Divan-Efendi (Vorsteher der Staatskanzlei), die einige Male zugegen waren. Während dieser Sitzungen brach bei all seinen Prahlereien doch oft die Unruhe durch. Es kam oft vor, besonders in den ersten Monaten des Jahres 1819, daß er mich fragte, ob ich glaube, daß er Parga wirklich bekommen würde? Ich antwortete ihm ganz offen, daß es mich sehr unwahrscheinlich dünke. Denn England wolle sich mit einer so unauslöschlichen Schmach nicht bedecken und Rußland werde aus Glaubensrücksichten sich widersetzen. Ich erwähnte absichtlich die Russen, weil ich wußte, wie dieser Name ihm Verdruß bereitete. Er haßte die Russen unbeschreiblich. Jedesmal, wenn ihr Name aus meinem Munde kam, regte sich der Tyrann auf, fluchte, tobte und hörte damit auf, indem er jedesmal wünschte, daß Rußland unter türkisches Joch käme. So alt er auch sei, meinte er, er würde noch an der Spitze seiner muselmannischen Albanesen mitziehen; die würden unter der Kälte nicht so leiden wie die Franzosen. Denn er und seine Albanesen würden sich an dem Feuer der in Brand gesteckten Häuser und der mit Teer überstrichenen russischen Leiber wärmen.

Eines Tages im Dezember 1818 versprach er mir ein Gut und ein Haus in Parga, wenn er erst im Besitz des Landes sei, unter der Bedingung, daß ich für ihn alles ins Englische übertrüge, was Parga beträfe. Ich hatte nun gar keine Lust, mich in eine Sache zu mischen, die meinem Innern so widerstrebte und mochte für nichts in der Welt zum Gelingen einer so schreienden Ungerechtigkeit beitragen; nicht einmal indirekt. Deshalb bedauerte ich ihm gegenüber lebhaft, ihm nicht dienen zu können, weil ich nicht genügend Englisch verstehe. Das schien ihm sehr gegen seine Rechnung zu gehen. Er fragte mich, wieviel Zeit ich denn brauche, um es zu lernen? Ich antwortete, daß ich viel zu alt sei, um noch hoffen zu können, etwas Neues zu lernen.

„Versuchen Sie es immerhin," meinte der Tyrann. „Es ist stets gut, wenn man die Sprache seiner Feinde und Nachbarn kann. Mir nützen Sie damit ebenso wie sich selbst. Lernen Sie es also recht schnell, denn Sie haben einen so guten Kopf. Wenn mein Sohn Saleh Englisch könnte, würde ich mich auch glücklich schätzen. Aber Sie sind ja auch mein Sohn, denn ich trage Sie in meinem Herzen. Die Franzosen sind Narren, aber sie sind die Aufrichtigsten und die Tapfersten unter allen Europäern, die ich alle erwürgen lassen möchte, ausgenommen Euch Franzosen. Aber dieser Kiafir von Pouquéville * ist kein guter Franzose. Er liebte die Griechen. Ich glaube, daß er

* von 1806—1816 Generalkonsul Frankreichs an Alis Hofe.

ein Russe von Abstammung ist, der später Franzose wurde. Er wird vor Aerger sterben, wenn er erfährt, daß ich Herr von Parga bin. Nach all den Anstrengungen, die er gemacht hat, um mich an dem Besitz von Parga zu hindern, hätte man sagen können, er selbst sei geborener Parganer. Seine lieben Kinder von Parga haben ihn nicht schlecht hinters Licht geführt; es hat wahrlich nicht an ihnen gelegen, daß die Engländer die Franzosen nicht umgebracht haben, die sie in der Zitadelle fanden. Dieser Pouquéville ist ein Narr, aber ein kluger. Oft erriet er, was ich dachte.

„Die Franzosen handelten verkehrt, daß sie ihn nicht als Gesandten nach Konstantinopel schickten; dort hätte er ihnen gute Dienste getan. Denn verrückt genug ist er, um vor nichts bange zu sein und eigensinnig genug gleichfalls, um alles zu erreichen, was er will. Aber das schwöre ich Ihnen, alle Franzosen sind Narren.“ Dabei lachte er dann selbst wie ein Verrückter, während er so wenig vornehm sich ausdrückte.

Einige Tage nach dieser Unterhaltung sagte er, daß es ihn langweile und ärgere, wenn so viele Engländer in Staatsdiensten oder als Privatleute in sein Land kämen.

„Sollte es nämlich vorkommen,“ meinte der mißtrauische Mörder, „daß einer von ihnen krepiert (sein wörtlicher Ausdruck), so würde man nicht verfehlen, mich anzuklagen, ich hätte ihn vergiftet. Und das würde dann die Uebergabe Pargas wieder verzögern und uns viel Geld kosten. Denn diese Ungläubigen von Engländern wissen Mittel und Wege, um Gold an sich

zu raffen, genau wie die Osmanlis (Türken). Sie sind fähig, selbst einen der Ihrigen zu vergiften und mir die Schuld aufzubürden und die Uebergabe des höllischen Parga zu verzögern und mich zu prellen."

Daraufhin warf ich ein, deswegen brauche er sich keine Sorgen zu machen, denn solches Verfahren werde in ganz Europa verabscheut, und die Engländer und Franzosen seien weit entfernt, ein so ungeheuerliches Verbrechen zu begehen. Er antwortete, daß er von seiten der Franzosen derartiges nicht argwöhne, die gegen Gefahren losstürmten wie die Fassis (Windhunde); aber die Ungläubigen von Engländern heckten allerhand aus, wenn sie nicht betrunken seien. Muktar Pascha war bei dieser Unterredung anwesend und gab einen Rat, der eines Sohnes von Ali Pascha würdig war. Er wollte den Engländern in der Begehung eines Verbrechens einfach zuvorkommen. Das ließ sich leicht machen; man sollte zwei vornehme Griechen unter dem Vorwande von Verhandlungen betreffs Parga nach Korfu schicken, zwei seiner Sekretäre oder Kodscha-Baschis (Vorsteher der griechischen Zivilgemeinde). Die sollte man dann beide vergiften, damit die Sache Aufsehen erregte. Dann möge man einen großen Lärm machen und Forderungen deswegen stellen. Im Verlaufe der Verhandlungen könne man dann ja den Edelmütigen spielen, was die Uebergabe Pargas beschleunigen werde.

Der abscheuliche Vorschlag, der mich schaudern machte, wurde glücklicherweise von Ali nicht gut geheißen. Das geschah aber nicht wegen der Ungeheuer-

lichkeit des Verbrechens (denn was galt dem ein Menschenleben, besonders von zwei Christen, wenn er sich den geringsten Nutzen davon versprach), sondern einzig deshalb, weil es im Gegenteil die Sache in die Länge ziehe, die ihm solange schon Aerger bereite und augenblicklich mehr denn je.

„Nein," meinte er, „ich will keinen Schritt tun, der dieser Sch..... (Boktschis) neue Verzögerungsmittel in die Hand gäbe. Wenn sie mich fortwährend plagen, werde ich mich verteidigen. Parga wird trotz allem mein werden und wenn alle Christen darüber vor Wut krepieren."

Ich verließ den Tyrannen, mehr denn je entschlossen, aus seinem Reiche zu flüchten und mich von den fast unübersteigbaren Hindernissen, die sich in Menge meinem Plan entgegenstellten, nicht abhalten zu lassen.

Eines Tages fragte mich Ali Pascha, ob ich einmal den Kaiser von Oesterreich gesehen hätte. Auf meine bejahende Antwort wollte er wissen: wo? Als er hörte, daß es in einem Schauspiel war, sagte er folgendes, das seinen Egoismus kennzeichnet, zu mir: „Wenn ich ein Theater hätte, würde ich den Eintritt nur meinen Kindern gestatten. Diese Bestien von Christen wissen ja gar nicht, wie man sich zu benehmen hat."

Der Tyrann hatte ganz eigentümliche Launen. Als ich ihn das erste Mal sprach, fragte er mich, ob ich Griechisch könnte. Ich verneinte es. Seit der Zeit sprach er nur Türkisch mit mir. Eines Tages (es war im Jahre 1818) kam er von Preveſa zurück und ließ

mich sofort in den Palast rufen. Ich traf bei ihm im Zimmer seinen ältesten Sohn Muktar Pascha. Der stand vor ihm, denn die Söhne der vornehmen mohammedanischen Klassen setzen sich niemals in Gegenwart ihrer Väter. Dem Pascha gegenüber, auf einem Sofa, saß sein Kia-Kia Mehemed-Efendi und Hadschi-Schebri-Efendi. Der Tyrann begann unsere Unterhaltung damit, daß er mich fragte, ob ich mich während seiner Abwesenheit wohl gefühlt, und ob ich die Befehle von Prevesa ausgeführt habe. Er hatte die Absicht, Janina mit Befestigungen zu umgeben, für die ich die Pläne entwerfen mußte. Vorher mußte ich das Gelände prüfen. Dann mit einem Male begann er Griechisch mit mir zu sprechen, während er zwei Jahre lang nur Türkisch mit mir gesprochen hatte. Obgleich ich nun während meines Aufenthaltes in Janina Zeit gehabt hatte, das Romeïca (Neugriechisch) einigermaßen zu lernen, wußte ich doch nicht genug, um eine ernste Unterhaltung darin führen zu können, weil ich technische Ausdrücke anwenden mußte.

Uebrigens hieß es allgemein von Ali Pascha, daß er sehr schlecht Griechisch spräche und es mit türkischen und albanischen Ausdrücken vermenge. Ich hatte es selbst schon bemerkt, denn ich hatte oft Unterhaltungen in griechischer Sprache beigewohnt. Wenn ich deren einzelne Sätze auch niemals verstand, so verstand ich doch den Sinn der Unterhaltung sehr wohl. Als er nun an diesem Tage die Grille bekam, unsere Angelegenheiten Griechisch zu besprechen, antwortete ich nur auf Türkisch und bemerkte gleichzeitig, daß er mit mir

in einer Sprache rede, die ich nicht verstände. Nichtsdestoweniger fuhr er ruhig fort, Griechisch zu reden. Ich fragte ihn nun, ob er sich über mich lustig machen wolle, daß ich aber keiner von seinen Possenreißern sei und daß ich besser täte, an meinen Plänen zu arbeiten als meine Zeit damit zu verlieren, ihn Griechisch reden zu hören. Er kümmerte sich um meine Entgegnungen nicht. Da er ruhig fortfuhr, Griechisch zu reden, verließ ich das Zimmer, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob ich mich dazu hergäbe, mich von ihm aufziehen zu lassen. Denn ich glaubte wirklich, daß der Vesir die Absicht hätte, sich auf meine Kosten zu belustigen. Aber am selben Abend noch erfuhr ich von Mehemed-Efendi, daß es die Angewohnheit des eigensinnigen Despoten sei, eine Unterhaltung in einer der drei Sprachen, in denen er sich ausdrücken konnte (Griechisch, Albanisch, Türkisch), fortzuführen, wenn er sie einmal in dieser Sprache angefangen hatte, ohne sich im allergeringsten darum zu kümmern, ob der andere ihn verstand oder nicht. Am folgenden Tage schien der Tyrann gar übel gelaunt gegen mich, daß ich ihn so rücksichtslos am Abend vorher verlassen hatte. Aber in der Folgezeit redete er mich nie mehr Griechisch an.

Ich hörte ihn auch eines Tages (im Jahre 1819) mit einem Edelsteinhändler aus Malta Türkisch sprechen. Der Mann verstand kein Wort von dem, was Ali Pascha redete. Er verstand auch nichts trotz des griechischen Dolmetschers, der dem Malteser in italienischer Sprache übersetzte, was der Pascha sprach, denn der

Dolmetsch konnte selbst kein Türkisch. Ali verbiß sich hartnäckig darauf, trotzdem mit beiden Männern Türkisch zu reden, die sich vergeblich Mühe gaben, ihm erklärlich zu machen, daß sie kein Wort verständen.

Der Malteser machte endlich ein Ende, verlor die Geduld, verschloß seine Schmuckkästchen und trug sie fort, während der dickköpfige Vesir ihm nachrief — natürlich immer auf Türkisch — er möge am anderen Tage wiederkommen.

Ali Pascha verriet die Franzosen, zeigte sich gegen das Genie Napoleons, dem er geschmeichelt hatte, undankbar und verabscheute es. Obgleich nun ein gewaltiger Abstand zwischen ihnen beiden bestand, so gefiel er sich doch darin, nach seinem Sturz dessen Abzeichen aufzukaufen, nicht um sie in Ehren zu halten, der vornehme Gedanke war seiner Seele fremd, sondern um sich ein unsinniges Verdienst damit anzurechnen, daß er Dinge sammelte, die sonst keine Regierung aus guten Gründen haben mochte.

Als ich eines Tages 1816 im Palaste von Litaritza war, sah ich in einem Zimmer des Paschas ein großes Wappenschild Napoleons auf einem Sofa stehen. Ali fragte mich lachend in Gegenwart seines Kapitäns Marcellese, der einen Teil seiner Marine kommandierte, ob ich das da kenne?

„Ja," antwortete ich, „aber diese Abzeichen werden von keiner Regierung mehr anerkannt."

„Gerade, weil keine andere sie mehr will, darum will ich sie," meinte er.

Neuntes Kapitel.

Bauernleger und Sklavenhalter.

Ali Pascha als Bauernleger. — Besitzverteilung vor Ali Paschas Herrschaft. — Brutale Mittel, um aus freien Bauern Hörige zu machen. — Fast der ganze Grund und Boden des Staates wird Privatbesitz Alis. — Das Tschiflikswesen und wie es entstand. — Verwaltung des Tschifliks. — Verarmung infolge von Steuerabgaben. — Ali sucht ein Getreidemonopol einzuführen. — Sein Kornwucher. — Die erbarmungslose Steuereintreibung. — Die Trödelkammer in Alis Palast. — Alis Verpflanzungswut.

Eines der Hauptbedrückungsmittel, das den Charakter einer ausgesprochenen Regierungsmaßregel hatte, ging unter dem Namen Tschiflik. Um den Leser in den Stand zu setzen, diese Art der Tyrannei von Ali Pascha zu verstehen, die eine Hauptquelle seines Reichtums war, muß er die Verhältnisse des Grundbesitzes in Albanien kennen. Das ganze Land ist in zwei Klassen eingeteilt: in freie Dörfer und Tschifliks. Die freien Dörfer haben ihren Grundbesitz verteilt wie in Frankreich, d. h. in größere und kleinere Grundstücke, je nach der Wohlhabenheit des Besitzers. Man zahlt dem Sultan den Zehnten. Diese Steuer heißt Miri. Der Pascha war Steuereinnehmer des Sultans. In dieser Eigenschaft benutzte er seine Gewaltherrschaft und

legte den Leuten das Doppelte auf, schickte aber dem Sultan nur ein Drittel. Die bedauernswerten Bauern waren verpflichtet, eine Abteilung Albanesen, die durch einen Bülük-Baschi (Hauptmann) befehligt wurde, einzuquartieren und zu unterhalten. Er nahm die Steuer in Empfang. Ebenso mußten sie alle Abgaben entrichten, die ihr schrecklicher Tyrann ihnen aufzulegen für gut fand. Nicht genug damit, die Einwohner waren gezwungen, jede Person unterzubringen und zu ernähren, Zivil- und Militärperson, wenn sie den furchtbaren Bujurdi (Marschbefehl) des Vesirs vorweisen konnte.

Gleichzeitig hatte Ali Pascha ihnen das Recht genommen, das kleinste Stück Land ohne seine Erlaubnis zu verkaufen. Wollten sie es verkaufen, so trat er gewöhnlich als Käufer auf, bestimmte selbst den Preis, bezahlte ihn, oder auch nicht, je nachdem wie er gelaunt war. Aber bei allen Bedrückungen konnten die Bauern und Eigentümer sich noch glücklich schätzen, wenn der Tyrann sie wenigstens den Rest ihrer Habe ruhig behalten ließ. Das war indes gar nicht die Absicht Ali Paschas. Um ihnen ihren Besitztitel zu nehmen, wandte er alle Hinterlist und alle Bedrückungen an. Seine unersättliche Habgier und sein unnennbarer Neid duldeten keine Eigentümer außer sich und seinen Söhnen. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging darauf hinaus, über die freien Ländereien der Bauern herzufallen und sich ihrer zu bemächtigen. Man wird bald sehen, was für Mittel er gewöhnlich wählte, wenn er den Schein der Redlichkeit wahren wollte. Sobald der Tyrann beschlossen hatte, sich zum Eigentümer einer ganzen

Dorfschaft zu machen, begann er damit, daß er das Land eines in Not geratenen Bauern kaufte. Das konnte er um so eher, als kein Stück Land ohne seine Erlaubnis verkauft werden durfte. Sobald er sich unter der Zahl der Grundeigentümer dieses Dorfes befand, begann er die anderen in bezug auf Flurgrenzen zu schikanieren, oder in bezug auf Rechte, die er einfach aus der Luft griff, die er aber auf die anderen Grundstücke miterworben haben wollte. Das Ende war dann immer, daß er die anderen Dorfeinwohner mit List, Betrügereien und Ungerechtigkeiten ihrer Habe beraubte. Aber zuweilen kam es vor, daß die Grundeigentümer aus Furcht, Opfer seiner Habgier zu werden, sich zusammenschlossen, um dem Bedürftigen aus der Not zu helfen. Dann griff Ali Pascha zu einem anderen Mittel, um zu seinem Ziele zu kommen, das zugleich seine Rachegelüste befriedigen konnte. Er ließ jetzt starke Truppenkörper, aus Albanesen bestehend, ohne Unterlaß in dem Bezirk hin- und hermarschieren, in dem das Dorf lag. Sie bekamen Befehl, lange Ruhepausen in dem Dorfe zu machen, das er im Auge hatte und das die Ursache aller Hin- und Rückmärsche war. Man kann sich gar nicht denken, was für schreckliche Ausschreitungen sich diese undisziplinierten Truppen aus grausamen, von Hause aus barbarischen, rohen, wilden und von Natur zur Habsucht neigenden Menschen bestehend, erlaubten. All das Ungemach wurde noch gesteigert durch ihre gemeinen Gewalttätigkeiten, in denen sie sich untereinander überboten, um ihrem Herrn gefällig zu sein. Auf diese

Weise wurden die Einwohner bald zur Verzweiflung gebracht und waren schließlich überglücklich, wenn sie ihren unerträglichen Leiden ein Ende dadurch machen konnten, daß sie ihren Besitztitel dem verfluchten Tyrannen umsonst anboten, ihm, der sie zu diesem Verzweiflungsschritt getrieben hatte. Als Lebensunterhalt blieb ihnen dann nur ein sehr kleiner Teil der Früchte ihrer Ländereien, die ihnen Ali Pascha als Entschädigung für Bebauung des Ackers ließ. Ebenso ließ er ihnen etwas zur Saat, denn auch die gehörte zu ihren Leistungen. Das war die Art, wie ein freies Dorf seine Rechte verlor und das wurde, was man ein Tschiflik nannte. Die Einwohner aber waren aus vorher freien Besitzern zu elenden Sklaven geworden, an die Scholle förmlich festgebunden, unter ein eisernes Joch gebracht und gezwungen, für einen anderen die Aecker zu bebauen, die sie als Eigentümer vorher besessen hatten.

Die Verwaltung eines Tschifliks geschah folgendermaßen: Der Tyrann nahm zuerst einmal den Zehnten aller Erträgnisse vorweg als Miri, d. h. als Steuer, die dem Sultan gehörte, während das Dorf noch frei war. Von dem Verbleibenden nahm er zwei Drittel. Ein Drittel verblieb nur den armen Bauern. Wenn aber der Vesir bei Geldmangel der Bauern sich gezwungen sah, ihnen Ackergerät und Aussaat zu liefern, so nahm er ihnen auch noch die Hälfte des Drittels, das den Landleuten geblieben war. So kam es denn, daß den Unglücklichen, sage und schreibe, ein Sechstel von all ihren Erzeugnissen blieb, wo sie früher lediglich

den Zehnten, den Miri, bezahlt hatten. Von diesem bescheidenen Sechstel mußten sie wenigstens noch die Hälfte für gewöhnliche Extrasteuern abgeben, für Geldstrafen, Erpressungen usw.

Die christlichen Landbewohner waren zudem gezwungen, die jährliche Kopfsteuer zu bezahlen, den Haradsche.

Ali Pascha verpachtete jedes Jahr eine große Anzahl seiner Tschifliks an den, der die höchsten Preise zahlte. Es geschah das öffentlich gegen Meistgebot, wo unterschiedslos Türken, Albanesen, Juden und Griechen boten. Der Pächter eines Tschifliks heißt Iltisamdschi, und die Pachtung Iltisam. Es gab eine besondere Liste, in griechischer Sprache geführt, auf der die Namen der Pächter und die Pachtsummen eingetragen waren. Wenn der Pächter eines Tschifliks in ein Dorf ging, um dort selbst zu wohnen, was oft vorkam, so erhielt er den Titel Su-Baschi, d. h. Dorfvorsteher, wo er dann die Person des Vesirs vertrat. Wenn der Su-Baschi ein Albanese war (wie es meistens vorkam), Gott allein weiß es, wie der regierte. Wenn ein Mann mehrere Tschifliks gepachtet hatte, oder besser wegen seines Ranges bei Hofe, also seiner Stellung halber gezwungen war, mehrere zu pachten (alle Großen des Hofes und viele Leute in Zivil- und Militärstellungen pachteten Dörfer), so schickte er einen seiner Bedienten in jedes Dorf. Dieser Diener, gewöhnlich ein Albanese, hatte dann den Rang, die Vorrechte und den Titel eines Su-Baschi. In den Tschifliks, die nicht verpachtet waren, ließ der Tyrann Vorrats-

häuser errichten, worin die Ernten unter Haftbarmachung des Kodscha-Baschi, des Vorstehers der griechischen Gemeinde, aufgespeichert wurden. Das Getreide blieb dort aufgehäuft, bis die Marktlage den Preis dafür erhöhte. Dann ließ Ali Pascha es verkaufen. Aber es kam vor, daß die Preissteigerung nicht schnell genug oder nicht oft genug einsetzte, der Meinung des Vesirs nach; dann setzte er willkürlich den Preis fest, und alle bedauernswerten Untertanen mußten es zu Preisen kaufen, die er für gut befunden hatte. Er bewilligte auch wohl Aufschub bei der Zahlung; aber wehe, wenn der Schuldner zur festgesetzten Zeit seine erzwungenen Verbindlichkeiten nicht beglich. Dann gab es keinen zweiten Termin mehr, keine Hoffnung auf Erbarmen. Greise, Witwen, Waisen, alles, was Schuldner war, wurde in die Gefängnisse geschleppt und zur öffentlichen Strafarbeit verurteilt. Einen eisernen Ring um den Hals, von dem wieder eine dicke Kette zum nächsten ging, waren sie zwanzig bis dreißig dabei aneinander gefesselt. Stockschläge und sonstige schlechte Behandlung wurde ihnen nicht erspart, davon kann man überzeugt sein, wenn man hört, daß sie der Gnade der wilden Albanesen ausgeliefert waren. Alles Mobiliar der Unglücklichen wurde zum Nutzen Ali Paschas eingezogen und in seinen Palast Litaritza geschleppt. Ich habe dort große Räume gesehen, die angefüllt waren mit solchen Gegenständen ungerechter Konfiskationen. Die Zimmer sahen aus wie Läden von Eisenhändlern; man sah dort Platten, Kochtöpfe, Aexte, Messer, Zinnlöffel, ja selbst welche von Holz usw.

Die Einwohner der Tschifliks litten noch unter einer anderen Barbarei, die nur selten die der freien Dörfer zugrunde richtete. Es war die Leidenschaft des Tyrannen, sie von ihrem Geburtsort weg an einen anderen Platz, zuweilen in einer entfernten Provinz gelegen, zu verpflanzen, die sogar oft ein ganz anderes Klima hatte. In den Bergen Albaniens herrscht starke Kälte, und dementsprechend sind auch die Bodenerträgnisse; an der Küste des Golfes von Arta, im ganzen Gebiet dieser Stadt, an der ganzen Küste der Tschamurie, von Arkananien und Aetolien, ist es sehr heiß und die Bodenerzeugnisse sind dieselben wie die in Sizilien. Die Bodenbearbeitung ist hier natürlich eine ganz andere als in den Bergen Albaniens und wieder vollkommen verschieden von der im Osten der Provinzen Ali Paschas. Außer dem Kummer, ihre Heimat verlassen zu müssen, hatten sie noch die Beschwerde, eine neue Art und Weise der Bodenbearbeitung zu erlernen. Kaum hatte er ihnen aber Zeit gelassen, Nutzen aus dem neubebauten Lande zu ziehen, das er ihnen angewiesen hatte, so ließ er sie infolge einer plötzlichen Laune wieder anderswohin führen*. Derartige Verpflanzungen gab es beständig, trotzdem es sein eigener Schaden war. Denn seine Sklaven konnten nie dem Boden das Beste

* Als einst die Pest in Arta $^6/_7$ der Bevölkerung fortgerafft hatte, ließ er die Priester und sonstigen Bewohner hervorragenden Standes in siedendes Oel werfen, weil ihm die Hinterlassenschaft der Verstorbenen, die er sich aneignete, zu gering dünkte und er die Einwohner zwingen wollte, die Verstecke der Schätze anzugeben. Zur Wiederbevölkerung der Stadt kommandierte er einfach 27 Dörfer in die Stadt. Ob es den Bauern paßte oder nicht, war ihm gleichgültig. D. H.

abgewinnen, weil ſie keine Zeit hatten, Erfahrungen zu ſammeln. Aber dieſes Ungeheuer zog ſeinem Nutzen lieber den wilden Genuß vor, ſeine Opfer zu verfolgen und zu peinigen.

Zehntes Kapitel.

Albanisches Heerwesen. — Charakteristik der Albanesen durch Ali Pascha.

Alis Heerwesen. — Er kennt selbst die Zahl seiner Soldaten nicht. — Der Grund im albanischen Volkscharakter zu suchen. — Alis bemerkenswertes Urteil über die Albanesen. — Ihr Haß gegen jede geregelte Ordnung eines Staatswesens. — Tschohadars. — Tscharkadschis. — Ehemalige Straßenräuber seine Leibgarde und Henker. — Die Geghen. — Die katholischen Miriditen. — Seine regulären Truppen, ein Schreckgespenst für den Sultan. — Ihre Minderwertigkeit. — Haß der Albanesen gegen Bajonette. — Ausrüstung von Soldaten und Offizieren. — Aeußere Verlotterung. — Die Artillerie. — Furcht der Bedienungsmannschaften beim Abfeuern. — Vernachlässigung der Geschütze. — Cassim-Aga. — Eine Festvorstellung der Artillerie. — Der Kommandant mit Kaffeetasse und Pfeife auf dem Geschütze. — Unbildung von Offizieren und Mannschaften. — Pesarini als Kavallerieführer und freiwilliger Hofnarr. — Ibrahim-Manzours Urteil über die Albanesen als Soldaten und Charaktere. — Das albanische Rekrutierungssystem. — Reisläufer des Balkan. — Mittelalterliche Zustände. — Bosnische Panzerreiter. — Unterkunft der Soldaten und ihr Treiben. — Barbarische Militärjustiz. — Ali Pascha als Soldzahler. — Seine Betrügereien dabei. — Die Soldauszahlung bei Bibel und Koran. — Ali Paschas Einkünfte und Ausgaben.

Es war ungeheuer schwer, um nicht zu sagen, unmöglich, die genaue Zahl von Ali Paschas Truppen zu erfahren. Trotzdem ich selbst als Soldat in höherer Stellung, Chef einer Waffengattung, einen Dienst

tat, der mich in direkte Verbindung mit verschiedenen Führern anderer Truppengattungen brachte und ich im Interesse des Dienstes eigentlich aufs genaueste unterrichtet sein mußte, um richtig meine Maßnahmen treffen zu können, so konnte ich doch niemals eine genaue Kenntnis erlangen. Das militärische System ist eben in der Türkei so verlottert und verwickelt, daß ich gewiß bin, Ali Pascha wußte selbst nicht genau, wieviel Truppen er hatte. Er hat es mir selbst einmal eingestanden und mich um Rat gefragt, wie er die Unordnung beseitigen könne, die ihn zwang, sein Geld zu vertun.

Ich bewies ihm, daß man unmöglich ohne genaue Kenntnis der Truppenzahl einen Verteidigungsplan aufstellen könne.

Er riet mir darauf, ja nicht meinen Wunsch, über die genaue Zahl der Truppen mir Gewißheit zu verschaffen, ruchbar werden zu lassen; denn das würde die Bim-Baschis und Bülük-Baschis gegen mich aufbringen.

„Und der Zorn der Albanesen," fügte er lachend hinzu, „legt sich nicht eher, als bis sie den getötet haben, der sie gereizt hat. Sie sind gewohnt zu dienen, wie sie heute dienen. Jede Neuerung erscheint ihnen schändlich und beleidigend. Vor allem, wenn sie dazu beiträgt, eine gute Ordnung einzuführen. Sie wären darüber um so mehr aufgebracht, als sie Feinde aller europäischen Bräuche sind. Selbst die albanischen Christen wären imstande, Tollheiten zu begehen,

deren Folgen gefährlich sind. Denn diese Spitzbuben von Bim-Baschis und die Schurken von Bülük-Baschis machen Geld aus ihren Feskeres (Anweisungsscheinen). Oft haben sie nämlich nicht den dritten Teil, ja nicht den sechsten von Mannschaften, den sie nach ihren Scheinen haben müßten."

Ich setzte meine Bemühungen trotzdem fort und kam zu dem Ergebnis, daß Ali Pascha 7—8000 Mann, alles inbegriffen, haben mußte, die in allerhöchster Not auf 15—16 000 Mann gebracht werden konnten. (Es ist auffallend, wie richtig Ibrahim-Manzour diese Zahl eingeschätzt hat. Der Untergang Ali Paschas bewies es; das von ihm zum Verzweiflungskampf aufgebrachte Heer für den Feldzug war in der Tat 15 000 Mann stark, ohne die Besatzung von Janina. D. H.).

Hier die Namen der verschiedenen Truppenkörper:

Tschohadars. Es war dies eine Art ausgesuchter Mannschaft. Aber sie wurden doch zuweilen auch dazu verwandt, um Landgüter und Herden zu bewachen, Aufträge zu erledigen, Magazine zu behüten oder für andere Aufgaben, die mit dem Militärdienst nichts zu tun hatten.

Tscharkadschis. Sie bildeten die Leibgarde Ali Paschas. Um in dies Korps aufgenommen werden zu können, mußte man unbedingt Kleft (Räuber und Dieb auf einer der großen Straßen des Landes) gewesen sein, d. h. wilder als der gewöhnliche Dieb. Sie umgaben des Paschas Person besonders auf Reisen. Wenn er zu Pferde oder im Wagen durch die Stadt fuhr,

ſo begleiteten ihn immer mehrere von ihnen. Ihr Amt war es gleichzeitig, die unglücklichen Opfer von Ali Paſchas Grauſamkeit zu foltern. Ebenſo wurden ſie mit Hinrichtungen, ausgenommen Hängen, betraut. Das beſorgte ein Zigeuner, der als Henker beamtet war. Die Tſcharkadſchis waren alles Leute von erprobter Tapferkeit, aber von einer unglaublichen Rohheit. Sie wurden von der Bevölkerung aufs äußerſte gefürchtet.

Geghen. Es waren das Nordalbaneſen, die keine Untertanen Ali Paſchas waren, aber von ihm in Dienſt genommen. Sie waren die Beſten unter ſeinen Truppen. Sie dienten faſt alle zu Pferde und hatten als Befehlshaber einen ihrer Landsleute namens Huſſein Bey. Es gab unter ihnen eine Abteilung chriſtlicher Geghen von lateiniſchem (römiſch-katholiſchem) Ritus, die von einem Anführer ihrer Religion und ihres Landes befehligt wurde, der aber Huſſein Bey unterſtellt war. Er war der Oberbefehlshaber aller Geghen zu Fuß und zu Pferde. Dieſe Geghen, chriſtlich lateiniſche, katholiſche, apoſtoliſche und römiſche Chriſten genannt, waren Leute von großer Tapferkeit, ſehr treu und ſehr empfindlich im Ehrenpunkte; ſonſt ſehr friedlich und von einem über alles Lob erhabenen Betragen. Sie kleideten ſich wie die anderen Geghen, nur trugen ſie im Gegenſatz zu den Mohammedanern mit ihren roten Weſten, deren ſchwarze.

Asker. Es waren das Truppen aus albaniſchen Troßknechten der Tosken, Tſchamen und Lapen zuſammengeſetzt.

Alle waren zu Fuß, alle eine Bande von undisziplinierten und wilden Räubern. Sie bildeten hauptsächlich das Fußvolk. Ali Pascha wollte sich bei seinem Souverän gefürchtet machen und deshalb den Anschein erwecken, daß er reguläre, europäisch ausgebildete Mannschaften habe.

Hier die Ziffern ihres Bestandes:

Infanterie	744	Mann	ohne Offiziere
Kavallerie	26	„	
Artillerie	218	„	
Bombardiere	108	„	

Genietruppe: Ich und später noch Caretto, als er aus seinem Gefängnis in Argyro-Castro kam, wo er mehrere Jahre zubringen mußte, wie ich oben erzählt habe.

Nichts Lächerlicheres gab es auf der Welt als diese regulären Truppen. Wollte ich mir einmal ein Vergnügen machen, so ging ich, um mir die Uebungen anzusehen. Denn die waren eine wahre Karikatur. Ali Pascha hatte Gewehre mit Bajonetten aus England kommen lassen, ferner Säbelkoppeln, Patronentaschen usw. Aber die Albanesen hatten sich hartnäckig geweigert, von den Dingen etwas zu gebrauchen, und als ich nach Janina kam, war schon seit einiger Zeit keine Rede mehr von der Bewaffnung nach europäischem Muster.

So hatten die regulären Truppen ebenso wie die

anderen albanischen Soldaten Gewehre, wie ihre Phantasie es ihnen eingab, die einen lange, die anderen kurze, die einen dies, die andern jenes Kaliber.

Von Bajonetten war keine Rede wegen des Abscheus der Orientalen, da sie eine europäische Erfindung seien. Als wenn Pulver, Gewehre, Pistolen, von denen sie so großen Gebrauch machten, keine europäischen Erfindungen wären.

Auch von Uniform war keine Rede. Die Soldaten trugen die Kleidung der Landleute. Kein Abzeichen sah man an ihnen, um die militärischen Grade zu unterscheiden. Man konnte den Offizier nicht vom Soldaten unterscheiden, höchstens am Hemd, das etwas weniger schmutzig als das seiner Untergebenen war. Da nun die Albanesen das Hemd über den Hosen tragen, so konnte man das immerhin leicht sehen. Man darf nämlich nicht glauben, daß ein Offizier seine Wäsche wechselt wie in Europa. Er trägt sein Hemd wenigstens einige Monate, ehe er es waschen läßt. Der Soldat aber wechselt es überhaupt nicht eher, als bis es ihm in Fetzen vom Leibe fällt. Und das Hemd dient ihnen als Taschentuch, als Serviette und Abwischtuch. Der Unterschied zwischen Offizieren und Soldaten besteht darin, daß die Offiziere sich bei allem des hinteren Hemdteiles bedienen, den sie mit einem Wollmantel, Kepe genannt, bedecken, während die Soldaten ganz einfach das Vorderteil ihrer Hemden zu diesen Bräuchen nehmen. Nach der Meinung des albanischen Volkes darf ein tüchtiger Krieger sich nur durch die Schmutzigkeit seiner Kleidung, besonders des

Hembes, vor allen andern auszeichnen. (Vergl. darüber was Steinmetz über die heutigen Anschauungen in diesem Punkte von einigen Stämmen Hochalbaniens sagt. D. H.).

Das Allerlächerlichste nun waren aber die Geschützübungen. Ich wüßte nicht, wie ich die grotesken Stellungen, die lächerliche und beschwerliche Art und Weise, wenn sie eine Kanone luden, beschreiben soll.

Alles war von einem Aegypter, Ali-Arab genannt, eingeführt worden, der in Frankreich bei den Chasseurs d'Orient, also bei der Infanterie, gedient hatte. Er war von Ali mit der Einrichtung und Ausbildung der Artillerie betraut. Um ihn zu belohnen, verheiratete er ihn mit der Tochter eines sehr reichen albanischen Beys, den Ali hatte töten lassen und dessen Vermögen teilweise an den Aegypter überging. Aber, um auf die Kanoniere zurückzukommen, so kann ich versichern, daß die ungeschickten Tölpel niemals eine Schießübung machten, ohne daß es zu unangenehmen Zwischenfällen für einige unter ihnen gekommen wäre. Es scheint, daß die Albanesen für die Artillerie ungeeignet sind. Eine Tatsache, die ich mit meinem Ehrenwort verbürge, ist, daß jedesmal, wenn man eine der großen Kanonen abfeuern wollte, alle Kanoniere, die das Geschütz zu bedienen hatten, sich durch Davonlaufen zu retten suchten; nur der Luntenträger nicht. Er mußte eben bleiben. Aber er stellte sich möglichst weit von der Kanone auf und entzündete sie nie aufs erste Mal. Er näherte die Lunte dem Zündpulver, zog sie wieder zurück, näherte sie wieder mehrere

Male, bis er sich endlich entschloß, sie an das Pulver zu halten. Im Augenblicke der Entladung benahm er sich genau wie ein Frauenzimmer, das neben der Kanone steht, wenn sie abgefeuert wird. Und doch muß man den Albanesen nachsagen, daß sie bei jeder anderen Gelegenheit sehr tapfer sind.

Der Schuß richtete sich gegen ein Zelt, das nicht mehr Schaden genommen hat, wie die Scheibe. Man riskierte viel mehr, wenn man nur Zuschauer bei dieser Uebung war, dank der Ungeschicklichkeit der Bombardiere, deren Opfer oft genug die Zuschauer waren.

Ich will nur zwei Beispiele von der Ungeschicklichkeit der Artillerieoffiziere Ali Paschas anführen.

Da man im Orient die Schildwachen nicht kennt, bleiben die Feuerschlünde dem Wohlwollen von jedermann überlassen; ebenso die Geschosse, die in Haufen aufgeschichtet sind und sich nicht bei den dazu gehörigen Kanonen befinden. Eines Tages, als ein kaiserlicher Firman in Janina eintraf, mußte man dem Brauch entsprechend Artillerieſalven abschießen. Ich stand auf der Brüstung und bemerkte, daß eine große Kanone nicht losging, obgleich das Zündpulver mehrere Male Feuer gefangen hatte. Der Befehlshaber der Artillerie, Cassim-Aga, ein großer Günstling Ali Paschas, und alle seine Offiziere konnten sich die Ursache, warum die Kanone nicht losgehen wollte, nicht erklären. Sie fingen schon an, den Vorfall auf Zauberei, auf den bösen Blick und auf die Verräterei der Europäer zu schieben. Man stocherte mit der Kartuschennadel herum; alles umsonst. Ich hatte mich nicht um ihre ab-

surden Bemerkungen gekümmert. Aber schließlich konnte ich mich nicht mehr halten und bemerkte, vielleicht habe ein Kind Erde oder Kieselsteine in den hinteren Teil der Kanone gesteckt. Sie blieben dabei, daß das unmöglich sei, und zwar so eigensinnig, daß ich auf Grund meiner Stellung befahl, die Kanone zu entladen. Es geschah. Ich befahl, das Rohr zu leeren, und da kamen zuletzt nicht etwa Erde oder Kieselsteine heraus, sondern eine Kugel, die für das Kaliber der Kanone viel zu klein war. Sie gestanden mir denn, daß ihnen nie eine solche Idee gekommen wäre. Um mich davon abzuhalten, dem Vesir Mitteilung über den Vorfall zu machen, gaben sie sich krampfhaft Mühe, meine Klugheit, meinen Geist, meine Güte zu loben, bis mich ihre platten Schmeicheleien zu langweilen begannen. Ich versprach ihnen, mein Geheimnis zu wahren unter der Bedingung, daß sie in Zukunft ihre Geschütze erst nachsähen, ehe sie lüden, und daß sie in Zukunft die Folgen ihrer Nachlässigkeit nicht mehr der Hexerei und dem bösen Willen Unschuldiger zuschöben.

Das zweite Beispiel ist noch drolliger als das vorhergehende. Mir war die Artillerie Ali Paschas schon lange ein Gegenstand des Widerwillens. Ich kümmerte mich nur um sie, soweit es meine Festungsbauten und die Küstenbatterien betraf. Cassim-Aga, der um diese Zeit erster Befehlshaber der regulären Truppen geworden war, schämte sich über die Mißachtung, die ich ihm offen zeigte. Er wollte mit allen Mitteln meinen Beifall erringen und exerzierte heimlich tagtäglich in einem Polygon, das ich nach dem

Viertel Bakſche zu eingerichtet hatte. Mehrere Monate ſchon hatte ich keinen Fuß dorthin geſetzt. Ich hörte aber, daß Caſſim-Aga dort viel mit der Kanone ſchöſſe und konnte den Knall ſelbſt oft hören. Ich fragte danach, aber er leugnete. Die Sache erſchien mir geheimnisvoll. Ich ging nicht hin, ſo gern ich auch hinter das Geheimnis gekommen wäre.

Nach einiger Zeit machte mir endlich Caſſim-Aga einen feierlichen Beſuch, wobei er von ſeiner ganzen Truppe begleitet war; was mir eine Oka (zirka 3 Pfund Kaffee) koſtete. Er ſagte mir, daß er jetzt mit der Kanone ebenſogut ſchießen könne wie der erſte franzöſiſche General; er habe die Kunſt nur gelernt, um mich zu überzeugen, daß er würdig ſei, Kommandeur der Artillerie Ali Paſchas zu ſein und bitte mich, am folgenden Morgen zum Polygon zu kommen, um Zeuge ſeines Talentes zu werden. Ich glaubte, ihm dieſe Genugtuung nicht abſchlagen zu dürfen. Ungewöhnlich eitel, wie alle Albaneſen, hatte Caſſim-Aga Sorge getragen, daß es in der ganzen Stadt herum kam: am folgenden Morgen fände ein außergewöhnliches Schießen ſtatt, von Caſſim-Aga ſelbſt ausgeführt und in Gegenwart Ibrahim-Efendis; die Muſik würde dabei in den Pauſen ſpielen.

Die Neuigkeit zog eine beträchtliche Menge herbei. Sie ſchmeichelte der Eigenliebe des Generaliſſimus gar ſehr. Er hatte mir ein prächtiges Frühſtück zubereiten laſſen, dem wir vor dem Schießen alle Ehre antaten. Ich ſah ſehr wohl, daß man die Scheibe ganz beträchtlich näher gerückt hatte, tat aber, als merkte ich es

nicht. Endlich ging die Komödie vor sich. Vor, neben und hinter sich seinen ganzen Stab, näherte sich Cassim-Aga einem 27 Pfünder und setzte sich, die Pfeife im Munde, auf das Querholz der Lafettenwand mit gekreuzten Beinen. So begann er das Geschütz zu richten. Ein halbes Dutzend Offiziere waren an der Mündung der Kanone beschäftigt, den Winkel anzugeben, wie bei einer Haubitze. Ihre Zahl und ihre Unwissenheit hielt mehr auf als sie nutzte. Während der Zeit standen mehrere Kanoniere mit Hebeln zur Rechten und zur Linken der Kanone und drehten sie nach der einen oder anderen Seite. Ihr General blieb indes, seine Pfeife rauchend auf seinem Querholz sitzen und richtete weiter. Das Treiben dauerte schon eine ganze Zeit, ohne daß dabei ein Wort gesprochen wurde. Endlich erklärte der ausgezeichnete Richter, daß der Kanonier Feuer geben könne. Alles rettete sich wie gewöhnlich. Nur der Luntenträger, Veli-Aga, ein ehemaliger Italiener, der Befehlshaber der reitenden Artillerie war, und ich blieben. Der Schuß ging los, und die Scheibe blieb unversehrt. Cassim-Aga meinte verlegen, daß die Kanone nichts tauge und ließ eine von kleinerem Kaliber kommen. Der Italiener und ich schauten auf unsere Uhren, um uns zu versichern, wie lange es dauerte, bis der Schuß fiele. Cassim-Aga setzte sich wieder auf die Lafette und wieder begannen die Hantierungen. Nach einer Viertelstunde verlangte er eine Tasse Kaffee, die man ihm auch sofort brachte. Der Kaffeebereiter ist eine nicht unwichtige Persönlichkeit und macht den Kaffee, wo man sich gerade befindet.

Wir tranken Kaffee, er auf der Lafette der Kanone, die die Kanoniere beständig nach den Weisungen ihres Generals bald nach links, bald nach rechts drehten, wobei er seine Tasse Kaffee weiter trank. Endlich nach 38 Minuten schoß man die Kanone ab. Es war genau so wirkungslos wie das erstemal. Noch zwei andere richtete er, und jedesmal mit demselben Erfolg. Endlich gingen wir nach Hause. Cassim-Aga war überzeugt, daß der böse Blick des Neides ihn hindere, sein Ziel zu erreichen, ich dagegen mehr als je überzeugt, daß Ali Pascha nie eine gute Artillerie, außer zum Lärm machen, haben würde.

Dieser Cassim-Aga konnte weder lesen noch schreiben, nicht einmal seinen Namen. In der ganzen Artillerie war keine einzige Person gebildeter als ihr Führer. Unter den Bombardieren konnte der Kommandant nur ein arabisches Gebetbuch lesen. Ein einziger Offizier Namens Pano, Verwandter von Athanas Vayo, konnte leidlich Griechisch lesen und schreiben.

Was die 26 Mann Kavallerie anbetrifft, waren die Leute keine Albanesen. Alle waren Mazedonier und dementsprechend wie die Türken gekleidet. Ihre Offiziere waren ebenfalls Mazedonier; ihr Lehrer ein italienischer Charlatan Namens Pesarini. Dieser war nie Soldat gewesen und das komischste Wesen, das ich je im Leben gesehen habe. Er hatte ein halbes Dutzend Phantasie-Uniformen, jede verschieden. Pesarini bildete das Gespött von ganz Janina. Man nannte ihn nur Cavalleria-Maria. Mit diesem Ruf verfolgten ihn selbst die Gassenjungen auf der Straße.

Wenige Monate nach meiner Ankunft mußte er vor seinen Soldaten flüchten, die ihn töten wollten und sich in dem Fluß Luro verbergen. Von 10 Uhr morgens bis zum Anbruch der Nacht blieb er bis zum Halse im Wasser. Erst dann konnte er sich heraus wagen und sich nach Janina begeben, wo er infolge dieses Vorfalles in eine lange Krankheit verfiel. Er wurde stark von den Griechen gehalten, aber sie konnten Ali Pascha nie dazu bewegen, die Soldaten zu bestrafen, die ihn mißhandelt hatten. Oft kam Pesarini ganz allein in den Hof gesprengt, seine Trompete blasend. Dann hörte er damit auf und sprengte, mit dem Säbel in der Luft umherfuchtelnd, im Hofe des Palastes umher. Ich bemerkte ihm gegenüber, daß es unwürdig sei, ein solches Schauspiel zu bieten, zumal wenn man europäische Uniform trüge. Er sagte, daß er nur so tue, um »den Herrn« (il padrone) zu ergötzen. So nannte er Ali Pascha in Nachahmung von Spiro-Colovo und Genossen, die sich desselben Ausdruckes bedienten, wenn sie nicht von »Sr. Hoheit« sprachen.

Ein anderes Mal wurde Pesarini frech gegen Veli-Aga. Aber der behandelte ihn, wie er es verdiente. Er züchtigte ihn mit der Reitpeitsche in Gegenwart einer Anzahl von Offizieren und Bürgern. Pesarini hatte seine Prügel weg und wurde von diesem Tage an sehr höflich.

Die Albanesen sind gute Soldaten für die Infanterie; schnelle und unermüdliche Fußgänger. Sie erklimmen Felsen und wissen den kleinsten Vorteil des Geländes wahrzunehmen. Von Jugend auf sind sie

an Nüchternheit gewöhnt. Sie schlafen auf dem nackten Boden oder auf einem Brett, auch wenn sie in dem väterlichen Hause sind. Niemals beschweren sie sich mit Gepäck. Denn der albanische Soldat besitzt nichts anderes als seine Kleidung, nicht mal ein Hemd zum Wechseln. Sie sind beutegierig und Plünderer von Natur aus. Aber sie verstehen aus einer angeborenen Anlage heraus, einen angewiesenen Standort zu verteidigen, indem sie ihn mit einer Art Wachposten umgeben. Ebenso treffen sie aus Instinkt ihre Marschsicherungen, wenn es gilt, eine Abteilung heimlich in Bewegung zu setzen. Dabei senden sie Aufklärer und einen Vortrupp aus und lassen einen Nachtrupp zur Sicherung gegen Ueberfälle im Rücken marschieren. Bei allen Marschregeln halten sie dabei die passenden Entfernungen inne und wissen mit dem militärischen Instinkt eine Verbindung zwischen den marschierenden Abteilungen aufrecht zu halten. Krankheiten, die unsere europäischen Heere befallen, haben ihnen wenig an. Gegen Temperaturwechsel und gegen Ungleichheiten der Jahreszeiten sind sie durchaus unempfindlich. Für sie genügt ein Stück Maisbrot für den ganzen Tag. Man kann also nicht bestreiten, daß sie ausgezeichnete Eigenschaften für eine leichte Infanterie haben. Sie sind es in der Tat. Aber auf der anderen Seite sind sie undisziplinier bis zum äußersten, Diebe, Meuchelmörder und treulos. Im offenen Felde sind sie ebenso feige, wie sie tapfer im Gelände mit natürlichen Hindernissen oder hinter Mauern sind. Man

kann sicher sein, mit Geld jeden Albanesen zu korrumpieren. Ob Vorgesetzter oder Untergebener, dem Golde widersteht niemand. Dafür lassen sie den im Stich, für den sie sich gerade geschlagen haben. Ja, sie sind fähig, den Arm gegen ihn zu erheben. Ich könnte eine große Anzahl Beispiele zur Unterstützung meiner Behauptung beibringen. Unter den Albanesen taugen nur die Geghen zum Dienste für die Kavallerie, obgleich dieser Stamm auch für die Infanterie geeignet ist, wie die übrigen Stämme der Albanesen.

Nachdem ich nun einen Begriff von dem Militärwesen Ali Paschas gegeben habe, muß ich noch die Art der Rekrutierung besprechen, die man im zivilisierten Europa nicht kennt.

Wenn einer einen militärischen Rang einnehmen will, ob bekannt oder unbekannt, so nennt er sich selbst Bülück-Baschi (Hauptmann) oder Bim-Baschi (Oberst), hängt eine Fahne in Phantasiefarben über die Tür seiner Behausung, und alles, was in der nahen Stadt oder in der Umgegend militärischen Dienst nehmen will, wendet sich an ihn.

Genießt er nun den Ruf eines tapferen Soldaten, oder war er ein alter Straßenräuber, oder ist er sehr reich, so erhält er mehr Leute, als er haben will. Alle Verträge werden nach freiwilliger Uebereinkunft abgeschlossen und sind null und nichtig, sobald es dem Führer oder den Soldaten paßt, sie zu brechen, was man dann „die Zufuhr abschneiden“ nennt. Jeder Soldat

nimmt seine Interessen selbst beim Kapitän, was Sold anbetrifft, wahr. Der ist dann geringer oder höher, je nach dem Ruf des Individuums, sei es, daß er ihn als Soldat oder als Straßenräuber erworben hat; doch muß er Straßenraub außerhalb der eigenen Provinz getrieben haben. Ebenso schwankt die Bezahlung der Soldaten in derselben Kompagnie, indem der eine das Doppelte von dem des andern, neu Hinzukommenden erhält. Wird der Mann aber für den Dienst übers Meer angeworben, z. B. nach Aegypten, Syrien oder Kleinasien, so erhält er doppelten Sold. Ebenso wechselt der Sold etwas, wenn der Ort des Dienens sehr weit oder weniger weit von der Heimat entfernt ist. Die Soldaten werden ohne die geringste Rücksicht auf ihre Gesundheit, ihr Alter und ihre Größe angenommen. Niemand untersucht sie, und sie nehmen keine andere Verpflichtung auf sich, als den Fahnen ihres Anführers zu folgen. Dieser trägt die Kosten der Reise vom Ort der Anwerbung bis zur Ankunft beim Pascha, wo man Dienste nimmt.

So kommt es, daß es militärische Führer gibt, die einige hundert Leute unter sich haben, andere, die kaum zehn befehligen. Wenn sich der Führer einer Abteilung zum Palast begibt, so muß er sich immer von einer möglichst großen Anzahl seiner Soldaten begleiten lassen, die zugleich seine Bedienten sind. Er bleibt dann ungefähr eine Stunde im Palast, wo man ihm Kaffee auf Kosten seines Herrn reicht. Dann setzt er sich auf einen Diwan in ein Zimmer oder in einen der Vorratsräume des Palastes, auch wohl in den Hof und

selbst unter das Torgewölbe. Dort vertreibt er sich die Zeit damit, daß er mit Leuten seines Ranges und Standes schwatzt und die Pfeife raucht. Es gibt für ihn keine Uebungen, kein Exerzieren, keine Wachen, weder Besichtigungen noch Theorie; mit einem Worte: nicht der geringste Dienst stört seine apathische Faulheit. Die Lebensweise der Soldaten unterscheidet sich sehr wenig von der der Offiziere. Da sie sich auf eigene Kosten bewaffnen, ausrüsten und bekleiden, ein jeder nach seinem Geschmack und Geldbeutel, so hat ihnen niemand etwas drein zu reden. Ob zerlumpt oder kostbar in allen möglichen Farben angezogen, ob gut oder schlecht bewaffnet, das alles geht die Offiziere nichts an. Die bei der Reiterei dienen, bringen ihre eigenen Pferde mit. Uniformen und Gradabzeichen gibt es nicht, nicht einmal gleiche Waffen und gleiches Kaliber. Nur ihre natürliche Anlage treibt sie an, ihre Waffen zu pflegen; ihre Führer kümmern sich nicht im geringsten um die wichtigsten Erfordernisse einer Truppe.

Ein Teil der militärischen Ausrüstung besteht in einer kleinen gestickten, oder massiv silbernen Tasche. Diese enthält einen kleinen Koran. Außerdem muß jeder Soldat sein geschriebenes Amulett tragen, das in einer kleinen, roten Ledertasche eingeschlossen wird. Sie tragen sie an verschiedenen Körperteilen, je nach der Vorschrift des Scheiks, von dem sie stammen. Ich hatte so viele davon, daß ich mich vom Kopf bis zu den Füßen damit bedecken konnte.

Einige von den Bosniaken und Albanesen unter

den Soldaten putzten sich mit Küraſſen aus Silber oder vergoldetem Silber. Aber dieſe Küraſſe dienten nur zum Luxus, denn die Silberplatten beſtanden nur aus kleinen Stücken, dünner als Blech, und konnten deshalb als Verteidigungsmittel nicht in Betracht kommen. Einzelne trugen — allerdings ſeltener — eine Rüſtung ebenſo aus Silberplättchen, die die Beine bis zum nackt getragenen Fuß bedeckte.

Diejenigen von den Soldaten, die nicht unter dem Dache eines Offiziers wohnen, bei dem ſie dann zugleich Diener ſind, erhalten Quartier in einer Kaſerne, einem Magazin oder einem anderen öffentlichen Gebäude, ſelbſt in verlaſſenen oder verfallenen Häuſern. Hat man kein Gebäude frei, das man ihnen anweiſen kann, ſo liefert man ihnen Zelte. Dann kampieren ſie vor der Stadt, oder ſelbſt in der Stadt, auf einem öffentlichen Platze, oder an den Mauern des Palaſtes, oder den Feſtungsmauern entlang. Aber niemals und zu keiner Jahreszeit liefert man ihnen das Geringſte zu ihrer Schlafſtätte. Man weiſt ihnen ihre Plätze an, und nun muß jeder ſehen, wie er fertig wird. Es iſt wahr, die Albaneſen ſind in dieſer Beziehung nicht ſchwierig. Ein alter Teppich, einige Palmblättermatten, ſelbſt die nackte Erde genügt ihnen, ſich darauf niederzuſetzen und zu ſchlafen. Jeder ißt, ſchläft, ſteht auf, ſingt, raucht, betet, geht ſpazieren und kommt wieder, wie es ihm Spaß macht.

Militäriſche Strafen werden nach Gutdünken des Führers verhängt. Arreſtſtrafen, Militärſtrafgeſetzbuch, Kriegsgerichte, um die Diſziplin wie unter europäiſchen

Soldaten aufrecht zu erhalten, gibt es nicht bei den Türken und Albanesen. Wenn ein Soldat geraubt, getötet, ein Weib vergewaltigt hat, so läßt ihn der Führer an dem ersten besten Baum von seinen Kameraden aufhängen oder in Stücke hauen; oder aber er gibt ihm die Bastonade, d. h. bei der Kavallerie wird er auf die Fußsohlen geprügelt, bei der Infanterie aufs Gesäß. Es gibt Führer, die selbst die Todesstrafen an ihren Untergebenen vollziehen. Will der Führer jemanden begnadigen, so kann er das auch. Erst wenn es ans Soldempfangen ging, begann man Musterung zu halten. Und da die Bülük-Baschis niemals die angegebene Zahl Soldaten hielten, so liehen sie sich gegenseitig ihre Leute für diesen Zweck aus; ja selbst Zivilisten stellte man ein, was sehr leicht war, weil die Soldaten keine Uniform trugen. Tatsächlich empfing man dann den Sold und die Rationen für das drei- und vierfache von Leuten, die man wirklich hatte. Dafür entschädigten sich dann die betrogenen Paschas usw. dadurch, daß sie regelmäßig kurz vor der Löhnung den Wechselkurs des Geldes in die Höhe trieben.

Ali Pascha, der andere zu überbieten suchte, wenn es galt, jemanden zu schädigen, war noch gemeiner als die anderen beim Soldauszahlen. Er ließ die Soldaten durch den Garten oder durch ein großes Zimmer hindurchgehen. Dort drängten sie sich dann wie eine Hammelherde und bildeten dem Tyrannen gegenüber einen Halbkreis. Er fragte einen Trupp unter ihnen, wieviel Monate Sold sie zu fordern hätten und wie hoch sich die Summe beliefe? Dann begann er mit

Schikanen und Scheingründen ihnen zu widersprechen, wie sein infernalischer und hinterlistiger Charakter es ihm eingab. Ein Evangelium und ein Koran lagen dabei neben ihm, um die einen Eid leisten zu lassen, von denen er Betrug annahm. Den Koran hielt er selbst oder ein Mohammedaner hin, um darauf die Angaben der Fordernden beschwören zu lassen, wenn der Betreffende Mohammedaner war. Den Griechisch-Orthodoxen unter ihnen mußte einer der Grammaticos die Bibel hinhalten. Es ist wichtig zu bemerken, daß Ali Pascha Christen zum Militärdienst zuließ. Wenn alle Schikanen erschöpft waren, gab man den Soldaten eine Anweisung auf ihr Gehalt. Der Auszahler wieder gab nur schlechtes Gold, ließ fremdes Geld, selbst Medaillen zu Phantasiekursen und alles zum Schaden der Empfänger mit unterlaufen. Die Soldaten mußten selbst beschädigte Stücke, falsches Geld, und venetianische Zechinen nehmen, die man mit Wachs beschmutzt hatte, um ihnen das Gewicht wiederzugeben, das man dem Goldgehalte entzogen hatte. Solches ist auch mir während des ersten Jahres, als ich mein Gehalt von der Zollverwaltung bezog, vorgekommen.

Der Grund, warum man den Sold immer in Gold auszahlte, war der, daß man auf diese Weise einen anständigen Gewinn einstreichen konnte.

Die Einkünfte Ali Paschas betrugen aus Gütern, die er sich willkürlich angeeignet hatte, schätzungsweise 10—12 Millionen Franken jährlich. Dazu muß man hinzurechnen, was ihm die kaiserlichen Landgüter einbrachten, deren Pächter er war und die Erpressungen,

die täglich vorkamen und alle im Namen des Staates geschahen. Die Erträgnisse aus Zöllen, Salinen, Fischereien, aus seinen zahlreichen Viehherden, die aus über 500 000 Schafen und mehr als 600 000 Ziegen bestanden, bildeten eine ganz erkleckliche Summe. Sie mochte zwischen 1 200 000 und $1^1/_2$ Millionen Franken jährlich betragen. Davon zahlte er dem Sultan jährlich 2 Millionen 400 000 Franken; 2 Millionen an die Ridschals (Mächtigen des Hofes), die die höchsten Aemter bekleideten, um sich ihre Gunst zu sichern. Der Truppensold verschlang 2 Millionen und die Marine 400 000 Franken höchstens. Die Ausgaben für seine Kleidung, Pferde, Kostbarkeiten aus Europa, für Tabaksdosen, Taschenuhren, Stehuhren usw., 200 000 Franken höchstens. Geschenke und Almosen kosteten ihn 200 000 Franken. Unkosten für Festlichkeiten, Launen, Leckereien usw., 100 000 Franken. Für Meuchelmörder, Spione, Kuppler, die er zur Befriedigung seiner gemeinen Lüste unterhielt, gab er 100 000 Franken aus. Das ergibt eine Totalausgabe von 7 Millionen Franken.

Dabei habe ich noch immer die höchsten Ausgabenziffern angenommen.

Seine Söhne und Enkel hatten vielleicht zehn Millionen Franken Einkünfte, die aus Gütern stammten, die genau so erworben waren, wie die ihres Vaters. Davon gaben sie nur höchstens die Hälfte aus.

Elftes Kapitel.

Parga, der Schandfleck europäischer Politik und Perfidie.

Alis erster Anschlag auf Parga. — Durch Pouqueville vereitelt. — Die Parganer verraten zum Dank dafür die Franzosen an die Engländer. — Charakter der Parganer und der Balkanvölker nach Ibrahim-Manzours Beobachtungen. — Pargas paradiesische Lage; Verfassung, Geschichte und soziale Gliederung. — Die Parganer für ihren Verrat bestraft. — Englands Perfidie gegen Parga; verschachert ein Land an Ali, das ihm gar nicht gehört. — Der Schandfleck englischer Politik. — Englische Würdelosigkeit und Liebedienerei gegen Ali Pascha. — Verzweiflung der Parganer. — Sie ermannen sich zu antiker Größe. — Ihre Auswanderung. — Umwandlung der Kirchen in Moscheen. — Einzug Ali Paschas. — Seine Wut über die Abfahrt des Schiffes mit dem Kaufpreis. — Läßt seinen Zorn an Ibrahim-Manzour aus.

Ali Pascha haßte aus verschiedenen Gründen die Franzosen. Sein Hauptgrund aber war, daß sie ihm nicht Parga ausliefern wollten. Er war entzückt, als er von den Veränderungen in Europa hörte. Im April 1814 ließ er plötzlich 5000 Mann gegen Parga marschieren. Omer-Vrioni befehligte sie, unter sich hatte er Muharrem Bey. Ihr Befehl lautete, Parga zu nehmen und zu zerstören. Die jungen Mädchen und Knaben sollten in die Sklaverei geschleppt, der Rest der Bevölkerung kurzerhand umgebracht werden.

Aber Herr von Pouquéville lebte noch in Janina. Der tapfere Mann, über dem beständig der Dolch des Meuchelmörders schwebte, wachte scharf, trotz Ueberwachung seinerseits, nicht nur über die Handlungen, sondern sogar über die Gedanken des Paschas. Der Ruhm seines Vaterlandes und Menschenliebe belebten seinen Eifer. Er entschlüpfte der Wachsamkeit der Spione. Es gelingt ihm, dem Obersten Nicole, dem Befehlshaber von Parga, die Nachricht von dem Anmarsch der Albanesen zukommen zu lassen. Die Albanesen zählten darauf, ihre Feinde zu überraschen. Keinen Widerstand erhoffend, freuten sie sich schon im Geiste auf die Plünderung. Sie kommen vor Parga an und dringen in die Stadt ein. Sechzig Franzosen nehmen jetzt 5000 Mann mit dem Bajonett an und werfen sie über den Haufen. 115 Albanesen werden getötet, die übrigen suchen ihr Heil in einer schmachvollen Flucht. Ali Pascha war bis Preveſa gekommen, um dem Schauplatz der Verwüstung näher zu sein. Er erwartete dort die Köpfe der Besiegten und sah nur Flüchtende. Er konnte sich vor Wut nicht lassen, wälzte sich auf seinen Kissen, raufte sich die Haare seines Bartes aus und schwor, die Parganer bis auf den letzten Mann zu vertilgen.

Der General Donzelot hatte in Korfu die Archonten von Parga empfangen, die sich wieder einschifften, mit Geld, Lebensmitteln und Schießvorräten versehen. Im Angesicht von Korfu, am Heck die französische Flagge, hielten sie auf die englische Flotte zu, die in diesen Gewässern kreuzte und lieferten den

Engländern ihre Lebensmittel und die Schießvorräte aus. Dann verhandelten sie mit ihnen über den Verkauf ihrer Stadt. Man kam überein, daß die Archonten zur Nachtzeit mit den Käufern nach Parga zurückkehren sollten. Und der Verrat glückte. Die Engländer kennen diese Art von Kriegsführung gut. Oberst Nicole und seine 60 Franzosen wurden überrascht und gezwungen, Parga zu räumen. Die Tapferen begaben sich nach Korfu. Die Parganer aber bekamen bald den Lohn für ihren Verrat. Die Engländer, an die sie sich verkauft hatten, verkauften sie ihrerseits weiter. Es ist ein schreckliches aber gerechtes Beispiel von der Vergeltung des Höchsten an den Völkern. Da die jetzt folgende Geschichte Pargas aufs engste mit dem Leben Ali Paschas verknüpft ist, so werde ich sie mit allen Einzelheiten erzählen, die den Ruin des Volkes begleiteten. Pargas Name allein ist eine ewige Schmach für England. Ich bin umso eher in der Lage, die Einzelheiten der Katastrophe zu geben, als ich Augenzeuge war. Ich habe das unglückliche Volk beklagt, dessen Schuld sich aus seiner moralischen Verfassung ergab. Alle Völker, die es umgaben, Albanesen, Slawen, Türken, Griechen vom Festland und Inselgriechen haben einen Hang zur Treulosigkeit, zur Rachsucht, zum Raub, Mord und Aberglauben, zur Habsucht, zur Eitelkeit, zur religiösen Unduldsamkeit und zur Eifersucht. Es scheint, als ob die Natur in den Raum zwischen Adriatischem, Jonischem, Aegäischem, Marmara- und Schwarzem Meer alle Völker mit den moralischen Gebrechen, wie oben erwähnt,

verbannt hat. Denn ich beobachtete dieselben Charaktereigenschaften bei den Bosniern, den Serben, den Bulgaren, den Thraziern, Mazedoniern und bei der übrigen Bevölkerung von Griechenland und Morea. Ich meine deshalb, so schuldig sie auch sein mögen, so haben sie doch nicht verdient, verkauft, heimatlos gemacht und zerstreut zu werden.

Die Stadt Parga und ihr Gebiet liegt an der Süd-West-Küste von Epirus, gegenüber der Insel Paxos. Die Stadt baut sich amphitheatralisch auf einem Felsen auf, dessen Fuß an drei Seiten vom Meer bespült wird. Er dürfte 750—800 Klafter, (d. h. 1500—1800 Meter. D. H.) Umfang haben.

Das Gebiet von Parga hatte nach türkischem Gebiete hin einen vorgeschobenen Posten, Aya genannt. Dort wohnten albanische Christen in einer Seelenzahl von ungefähr 2000. Sie lebten ganz unabhängig, aber in beklagenswerten anarchischen Zuständen, bis Ali Pascha ihr Gebiet überfiel und sie in alle Winde davonjagte (1814). Ali ließ an der Stelle von Aya eine kleine Burg errichten, deren Erbauer ein wunderlicher Kauz von Palermo war, Don Santo di Monteleone. Das Fort drohte bereits 1816 in Trümmer zu fallen (s. o.).

Der Boden Pargas, so felsig-bergig er ist, gleicht einem kleinen Eden vom Meere bis zum Fuße der Berge. Man blickt in einen aufsteigenden Halbkreis, wo Gruppen von Orangenbäumen, von Zitronen, von Quitten, von Pomeranzenbäumen, von Rosenbüschen und Jasmin, von Lorbeer und Mastixbäumen, von

Hagedorn und Oliven so herrliche Arten zeigen, daß ein Blick darauf den Beschauer hinreißt, um so mehr, da die Gipfel der Berge mit ihren zerrissenen Kalkfelsen einen bizarren Gegensatz dazu bilden. Die Gärten in der Umgebung, in der Vorstadt, sind köstlich und bringen ausgesucht schöne Früchte hervor. Die Straßen sind ungleichmäßig, uneben, aber die Häuser gut gebaut, einfach und solide. Die Zitadelle, altes Gemäuer, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gebaut, nimmt die Spitzen und die Seiten eines alleinstehenden Felsens ein, der die Form eines abgestumpften Kegels hat. Am Fuß des Felsens, der die Zitadelle trägt, befinden sich zwei Häfen, der eine nach Osten, der andere nach Westen gelegen, aber sie sind nur zur Aufnahme von Küstenfahrzeugen geeignet. 4000 Seelen bildeten die Bevölkerung von Parga, deren Glück nichts trüben zu können schien. Das Unglück, das über sie kam, haben sie sich selbst zuzuschreiben.

Unter der Herrschaft der Venetianer gab es in Parga 12 Patrizierfamilien, die den Titel Archonten führten, 36 Grundbesitzer, die wie die Adeligen lebten, d. h. im Müßiggang. Die übrige Menge bildete eine plebejische Kaste, ausgenommen die Geistlichen und die Schiffsbesitzer; aus ihnen bestand der gute Bürgerstand.

Das Ganze wurde von einem adligen Venetianer mit dem Titel Proveditore als Vertreter der Republik Venedig regiert. Der Proveditore hatte nur mit Verdrießlichkeiten zu kämpfen. Fortwährend mußte er auf der Hut gegen die Tücken und Schurkereien seiner Untergebenen sein.

Die Parganer behaupteten beständig, daß die Türken ihr Gebiet angreifen wollten und nahmen das als Vorwand, um vom Proveditore Waffen und Schießbedarf für Gewehre und Kanonen zu verlangen. Sobald sie das Gewünschte hatten, verkauften sie alles an die angeblichen Feinde, die mit ihnen unter einer Decke spielten, um es den Venetianern abzupressen.

Um den Zuständen ein Ende zu machen, schlug Venedig den Parganern vor, die Insel Antipaxos als Wohnsitz zu nehmen. Sie lehnten ab. Dann boten sie ihnen auf Korfu eine sichere Wohnstätte an. Auch das schlugen die Parganer ab. Trotzdem fuhren die Venetianer fort, ihre aristokratische Republik zu beschützen, bis ihre eigne von den Franzosen vernichtet wurde, die letzten Endes an Altersschwäche von selbst zusammenfiel.

Als die Jonischen Inseln und das dazugehörige Land unter Frankreich kamen, setzten die Parganer ihre Intriguen bei den Gouverneuren von Korfu fort; ermüdeten die französischen Behörden mit gegenseitigen Anklagen, Verleumdungen und falschen Anzeigen. Unter der Herrschaft der Russen und der Engländer wurde es nicht besser. Die Käuflichkeit der Gerichte auf Korfu ist bekannt, und es hallte ohne Unterlaß in ihnen wider von Kriminal- und Zivilprozessen der Parganer, die beständig dafür sorgten, sich untereinander zu schaden und zugrunde zu richten.

Hauptsächlich waren es aber wieder die oberen Klassen von Parga, die diese Charakterzüge von Intrigue, Zank- und Rachsucht aufwiesen und die sie dazu

verführten, die schamlosesten und unerlaubtesten Mittel anzuwenden, wenn sie nur ihre Rachsucht befriedigten. Doch muß man anerkennen, daß die Parganer in den wenigen Jahren der französischen Schutzherrschaft Fortschritte der europäischen Kultur gemacht haben. Ein halbes Jahrhundert länger — und die Moral der Parganer wäre sicher eine vollendete gewesen.

Nachdem sie sich an die Engländer verkauft hatten, zweifelten die Parganer nicht daran, daß sie unter dem Schutze der britischen Flagge einer ruhigen Zukunft entgegen gingen. Nichtsdestoweniger ließen sich einige vom Golde und den Versprechungen Ali Paschas kaufen, um ihr Vaterland dem Tyrannen in die Hände zu spielen. Ich sah in Janina einige, die eifrig dem zukünftigen Zerstörer ihrer Heimat ihre Aufwartung machten. Einer unter ihnen, ein Greis mit einem Gesicht, das leicht täuschen konnte, denn seine Züge drückten Biederkeit aus, suchte auch mich vergeblich übers Ohr zu hauen und zu seinem Gimpel zu machen (das war 1818).

Aber er ließ zu früh die Maske fallen, als er mir seine Ergebenheit gegen Ali Pascha beteuerte, die er ihm dadurch bewies, daß er ihm seinen eigenen Sohn zum Geschenk machte.

Ali Pascha fuhr inzwischen fort, seine geheimen Fäden in Konstantinopel, in London, in Korfu, in Malta, in Janina und in Parga selbst zu spinnen, um endlich Herr dieser Stadt zu werden, die seit 15 Jahren der einzige Platz an der Küste war, der sich noch in Händen der Christen befand. Das gerade

reizte seine Begehrlichkeit, die durch die Widerstände und das Verlangen, sich an den Parganern zu rächen, noch mehr angestachelt wurde.

Dumpfe Gerüchte gingen seit einiger Zeit um und wagten sich 1817 in die Oeffentlichkeit. Man sprach laut davon, daß Parga an Ali Pascha abgetreten werden sollte. Er selbst behauptete dagegen, daß es nur an seinen Souverän, Sultan Mahmud, übergeben werde, und daß er nur für ihn, mit dem Eifer eines treuen Untertanen und ergebenen Sklaven arbeite. Ich habe diese Worte verschiedene Male aus seinem Munde gehört, wenn er von der Angelegenheit sprach, die Ali Pascha und den Parganern gleicherweise viel Unruhe und Aerger bereitete. Jetzt bereuten sie, daß sie in unwürdiger Weise die Franzosen zugunsten der Engländer verraten hatten. Aber ihre Reue war überflüssig und kam zu spät, um das Unheil abzuwenden. Die englische Flagge wehte über den Mauern dieser verräterischen Stadt und sollte ihren Platz bald vor dem türkischen Halbmond räumen. Die französische Flagge wäre eher unter den Ruinen von Parga begraben und mit dem Blute seiner Verteidiger gerötet worden. Die Parganer konnten einem leid tun, und sie fanden allgemein Mitgefühl. Ich habe auch Engländer, selbst Türken, angetroffen, die sie beklagten. Aber was konnte ihnen trostloses Mitleid helfen? Was nutzlose Wünsche? Es gab viele Leute, die wie ich die Abtretung Pargas einfach nicht glauben konnten. Was konnte in der Tat England bewegen, eine solche Ungerechtigkeit zu begehen? England hatte kein an-

deres Recht über die Jonische Republik als das eines einfachen Protektorates. England zuliebe hatten sich überdies die Parganer entehrt und die Franzosen verraten, deren Krieger und Diplomaten ihnen so viele Beweise von Hingebung und ehrlichem Handeln gegeben hatten. England hatte demnach mehr Pflichten gegen die Parganer zu erfüllen, als alle anderen Regierungen, die abwechselnd die Schutzherrschaft ausgeübt hatten. Denn die Venetianer, die Russen und ganz besonders die Franzosen hatten viele Opfer für die Parganer gebracht, ohne daß diese je das Geringste zum Vorteil ihrer Beschützer getan hätten. Für die Engländer hatten sie dagegen etwas getan; denn ohne die Verräterei der Parganer wären diese nie Herrn des Landes geworden, ohne daß sie nur einen Schuß zu tun brauchten. England durfte nicht über etwas verfügen, was ihm gar nicht gehörte und durfte sich gar nicht in Sachen eines Landes mischen, das seiner Macht nicht unterworfen war. Wie konnte es wagen, das Eigentum eines freien Volkes zu verkaufen? Wie wagen, das Volk zu zwingen, seine Heimat zu verlassen oder einem Henker wie Ali Pascha in die Hände zu fallen? England befand sich zudem in einer viel günstigeren Lage als es Parga verkaufte, denn je zuvor. Der Vertrag über Pargas Verkauf wurde nämlich 1816, 1817 und 1818 geschlossen. Im Mai 1819 fand dann die Auslieferung statt. Was konnte England zu einer so schmachvollen Nachgiebigkeit veranlassen? Die paar elenden bewaffneten Barken des Tyrannen konnten doch seiner furchtbaren Flotte nicht

gefährlich werden. Konnte dies verächtliche Ungeheuer der kleinsten Macht in Europa irgendwelche Angst einjagen? Am wenigsten doch England! Trotzdem war es erstaunlich, mit anzusehen, welche Ergebenheit und Ehrerbietung die englischen Behörden von Malta und den Jonischen Inseln dem feilen und gemeinen Tyrannen bezeigten. Ich war entrüstet, wenn ich sah, wie Generäle, mit Orden geschmückt und in hohen Stellungen, politische Unterhändler, Generalkonsuln in größter Hast und Eile und zwar im Namen Englands, einer der ersten Mächte Europas, zu den Plätzen herbeirannten, die die gnädige Laune des Despoten ihnen anzugeben beliebte, um mit ihm zu verhandeln. Er seinerseits machte sich nicht die geringsten Unbequemlichkeiten und wurde noch eitler dadurch, daß er die Engländer so sich nachlaufen ließ. Man sah sie je nach seinem Willen von Korfu, von Patras, ja von Malta her nach Prevesa, Butrinto und selbst nach Janina kommen. Das tat der geriebene Satrap absichtlich, um seinen Untertanen die Größe seiner Macht zu zeigen. Dafür, daß sie mit einer solchen Ergebenheit zu ihm kamen, gab er ihnen dann verschwenderische Gastmähler. Seine Willensäußerungen schienen Befehle für die Großen Englands zu sein. Denn sie schreckten nicht vor den Entfernungen, noch den Beschwerden einer Seereise, nicht vor den Mühen und den Gefahren einer Reise zu Pferde durch das hohe Gebirge von Epirus, um nach Janina zu kommen, zurück, wenn es sich um eine Zusammenkunft mit »Sr. Hoheit«, dem Vesir Ali Pascha, handelte; auch

nicht vor dem gefährlichen Aufenthalt im Sommer und Herbst, dessen Ursache der Schmutz von Janina, von Butrinto und besonders von Prevesa ist; selbst nicht vor der Ansteckung durch die Pest, der man immer auf türkischem Boden ausgesetzt ist. Mitten in den Festesfreuden war es, wo er den Preis für das Eigentum Pargas festsetzte, wo man die Vertreibung der Parganer aus ihrem Vaterlande vertraglich festlegte, und wo man auch den Tag der Ausführung bestimmte.

Es ist wichtig zu wissen, daß Ali Pascha sich verpflichtete, den Preis für das unbewegliche Eigentum der Parganer zu zahlen. Man hatte zu diesem Zwecke von beiden Seiten Kommissare und Sachverständige ernannt, um die Ländereien und Häuser abzuschätzen. Dieser Schritt wurde in England genehmigt, obgleich Ali Pascha seinen ganzen Einfluß und alle Verschlagenheit aufbot, daß die Abschätzung möglichst zugunsten seiner Börse ausfiel und folglich zum größten Schaden der vergewaltigten Eigentümer. Trotzdem setzte der mächtige Despot eine zweite Abschätzung durch, bei der dann das Grundeigentum von Parga viel niedriger taxiert wurde, als das erstemal, obgleich der erste Preis schon unter dem wirklichen Werte war. So wurden denn die Parganer von den Engländern gezwungen, um nicht in Sklaverei zu geraten, oder den Tod zu erleiden, das Land zu verlassen, das sie hatte geboren werden sehen, sie genährt hatte und wo ihre Vorfahren jahrhundertelang schon gewohnt hatten, ehe noch ein englisches Schiff das Jonische Meer befuhr. Alles mußten sie aufgeben, die Häuser, die sie gebaut,

die Bäume, die sie sich gepflanzt, ihre Länder, die sie mit Fleiß urbar gemacht hatten, alles mußten sie ihrem Feinde abtreten, selbst ihre Gotteshäuser, in denen sie Gott verehrten. Das verursachten nun dieselben Engländer, die den Tanz verschmähen und Musik am Sonntag verbieten, um den Sonntag besser zu heiligen! Die Engländer hätten sich in diesem Falle die Türken selbst als Beispiel nehmen können, die keinen Platz freiwillig abtreten, sobald eine Moschee in ihm erbaut ist. Die Engländer waren weit entfernt, solch frommes Beispiel der Türken nachzuahmen. Weiter unten wird man lesen, wie Ali Pascha die Kirchen sofort in Moscheen verwandelte, sobald ihm erst die Engländer Parga ausgeliefert hatten. Ich bin Augenzeuge dieser Umwandlung gewesen. Die Parganer und die. Menschenfreunde aller Nationen und aller Konfessionen erhofften immer noch von der englischen Redlichkeit, daß sie diesen Angriff auf menschliches Empfinden nicht begehen würde. Ich dachte es auch und wagte Ali Pascha zu sagen, daß das Versprechen, ihm Parga zu überliefern, sicher nur ein Schachzug der Engländer sei, aber ich glaube niemals, daß alle seine und des türkischen Reiches Schätze ihn zu dem Ziele brächten, das er so heiß verfolge; ferner erscheine mir die eigentümliche Liebenswürdigkeit aller dieser englischen Agenten, deren einige einen Rang bekleideten, der dem seinigen gleich sei, doch sehr verdächtig, um so mehr, als die Engländer von Natur sehr hochmütig und Feinde des Despotismus seien und sich vor ihm nicht erniedrigen würden, wenn sie aufrichtig zu

handeln gedächten. Der Tyrann machte sich über meine Art die Dinge zu sehen, lustig und beteuerte mir, daß er seiner Sache ganz sicher sei.

Trotz der Schriftstücke, die ich für den Satrapen übersetzt hatte, trotz seiner Versicherungen konnte ich mich noch immer nicht entschließen, an die Schuld eines zivilisierten Volkes, wie die Engländer es sind (auch gegen seine Feinde muß man gerecht sein), eines tapferen und Furcht nicht kennenden Volkes zu glauben, an eine Schuld, einem Manne zuliebe, der auf dem politischen Theater so bedeutungslos war, wie Ali Pascha. Ich war allein neugierig, zu durchschauen, warum eigentlich die Regierung eines so großen Volkes und seine Unterhändler eine so befremdliche Rolle spielten, die mir so wenig schicklich für sie schien. Während des Kommens und Gehens, der Festlichkeiten und Verhandlungen betreffs des Verkaufs von Parga habe ich mit mehreren Engländern Bekanntschaften, ja selbst Freundschaft geschlossen, die wichtige Aemter bekleideten, sei es in Korfu oder auf den Jonischen Inseln, sei es in Malta oder in türkischen Häfen. Ich kannte vor allem Mr. Cartwright, den englischen Generalkonsul von Patras in Morea. Ich hatte ihn dort kennen gelernt und sah ihn in Janina wieder, wohin er ebenfalls mit einem Auftrag wegen der Angelegenheit von Parga kam. Ich habe bei diesen Leuten alle jene achtenswerten Eigenschaften gefunden, die den gebildeten Mann des zivilisierten Europas so ungemein von dem barbarischen und stumpfsinnigen Orientalen unterscheiden. Ich sprach mit ihnen nie über ihre Aufträge, die sie

in Ali Paschas Reich führten. Nach der Achtung, die sie mir als Menschen einflößten, glaubte ich Grund zur Annahme zu haben, daß sie bei dem Tyrannen nur eine politische Komödie aufführten und zwar nach den Weisungen ihrer Regierung; daß sie aber schließlich für Ali Pascha verhängnisvoll werden würde. Manchmal bildete ich mir ein, daß der Sultan sich selber an die Engländer gewandt habe, ihm zu helfen, sich Ali Paschas zu bemächtigen, um ihn für seine ungeheuerlichen Verbrechen zu bestrafen. Er selbst hatte es bis jetzt nicht gekonnt. Ich bildete mir ein, die Engländer suchten nach einem Mittel, um den Verbrecher in eine Falle zu locken, sei es in Korfu, sei es an einem Ort der Küste, von wo sie ihn nach Konstantinopel einschiffen konnten, sei es vielleicht in Parga selbst. Ich tadelte selbst die Engländer, daß sie sich so niedriger Mittel bedienten, statt den Tyrannen inmitten seines eigenen Hofes zu verhaften, indem sie nur den Firman des Sultans hervorzuziehen brauchten, der seine Untertanen zum Gehorsam verpflichtet und einen Brief, der die Hilfe der Engländer anruft, weil sie Beschützer der Jonischen Inseln und seine Nachbarn seien.

Ich ging so weit in meiner Annahme, daß ich glaubte, ein Kapidschi-Baschi, mit einem kaiserlichen Firman versehen und mit der Verhaftung Ali Paschas unter britischem Waffenschutz beauftragt, befinde sich unter den Engländern, um ihr Feingefühl zu schonen. Im stillen wünschte ich der Ehre Europas wegen, daß man ihn unverzüglich verhaftete, um seinem Bedientenpack die tiefe Verachtung, die man gegen einen Despoten

und seine Spießgesellen hegte, zu beweisen. Ich wünschte, daß man allen gegenwärtigen und zukünftigen Tyrannen bewiese, daß ihre Sklavenhorden niemals genügen werden, um ihre Herrschaft zu halten, von dem Augenblicke an, wo eine der Mächte, deren Legitimität hierzu allgemein anerkannt ist, beschließt, ihn aus der Gemeinschaft der Menschen verschwinden zu lassen. Aber noch eins kam für mich hinzu: mochten die Engländer es ins Werk setzen, wie sie wollten, ich schwelgte in der Hoffnung, frei zu werden und in mein anbetungswürdiges Vaterland zurückkehren zu können, das ich 1810 verlassen hatte. Bonaparte zwang mich, in die Verbannung zu gehen, und Ali Pascha hinderte mich, meine Heimat und meine Familie wiederzusehen. Ich genoß im voraus die Freude des Glückstages, der mir meine Freiheit wiedergeben würde, dieses köstliche Gut, dessen Verlust man erst empfindet, wenn man es verloren hat. Im voraus sah ich schon meinen großen Anteil an der Befreiung der zahlreichen Opfer, die der furchtbare Druck des Tyrannen zermalmte.

Ich war also, wie man sieht, weit entfernt davon, ein so überraschendes und trauriges Endergebnis dieses ganzen Handels, der sich schon mehrere Jahre hinzog, zu erwarten.

Die Parganer veranstalteten öffentliche Gebete, beteten zu der heiligen Jungfrau, zu den Märtyrern und zu den Heiligen, daß sie sie von den Engländern, ihren Beschützern, und Ali Pascha, ihrem Verfolger, befreien möchten. Nach allem, was mir Leute erzählten, die zu jener Zeit in Parga waren, war es ein herzzerreißendes

Schauspiel, zu sehen, wie ein ganzes Volk ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, in Tränen gebadet, hingestreckt zu den Füßen seiner Altäre, Gelübde darbrachte, zur Rettung des Vaterlandes, das von dem schlimmsten Unheil bedroht war. Aber Gott, der offensichtlich die Parganer strafen wollte, machte die Herzen der Engländer unempfindlich gegen alles, was ein solcher Anblick hätte einflößen müssen.

Endlich kommt der schicksalsschwere Tag. Am 10. Mai 1819 verkündet der Kommandant den bestürzten Einwohnern, daß ihre Stadt den Türken abgetreten werden würde. Von diesem Augenblicke an wurden die Parganer wieder zu Männern. Sie zeigten einen Charakter, der nicht nur ihr früheres häßliches Benehmen auszulöschen geeignet ist, sondern ihnen die Achtung, das Interesse, das Mitgefühl und das Lob jedes Menschen, der Gemüt und Verstand hat, wieder zuwendet, gleichgültig, welchen Volkes und welcher Religion er sei.

Die Parganer hörten voll Entrüstung von dem Heranziehen der Truppen Ali Paschas, denen die Engländer sie überlassen wollten. Die Verzweiflung brachte sie zu dem nötigen Handeln, und sie taten es, mit aller Entschiedenheit, wie die Umstände es erforderten. Sie eilten zu den Waffen und legten den Schwur ab, eher unter den Trümmern ihrer Heimat zu sterben, wenn nur ein einziger Türke seinen Fuß auf ihr Gebiet setzte, bevor sie es vollständig und für immer verlassen hätten. Sie beschlossen einstimmig, ihre Frauen und Kinder zu töten, wenn man ihnen keine Zeit ließ, sie vor der

Ankunft der Türken einzuschiffen. Zum englischen Kommandanten schickten sie sodann eine Abordnung, um diesem ihren Entschluß mitzuteilen. Sie erklärten ihm weiter im entschiedensten Tone, wenn man die Türken hereinlasse, ehe sie die Stadt geräumt hätten, so würden sie nach Tötung ihrer Kinder und Frauen sich gleicherweise auf Türken und Engländer stürzen und bis auf den letzten Mann kämpfen; und das sollte ihren Feinden teuer zu stehen kommen. Der Befehlshaber von Parga fürchtete sehr ihre Verzweiflung und schickte sofort im Einvernehmen mit ihnen einen Engländer an den High-Commissionar Maitland, um ihm den Entschluß mitzuteilen und ihn zu bitten, bei Ali Pascha vorstellig zu werden und den Marsch seiner Barbarenhorden aufzuhalten.

Während der Träger der Botschaft sich nach Korfu begab, gingen die Parganer trostlos auf den Friedhof und gruben unter Wehklagen die Gebeine ihrer Vorfahren und die Leiber ihrer Toten, die glücklich waren, den Untergang des Vaterlandes nicht zu erleben, aus, errichteten einen großen Scheiterhaufen und warfen sie hinauf. Viele Parganer nahmen Reliquien von den Ueberresten mit, bevor sie in die Flammen geworfen wurden, um sie auf fremde Erde mitzunehmen, die ihnen eine Zufluchtsstätte geben sollte. Mehrere nahmen einige Hände Asche von ihrem Herde mit, andere wieder etwas Erde von ihren Feldern oder ihrem Garten, der ihnen gehört hatte.

Der High-Commissionar Lord Maitland wußte, daß General Adam, Befehlshaber von Korfu, bei den

Parganern sehr beliebt war, weil er sich offen der Ungerechtigkeit widersetzt hatte, die die Parganer opferte. Deshalb beschloß er, diesen Soldaten hinzuschicken. Er sollte Trostesworte zu den armen Opfern des Mißbrauchs englischer Macht sprechen. General Adam schiffte sich im Scheine der Flammen aus, die die Ueberreste der toten Parganer verbrannten, ehe der Untergang der Heimat eintrat. Die Geistlichkeit und die Archonten empfingen den ehrenwerten Engländer mit Achtung. Denn sie wußten sehr wohl, daß er unschuldig an ihrem Unglück war, und sich im Gegenteil heftig dagegen gesträubt hatte.

Man bestätigte ihm den Verzweiflungsentschluß, den man hatte fassen müssen, und sagte ihm ferner, daß man ihn unmittelbar in die Tat umsetzen würde, wenn es ihm nicht gelänge, den Einmarsch der Räuberbanden des Satrapen von Janina zu verhindern. Dem General Adam gelang es, ihnen das Versprechen abzunehmen, so lange wenigstens zu warten, bis er ihnen das Ergebnis seines Schrittes bei den Türken mitgeteilt habe. Er verließ die Stadt und begab sich zu Alis wilden Horden, die Parga bedrohten. Sein mitfühlendes Herz verlieh ihm eine Beredsamkeit, die notwendig war, um die hochmütigen und wilden Barbaren zu bestimmen, die nötige Zeit zur Räumung der Stadt zu bewilligen. Die Einwohner verließen sie dann im Mai 1819.

Als ich Janina gegen Ende Juli 1819 verließ, hörte ich, daß die Bevölkerung Pargas noch in Korfu war, ohne Zufluchtsstätte und gezwungen, unter den

Olivenbäumen zu lagern. Die Entschädigungsgelder, die Ali Pascha für ihre Verluste an unbeweglichem Vermögen hatte zahlen müssen, wurden nur in kleinen Summen an sie verteilt, und das geschah auch noch in der ungerechtesten und willkürlichsten Weise. Man hat mir überdies versichert, daß die Parganer von den Engländern auf Korfu sehr schlecht behandelt würden. Es ist ja wahr, daß es Griechen waren, die mir das alles berichteten, d. h. Menschen, die nur mit Vorsicht zu nehmen sind. Dazu waren sie zu sehr erbittert gegen die Engländer, die ihre Religionsgenossen so schädigten und ihre Klöster und ihre Kirchen den Mohammedanern ausgeliefert hatten. Man durfte deshalb ihren Erzählungen nicht blind glauben. Aber Wahres wird schon daran sein.

Indes, jetzt will ich Ali Pascha auf den Schauplatz der Ereignisse zurückführen. Ich war in Prevesa, als die Engländer die vertraglich festgesetzte Summe für den Verkauf von Parga von ihm erhielten. Er hatte mich in der Frühe rufen und mich mehr als eine Stunde warten lassen. Ich traf bei ihm Seid-Ahmed-Efendi, Metschobono, Cassim Aga, Scheik Brussalü, den Obern des Derwischklosters von Prevesa, und einen alten albanischen Kriegsmann, der mir unbekannt war. Der Tyrann war in solcher Wut, daß er mir Unruhe für mein Leben einflößte. Als ich eintrat, sah ich ihn scharf an, um zu wissen, ob ich näher treten solle. Er fuhr mich mit vor Wut erstickter Stimme an:

„Wollen Sie mich zwingen, daß ich meine Lungen zu Ihren Füßen ausspucke, um Ihnen zu sagen, daß

Sie näher kommen und sich setzen sollen? Ich glaube, einmal sollte genügen." Das war alles andere, als ein liebenswürdiger Empfang. Aber er änderte bald seinen Ton und gab mir ein Stück Papier, das ich ihm erklären sollte. Er war überrascht zu hören, daß es nicht Englisch, sondern Italienisch enthielt. Es war nur ein Stück Brief, bezüglich der Korallenfischerei, die er an Neapolitaner verpachtete. Seine Klagen über die Engländer fingen dann wieder an. Er ging mit uns allen in einen andern Raum, der keinen Blick aufs Meer gestattete. So brauchte er die englische Schaluppe nicht zu sehen, die sein Geld davontrug. Er verfluchte die Engländer und wünschte, daß er die Schaluppe in den Grund bohren könnte, oder daß diese Schiffbruch an der Küste erlitte, und bezeugte, wie tief er es bedauerte, die Parganer nicht niedermetzeln zu können. Die Truppen Ali Paschas zogen in Parga ein. Die Kirchen wurden in Moscheen verwandelt. Ali Pascha wohnte der Einweihung bei und beteiligte sich lebhaft an den Gebeten, die man dabei für ihn in einer Kirche sprach; er ließ sie in ein Kloster der Derwische-Nakschibendis verwandeln. Dem Kloster überwies er dann 24 000 Groschen Einkünfte aus Ländereien Pargas. Seid Ahmed aus Marokko wurde zum Scheik des Klosters ernannt.

Ali Pascha wurde ärgerlich auf mich, als ich ihm sagte, daß die Befestigungen von Parga in einem solchen Zustande seien, daß sie nicht drei Tage einem ernsthaften Angriff europäischer Truppen standhalten würden. Ich kehrte auf seinen Befehl nach Janina zurück.

Ali Pascha wurde also gehalten, den Engländern die abgemachte Summe für Parga und sein Gebiet zu zahlen. Ursprünglich war der Verkaufspreis auf 10 Millionen Franken festgesetzt, die die verschacherten Parganer erhalten sollten. Diese Summe war schon zu klein, denn die Grundstücke, Olivenbäume usw. brachten allein 923 450 Franken Renten. Dann setzte Ali Pascha eine zweite Taxierung durch, und die Parganer erhielten für Häuser, Gärten, Kirchen, Grundstücke, Oliven-, Orangen- usw. Haine die Bagatelle von 2 984 000 Franken (nach Ibrahim-Manzour. D. H.). Er ergriff die Gelegenheit, um eine außerordentliche Steuer, nicht nur den Steuerpflichtigen, sondern allen Menschen aufzuerlegen, die in seinen Staaten wohnten, selbst Militärpersonen, ja selbst seinen eigenen Bedienten. Bei dem Steuerbetrag der Militärpersonen wurde ich gezwungen, mit 200 Piastern (150 Franken) mich zu beteiligen, trotzdem ich seit März 1817 kein Gehalt mehr bekommen hatte und wir waren jetzt im Jahre 1819, als er die Steuer auferlegte.

Zwölftes Kapitel.

Die epirotischen Griechen als Ränkeschmiede und Komplottanstifter. — Den Fängen Ali Paschas entronnen.

Ibrahims Gunst bei Ali im Sinken. — Die Grammaticos und ihre Machenschaften gegen Ibrahim-Manzour. — Ihr Komplott gegen ihn. — Die Mäuse als lebende Lunten. — Es schlägt fehl. — Ali verbietet Ibrahim jede Korrespondenz ins Ausland und stellt eine sehr heikle Frage an ihn. — Ein zweites Komplott der Grammaticos kostet Ibrahim beinahe das Leben. — Ali droht ihn zu verbrennen. — Es gelingt Ibrahim, sich zu rechtfertigen. — Ein verkommener Priester als Werkzeug der Griechen. — Ali will Ibrahim gegen seinen Willen verheiraten. — Spiro Colovo der Intrigant. — Alis Antwort auf Ibrahims Bitte, abreisen zu dürfen. — Neue griechische Intriguen. — Ibrahim beschließt zu fliehen, auch auf die Gefahr hin, sein Leben zu verlieren. — Ausmordung eines christlichen Dorfes für die Schuld zweier Missetäter. — Greise und schwangere Frauen von Albanesen an die Schweife der Pferde gebunden und zu Tode geschleift. — Vorbereitungen zur Flucht. — Mustafa. — Durch das Pindusgebirge auf entlegenen Pfaden. — Ankunft in Saloniki. — Gerettet.

Die Gunst, die ich zuerst bei Ali Pascha genoß, erregte den Neid der griechischen Höflinge. Sie hörten deshalb nicht auf, mir Schwierigkeiten zu machen, wo sie konnten und mir Hindernisse in den Weg zu legen in allem, was ich unternahm. Sie gingen dabei sehr

geschickt vor, äußerlich überhäuften sie mich mit allen Zeichen größter Achtung; trachteten aber doch danach, mich aus der Gunst Ali Paschas zu verdrängen. Ich könnte Bände schreiben, wenn ich all den Aerger schildern wollte, den sie mir bereitet haben. Da sie die Schreiber des Pascha waren und alle Befehle auf Griechisch geschrieben wurden, das ich nicht lesen konnte, so versäumten sie niemals, Dinge auszulassen oder Veränderungen in den Materialien vorzunehmen, die man mir nach dem Befehle des Tyrannen liefern sollte. Ali liebte es z. B. leidenschaftlich, Befestigungen anzulegen. Ich machte die Pläne und Kostenanschläge dazu. Die hinterlistigen Griechen schrieben nun auf die Anweisungen immer nur die Hälfte oder ein Drittel aller Baumaterialien von Kalk, von Bruchsteinen, den Balken, Sand usw. Ebenso machten sie es mit den Arbeitern, den Lasttieren und dem Handwerkszeug. Ich kam auf dem Schauplatz meiner Tätigkeit an und fand die Arbeit aus Mangel an Material und Arbeitskräften stockend. Ich hatte zuweilen fünf bis sechs Forts zugleich im Bau und eins bis zwei auszubessern. Es blieb mir nichts anderes übrig, als Boten nach Janina zu schicken und den Vesir um das Fehlende zu bitten. Er wurde dann ärgerlich, daß ich ihm das nicht von Anfang an gesagt hätte. Die Sache zog sich in die Länge, dank der Niedertracht der Griechen. Kam ich dann nach Janina von meinen Reisen zurück, wurde ich sehr schlecht vom Vesir empfangen. Er brummte mich an, daß ich keine Kostenanschläge zu machen verstände. Ich hatte ihm gut sagen, daß die

Anweisungen seiner Sekretäre Schuld hätten; er möge sie nur mit meinen auf Türkisch geschriebenen vergleichen. Niemals konnte man dann meine Kostenanschläge wiederfinden. Zuweilen behaupteten die Sekretäre auch mit frecher Stirn, mir den und den Kostenanschlag schon wieder gegeben zu haben, wenn sie mir in Wahrheit ganz andere Anweisungsscheine ausgeliefert hatten. Ich war über das Treiben von Ekel erfüllt; denn sie trachteten sogar danach, mich durch den Tyrannen umbringen zu lassen.

Sie verstanden es nämlich, den Befehlshaber der Bombardiere, einen Albanesen Namens Self-Aga, einen fanatischen Muselmann, für sich zu gewinnen. Aber Geld geht bei einem Albanesen der Religion vor. Dieser Mensch war einer meiner beharrlichsten Schmeichler. Ich verachtete ihn weniger als die anderen, weil ich bei ihm wenigstens einen löblichen Grund annahm: nämlich den, daß er etwas lernen wolle. Ich zeigte ihm in der Tat einige trigonometrische Vermessungen und lehrte ihn mit dem Quadranten umgehen, alles Dinge, zu denen keine geometrischen Kenntnisse gehören. Ich hatte dafür gesorgt, daß er eine Gehaltserhöhung bekam und sein Vetter bei den Bombardieren angestellt wurde. Das alles hinderte ihn nicht, bei Ali Pascha die unsinnigste und erlogenste Anzeige gegen mich zu machen. Sie hätte mir den Tod in der grausamsten Art gebracht, wenn die göttliche Vorsehung nicht über mich gewacht hätte. Self-Aga ging hin und wagte bei seinem Herrn zu behaupten, daß ich entschlossen sei, Rache dafür, daß er mir nicht gestatten

wolle, seinen Staat zu verlassen, in der Weise zu nehmen, daß ich die ganze Stadt in die Luft zu sprengen suche. Ich wolle mich dazu der Mäuse bedienen, denen ich brennenden Zunder an die Schwänze binden würde, um sie so in die Pulvermagazine laufen zu lassen. Die Pulvermagazine lagen am Seeufer in der Zitadelle neben dem Palaste des Paschas und würden ihn zweifellos mit all den Seinen in die Luft gesprengt haben. Glücklicherweise betrat ich nie die Pulverräume und nie die anderen militärischen Vorratshäuser, ohne Befehl vom Vesir erhalten zu haben, sie zu besichtigen, ob die Gebäude und ihr Inhalt in Ordnung seien. Das Pulverhaus war wie alle in mehreren Schritten Abstand mit einem Mauerwerk umgeben. Der Wächter hatte dazu die Schlüssel von drei Türen, die hineinführten. Es war deshalb unmöglich für mich, dahin Mäuse zu bringen, abgesehen von der unsinnigen Idee, die man mir aufhalsen wollte. Die Griechen hatten keinen Mut zu dieser Angeberei und wählten eben Self-Aga. Ali Pascha glaubte dem Verleumder nicht ein Wort. Er ließ mich kommen und erzählte mir unter lautem Gelächter die Albernheit, wobei er bemerkte, daß ich ihm sehr dankbar sein könne, daß er mich nicht habe umbringen lassen. Ich benutzte gleich die Gelegenheit, um ihn nochmals zu bitten, mich abreisen zu lassen. Er antwortete, daß jeder, der einmal sein Brot gegessen habe, für immer bei ihm bleiben müsse. Auf meine Bemerkung, daß in Frankreich Ruhe herrsche, und daß ich dorthin wolle, fragte er, woher ich denn das wisse? Ich sagte, daß ich nach Korfu

geschrieben habe und daß die Antwort, die ich daraufhin erhalten habe, mir bewiese, daß er schlecht unterrichtet gewesen sei. Ich wagte ihm natürlich nicht zu sagen, daß er gelogen habe. Jetzt wurde Ali wütend und fragte, wer mir das Recht gegeben habe, Briefe ins Ausland zu schreiben und von dort zu empfangen? Ich stellte mich ganz harmlos und fragte, was denn Böses dabei sei, denn ich hätte es in Konstantinopel, in Bosnien, in Belgrad und anderswo auch getan; warum denn nicht in Janina? Jetzt meinte er, daß ich wissen müßte, daß es in seinem Staate verboten sei. Ich fragte ihn meinerseits, ob er denn mir das Verbot mitgeteilt habe, und ob er nicht ausdrücklich gesagt hätte, daß ich alles, was Befehle anbeträfe, nur von ihm entgegennehmen dürfe? Er gab mir zu, daß meine Entschuldigung stichhaltig sei, aber lachend fügte er hinzu, daß ich in Zukunft nicht wieder ins Ausland schreiben dürfe, und daß er mir die Sache verzeihen wolle. Nun wollte er wissen, was die Briefe aus Korfu enthalten hätten. Ich erzählte es ihm. Er ging weiter und wünschte die Art und Weise zu wissen, wie ich es fertig gebracht habe, den Brief von Korfu kommen zu lassen, an wen er gerichtet gewesen sei, und wie ich die Antwort empfangen hätte. Als ich ihm erklärte, daß ich niemals einen Menschen in Ungelegenheiten bringe, der mir Vertrauen geschenkt habe, fragte er mich: ob ich auch wüßte, daß ich mit Ali Pascha, dem Löwen des Sultans rede, und daß er mich mit einem Worte töten könne? Ich entgegnete, daß seine Worte auf Albanesen und Griechen

Eindruck machen könnten, aber daß ein Franzose die Ehre dem Leben vorziehe.

„Sie sind ein Narr, wie alle Franzosen, aber sie sind tapfer und treu wie die Hunde. Wir Türken dagegen sind tapfer und großmütig wie die Löwen und die Adler."

Ich verteidigte die Ueberlegenheit der Franzosen und führte dafür mehrere Beispiele an. Plötzlich fragte er mich:

„Würden Sie sich verteidigen, wenn ich Sie töten wollte?"

„Daran zweifeln Sie auch nicht einen Augenblick!" versetzte ich, „ich werde mein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Und da Sie mich nach der Scheibe haben schießen sehen, können Sie nicht daran zweifeln, daß meine Pistolen zu treffen verstehen, während Ihre Albanesen sehr schlecht mit Pistolen umzugehen wissen, die ich immer zur Hand habe."

Bei dem letzten Worte klopfte ich auf meine Pistolen, die ich dem Brauche gemäß immer im Gürtel trug. Er meinte, ich sei wohl gar imstande, auf ihn selbst zu schießen. Ich versetzte, daß ich kein Meuchelmörder sei, aber daß ich mich gegen jeden, der mich angreifen sollte, verteidigen würde.

„Selbst gegen mich, den Vesir des Sultans?" fragte er.

„Ganz gewiß!" antwortete ich.

Jetzt versuchte er mir zu erklären, daß ein Vesir vermöge eines Firmans vom Sultan das Recht habe, töten zu lassen, wen er wolle und zwar bis zu sieben

Menschen an einem Tage, ohne daß sein Gewissen sich dadurch beschwert zu fühlen brauche.

Ich dagegen erklärte ihm, daß mir das alles gleichgültig sei, daß ich diese Feinheiten nicht kenne und der Koran davon nichts erwähne. In dieser Hinsicht könnte ich handeln und denken wie ich für gut befände. Er meinte, ich solle solche Meinungen keine lebende Seele hören lassen; ich brauche aber von seiner Seite nichts zu fürchten, er schätze meine Offenheit, ich solle mir aus seinen Drohungen nichts machen. Das sei so seine Gewohnheit; er verwirkliche sie aber nicht, ausgenommen bei Verrat und Desertion.

Ich versicherte ihm, daß er vor Verrat sicher sein könne, daß ich aber in bezug auf die Flucht keine Antwort geben wolle. Nochmals suchte er mir zu beweisen, daß er ein Recht habe, die Leute gegen ihren Willen festzuhalten, daß er letzten Endes alles zum Nutzen des Islam und zum Schaden der Christen täte.

„Wenn ich Verbrechen begehe, wenn ich ein Tyrann bin, so geschieht es nur zum Besten des Reiches und der Religion," sagte mir dieser im Despotismus verhärtete Mann, den er als sein natürliches Recht ansah.

Unter anderen Schikanen, die die Griechen gegen mich ins Werk setzten, wäre mir eine beinahe zum Verderben geworden. Ich hatte irgendwo in einem Buche: „Denkschrift für Artillerie-Offiziere" gelesen, daß ungelöschter Kalk mit Kanonenpulver gemischt die Durchschlagskraft bedeutend erhöhe. Ich machte Versuche mit Pistolen und machte sie so lange vor-

sichtig, bis ich die richtige Mischung gefunden hatte. Die Wirkung überraschte mich. Man wird weiter unten durch die Versuche in Gegenwart Ali Paschas sehen, daß ich Grund hatte, zufrieden zu sein. Ich hielt meine Mischung natürlich geheim, aber ich sagte dem Vesir, daß ich ihm ein Drittel des Pulvers sparen könne, und daß die Wirkung meiner Mischung bei demselben Ladegewicht dreimal so groß sei. Er ließ mir einige Pfund Pulver geben. Ich machte meine Mischung zu Hause, und einige Tage später machten wir unsere Versuche in Gegenwart des Vesirs. Er sah aus einem Fenster zu, das auf ein unbesetztes Bollwerk ging, wo wir unsere Schießversuche machten.

Man stellte dort vier dicke Bretter gegen die Mauer. Die Kugel, die mit drei Drachmen (eine bestimmte Gewichtsmenge) Pulver von Athanas Vayo, einem der verbrecherischen Günstlinge des Tyrannen, abgefeuert wurde, durchschlug nur ein Brett und fiel vor dem zweiten zu Boden. Meine dagegen, die mit derselben Flinte und gleicher Gewichtsmenge, aber von meiner eigenen Mischung abgefeuert wurde, durchschlug glatt alle vier Planken und riß noch etwas Mauerkalk los. Athanas Vayo behauptete nach einigen Schüssen mit beiden Pulversorten, daß ich mich der Magie bediene, denn er habe beobachtet, daß ich beim Schießen einige Worte murmelte, während ich den Kolben an die Backe legte. Ich bat ihn nun, mein Pulver in die Hände zu nehmen. Er verlangte aber, daß ich die Bastion verließe. Ich war damit einverstanden. Ich war überhaupt mit allen Bedingungen einverstanden,

weil ich mit Ali Pascha einen Vertrag geschlossen hatte, daß ich für mein Geheimnis 20 000 Piaster (15 000 Franken) erhalten sollte. Das Ende des Versuchs war, daß mein Pulver auch ohne meine Anwesenheit dieselbe Wirkung hatte. Jetzt behaupteten sie dem Pascha gegenüber, daß es die Flinten verschmutze und die Zündlöcher verstopfe. Die könnte man ja mit einer Nadel reinigen, meinte ich. Aber wenn man es für die Flinten als nicht gut betrachte, könne man es ja für die Kanonen nehmen; denn die würden ja doch nach jedem Schuß gereinigt. Sonst könnte man es auch noch sehr gut für Minen und Steinbrüche verwenden. Denn in diesem Lande sprengt man die Felsstücke, die zum Bau verwendet werden sollen, immer mit Pulver. Der Vesir sagte weiter nichts, als daß er am nächsten Tage mit mir darüber reden werde. Sofort gab man darauf den Rest meines Pulvers dem Priester Don Vincenzo Micarelli, einem angeblichen Chemiker zur Untersuchung. Er war genau so Chemiker, wie ich Priester bin. Dieser Mensch war mir aufs höchste verpflichtet. Denn kurze Zeit nach meiner Ankunft in Janina fiel er in Ungnade bei Ali Pascha. Der Vesir ließ ihn aus seinem Quartier jagen und sein Gehalt einziehen, das 200 Piaster (150 Franken) im Monat betrug. Ich lieh ihm damals Geld, das er mir heute noch schuldet. Da er Europäer war, bemühte ich mich für ihn und erreichte es auch, daß man ihm sein Gehalt wieder auszahlte, sogar das in den letzten vier Monaten einbehaltene. Das alles hinderte diesen Intriganten, die Kreatur und den

Schützling des gemeinen Spiro-Colovo, eines der ersten Sekretäre Ali Paschas, nicht, zu erklären, er habe bei der Prüfung meines Pulvers Zutaten gefunden, die sich bei der Sommerhitze von selbst entzünden würden (der Sommer fing gerade an), und dann den Vesir und die ganze Stadt in die Luft gesprengt hätten. Er kenne diese Zusammensetzung schon lange, aber er würde sich gehütet haben, den Gebrauch einer so gefährlichen Sache zu empfehlen. Da mein Pulver etwas grauweiß aussah, behauptete dieser Charlatan, daß es unter anderen Dingen auch Arsenik, etwas vom weißen Magnet und andere Bestandteile enthielte, die es viel teurer als das gewöhnliche Pulver machten. So sei es weit entfernt, eine Ersparnis darzustellen, viel eher eine Verteuerung.

Am folgenden Tage ließ mich Ali Pascha rufen und schrie mich bei meinem Eintritt an:

„Sie verdienen, daß man Sie lebendig verbrennen läßt; und ich schwöre Ihnen, daß die Sonne nicht untergeht, bis es geschehen ist."

Ich rief ihm sein Versprechen ins Gedächtnis, das er mir gegeben hatte; aber er antwortete, daß er den Verrat ausgenommen habe. Das beruhigte mich wieder so, daß ich ihm sagte, ich würde selbst meinen Scheiterhaufen anzünden, wenn er mich irgend eines Verrates überführen könne. Jetzt teilte er mir die falsche Anklage mit, so daß ich vorzog, die abgemachte Summe zu verlieren, um den Verleumdern und Betrügern die Maske abzureißen.

Ich erklärte ihm, mein Geheimnis verraten zu

wollen, aber vorher sollte er alle Anwesenden entfernen. Der Tyrann, der mir seit jenem denkwürdigen Tage mißtraute, war damit einverstanden, aber unter der Bedingung, daß ich vorher meine Pistolen an Athanas Vayo abgäbe, der sie ihm überreichen mußte. Ich machte keine Schwierigkeiten, und er ließ alle hinausgehen. Als wir allein waren, gestand ich ihm offen, daß nur ungelöschter Kalk in meinem Pulver enthalten sei und sagte ihm weiter, daß er selbst den Versuch machen solle. Ich bewies ihm die Ruchlosigkeit seiner Griechen und die gemeine Gesinnung und Undankbarkeit des Priesters. Ali sagte darauf: „Was diesen Hund anbetrifft, so lasse ich ihn früher oder später doch hängen; nur ein einziger kleiner Grund hindert mich, ihn nicht schon heute abend verbrennen zu lassen, wie ich es zuerst Ihnen versprochen hatte."

Ich kannte diesen kleinen Grund; der Charlatan war damit beschäftigt, ein sehr heftiges Gift für den Tyrannen herzustellen, wie er behauptete. Ali fuhr fort, sehr freundschaftlich über diesen Handel zu sprechen, und meinte, es sei mir ganz recht geschehen, mit dem, was mir begegnet sei, denn ich sei der Grund, daß er dem Priester sein Gehalt wieder angewiesen, und daß er folglich durch mich all sein Geld verloren habe; aber daß er es von heute ab ihm wieder entzöge. Er gab mir selbst meine Pistolen zurück mit den Worten, daß ich in drei Monaten sie gegen meinen Verleumder gebrauchen könne. Ich solle aber mit meinem erfundenen Pulver auf ihn schießen und dabei an den Beinen anfangen, um ihn etwas länger leiden zu lassen. Er

schwor mir zu, daß er mich deswegen nicht strafen werde. Ich entgegnete, daß ich weder ein Henker noch ein Meuchelmörder sei, aber daß ich beim Verlassen des Zimmers den Lumpen gründlich verprügeln werde. Er meinte lachend:

„Schlagen Sie ihn nur nicht gleich tot, zum Krüppel oder so, daß er krank wird, da ich seiner noch für einige Monate bedarf. Aber verhauen Sie ihn gründlich, und ich werde ihm sofort in Ihrer Gegenwart sein Gehalt wieder sperren." Das geschah auch in der Tat, und der bösartige Mensch führte von da ab mit Almosen ein elendes Dasein in Janina und führte es noch, als ich Janina verließ.

Mehemed-Efendi, der ehrenwerte Kia-Kia des Vesirs, merkte aber so wenig von der Verminderung meines Kredits bei Ali Pascha, daß er mich einlud, in seinem geräumigen Hause zu leben und mir eine Wohnung dort anbot. Zu jeder anderen Zeit hätte ich sie nicht angenommen. Da mir das aber ein neues Ansehen bei den Truppen geben und den Griechen, meinen Feinden, entgegenarbeiten würde, so nahm ich die Einladung an. Ali Pascha schlug mir zur selben Zeit die Heirat mit der Tochter eines albanischen Beys vor, deren Vater er acht Jahre vorher hatte töten lassen. Ich fürchtete, daß meine Flucht unmöglich werden würde, wenn ich erst Kinder hätte. Deshalb erklärte ich ihm, ich wolle nicht heiraten. Er wurde böse, aber ich blieb fest, und es war keine Rede mehr davon. Zwei Monate später gab er der Zollverwaltung keine Anweisung auf mein Gehalt mehr. Diese schriftliche An-

weisung war jedes Jahr im März nötig. Von diesem Augenblicke an erhielt ich keinen Pfennig mehr ausbezahlt. Schon lange vorher hatte ich darauf verzichtet, meine mir zustehenden Lebensmittel abzuholen. Denn immer gab es tausenderlei Aerger und Schikanen, derartig, daß es mich anekelte. Seitdem ich bei Mehemed-Efendi wohnte, hatte ich bei meinem Gastgeber einen ausgezeichneten Tisch; ich aß mit ihm zusammen. Meine Diener wurden mit den seinigen ernährt und meine Pferde fraßen aus derselben Krippe wie seine. Weil ich nun nichts von Ali Pascha erhielt, erachtete ich mich auch von jedem militärischen Dienst entbunden. Ich begab mich einst zu ihm nach Bonila, einem Landhause, ungefähr zwei Kilometer von Janina entfernt, das ihm gehörte. Als er mich in den Hof eintreten sah, rief er mir aus dem Fenster zu:

„Was gibt es Neues, Ibrahim-Efendi? Möge Ihre Ankunft zum Heile sein." (Albanische Formel des Grußes. D. H.) Ich antwortete, daß sie es für uns beide sein möge. Ich kam vor seinem Zimmer an, als Colovo es verließ. Dieser Grieche suchte etwas darin, mich immer mit dem Titel Excellenza anzureden; ich sprach mit ihm nämlich immer Italienisch.

„Mögen sich Eure Exzellenz sehr in acht nehmen, das Zimmer seiner Hoheit zu betreten," sprach er, „denn Seine Hoheit ist in sehr schlechter Laune und will schlafen."

Ich nahm an, daß es wirklich so sei. Obgleich ich wußte, daß dieser Colovo einer meiner ärgsten Feinde (d. h. heimlichen) war, so konnte es doch wahrscheinlich

sein, daß der Vesir schlafen wollte, was oft vorkam. Ich trat also nicht ins Zimmer des Vesirs, sondern setzte mich nieder, um mit dem Hinterlistigen zu plaudern. Er sparte nicht mit Titeln, um herauszubekommen, was mich hierher führte, wohin ich sonst niemals ging. Denn Ali Pascha blieb hier immer nur einige Stunden, übernachtete aber niemals dort. Während ich mich damit unterhielt, die Neugierde des Colovo zu reizen, kam ein Page des Pascha, um mir zu sagen, daß dieser nach mir verlange. Bei meinem Eintritt begann mich Ali Pascha anzuschreien, daß ich mich draußen mit Plaudern amüsiere, statt sofort hereinzukommen und ihm zu sagen, was mich nach Bonila führte. Darauf teilte ich ihm die Warnung mit, die ich von Colovo erhalten hatte. Er wurde wütend und ließ ihn holen, belegte ihn mit Schimpfworten und befahl mir, ihm Ohrfeigen zu verabreichen. Ich warf ein, daß das nicht meine Art sei, und daß ich keinen unbewaffneten Mann schlage. Aber ich bäte ihn, diesem Spiro Colovo ein Paar Pistolen und einen Säbel zu geben und dann solle er mal sehen, wie ich ihn behandele.

Ali antwortete, daß ein solches Schwein niemals wagen würde, die Hand gegen einen Muselmann zu erheben, drohte dem Spiro Colovo, ihn hängen zu lassen und jagte ihn aus dem Zimmer. Ich bat ihn nun um die Erlaubnis, seinen Staat verlassen zu dürfen.

Er antwortete: „Ich gestatte es Ihnen, aber Ihr Kopf bleibt hier."

Ich wurde so gezwungen, mich noch zu gedulden.

Eine Sache, die mir die Griechen nie verziehen, ist

folgende: Ali Pascha hatte eine Kavallerie, aus 26 Köpfen bestehend, die nach europäischer Art ausgebildet sein sollte. Der Befehlshaber war ein gewisser Pesarini aus Venedig, früher Vorreiter eines adligen Venetianers. Etwas anderes als Livree hatte er niemals getragen. Die Griechen fürchteten immer, daß die Türken nach europäischer Art disziplinierte und gedrillte Truppen sich anschaffen könnten. Deshalb hatten sie sich dieses lächerliche Individuum verschrieben. Ihn brachten sie beim Vesir an und hielten ihm mit ihrem ganzen Einfluß die Stange. Es gelang mir, Ali Pascha die Lächerlichkeit eines Kavalleriekorps von 26 Mann begreiflich zu machen, die nicht eine militärische Bewegung ausführen konnten. Ich konnte darüber ein Urteil fällen, da ich selbst mehrere Jahre in der französischen Kavallerie gedient hatte. Er sollte sie nützlicher verwenden, meinte ich, und sie als reitende Artillerie benutzen. Ihre Kopfzahl genüge zur Bedienung von zwei Geschützen. Ich schlug ihm einen Italiener aus Brescia, der in Janina Mohammedaner geworden war, als Befehlshaber der beiden Kanonen vor. Ali Pascha nahm ihn auch. Ich gab mir unendliche Mühe mit der Einrichtung und mit dem Unterricht. Denn der Italiener sprach kein Türkisch, und seine Soldaten waren alle Mazedonier, wo man nichts anderes spricht. Pesarini behielt sein Gehalt und die Erlaubnis, sich in Venedig verheiraten zu dürfen. Von dort brachte er seine Tochter mit und lieferte sie seinem würdigen Herrn aus. Die Grammaticos, die glaubten, daß meine Gunst bei Ali Pascha nur scheinbar sei, gerieten bei diesem

Schlag in Schrecken. Aber ſie ergriffen bald ihre Gegenmaßregeln und arbeiteten ſo geſchickt, daß man nach acht Monaten Peſarini die Kavallerie zurückgab. Mein Schützling, der die Artillerie zu Pferde kommandierte, verlor ſeine Stellung und natürlich ſein Gehalt und lag mir zur Laſt.

Der Augenblick meiner Flucht war gekommen. Einige Tage vor ihrer Bewerkſtelligung fand noch eine ſchreckliche Schlächterei im Dorfe Gribowo ſtatt. Das Dorf, deſſen Einwohner alle Griechen, ohne einen einzigen Muſelmann, waren, liegt ſechs Kilometer nördlich von Janina. Es gehörte Mehemed-Efendi, Kia-Kia von Ali Paſcha. Ich wohnte ſchon zwei Jahre im Hauſe des Miniſters, als die Kataſtrophe eintrat.

Zwei Albaneſen, Mohammedaner, hatten einen Schuldner in Gribowo. Sie begaben ſich beide dorthin, um ſich ihr Geld mit 160 Piaſtern (120 Franken), die er ihnen ſchuldete, auszahlen zu laſſen. Der Grieche lud ſie ein, eine Nacht bei ihm zu ſchlafen, briet ihnen einen Hammel und gab dazu ſaure Milch, was auf dem Lande in Albanien ſchon ein Feſt bedeutet. Man war den ganzen Abend vergnügt zuſammen und legte ſich endlich ſchlafen. Aber während die beiden Fremdlinge der Gaſtfreundſchaft trauten, die in der Türkei heiliger als in ziviliſierten Ländern Europas gehalten wird, tötete der falſche Grieche ſie, indem er ihnen mit einem großen Stein den Kopf zerſchmetterte. Die Gattin des Griechen war die Mitſchuldige bei dem Doppelmorde. Denn am anderen Morgen gab ſie auf die Anfrage ihrer Nachbarin, woher ihre Matten aus

Palmenfasern, die sie da auswasche, so blutgetränkt seien, zur Antwort, das stamme von dem geschlachteten Hammel am Abend vorher. Aber bereits am fünften Tage war das Verbrechen entdeckt. Der Su-Baschi (türkischer Amtsvorsteher, der sich in jedem türkischen Dorfe befindet), ein Bedienter meines Gastgebers Mehemed-Efendi, läßt den Gatten, seine Frau und seine beiden Kinder nach Janina vor seinen Herrn führen. Der alte Mehemed war nun schon seit sieben Monaten tot und sein Sohn Vehib-Efendi war ihm in seinem Amte als Kia-Kia gefolgt. Doch besaß er nicht denselben Einfluß auf Ali wie sein Vater. Er begab sich sofort zum Tyrannen, um ihm Mitteilung zu machen und seine Entscheidung zu erbitten. Sie war furchtbar und Ali Paschas würdig. Alle Einwohner von Gribowo, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, wurden samt ihrem Vieh und Geflügel nach Janina geführt. Alles wurde von den Albanesen umgebracht, deren Wut Ali Pascha sie auslieferte. Die Barbaren ließen jede erdenkliche Grausamkeit an den unschuldigen Opfern aus. Unter anderem wurden mehrere Frauen gehängt, was ganz gegen orientalischen Brauch ist und niemals in der Türkei stattgefunden hat. Die meisten wurden in Stücke gehauen, mit Flinten- oder Pistolenschüssen oder durch Lanzenstiche ermordet. Einige wurden an die Pferdeschwänze gebunden. Ein Albanese stieg auf und galoppierte davon, hinter sich einen Greis, ein Kind oder eine schwangere Frau schleifend. Drei Papas, griechische Geistliche des Dorfes, wurden mit Pech bestrichen, in Holzbündel gepackt und lebendig

verbrannt. Auf diese Art kamen 438 Menschen um, von denen nur zwei schuldig waren.

Ein Einwohner war seit einem Monat von Gribowo abwesend und arbeitete zur Zeit des Verbrechens zwanzig Kilometer entfernt von dem Dorfe. Ali ließ ihn suchen und ließ ihn nur hängen, weil er sein Alibi nachweisen konnte. Selbst die Haustiere, das Geflügel usw. wurden umgebracht.

Ich schlug meinem in Ungnade gefallenen Schützling, Veli-Aga vor, mit mir gemeinsam zu fliehen. Aber das wollte er niemals wagen, aus Furcht, man könne ihn ergreifen und er würde dann durch die Folter zu Tode gebracht werden. So beschloß ich denn, allein zu flüchten und mich nur Gott anzuvertrauen. Ich hatte mit vielen Hindernissen zu kämpfen, zumal ich bei dem Kia-Kia des Vesirs wohnte und meine Pferde in seinem Stalle standen. Man würde meine Flucht sofort entdecken, wenn man sie nach Sonnenuntergang nicht an ihren Plätzen fand. Von drei Bedienten, die ich hatte, konnte ich nur einem trauen. Die zwei anderen waren Albanesen und schon deshalb Verräter und hinterlistig. Der dritte war ein Neger und sehr anhänglich, das ist wahr. Aber er war seit einigen Monaten mit der Tochter von Arab-Pascha (Oberhaupt der freien Neger und Sklaven) verheiratet, und seine Frau in anderen Umständen. Ich mußte fürchten, daß die Liebe zu seiner Familie stärker als die zu mir sein würde. Deshalb warf ich mein Auge auf einen der zahlreichen Bedienten des Kia-Kia, bei dem ich wohnte. Unter ihnen war ein junger Türke aus Maze-

donien, Neffe des Cafedschi-Baschi (Kaffeebereiters) des Kia-Kia. Er hatte sich sehr an mich angeschlossen, weil er gern ritt und ich mich von ihm begleiten ließ. Ich zog ihn meinen beiden Albanesen vor, die für die Pferde wahre Henker waren, und deren Art zu reiten ich nicht ausstehen konnte. Im übrigen schlugen meine Albanesen in den Dörfern, wo ich übernachtete, beständig die Griechen, trotzdem ich es durchaus nicht haben wollte. Aber ich konnte es ihnen nicht abgewöhnen. Mustafa hingegen, wie sich mein junger Mazedonier nannte, und mein Neger waren sehr friedlicher Natur. Mustafa befand sich wider Willen, wie so viele andere, in Janina. Er wollte gern gegen die Wahabiten fechten und deshalb in den Dienst des Paschas von Aegypten treten. (Mehemed-Alis, dem es gelang, sich unabhängig in Aegypten zu machen. Er war ebenfalls Albanese. Sein Adoptivsohn Ibrahim ist der Stammvater des regierenden Khediven von Aegypten. Mehemed starb im Wahnsinn. D. H.). Dazu kam der Verdruß mit seinem Onkel, der ihn schlecht behandelte. Der Onkel war in unserem Hause eine der Hauptpersonen und der älteste Bediente. Ich stachelte die Lust Mustafas, nach Aegypten zu gehen, noch an, indem ich beständig von den Verdiensten sprach, die er sich mit der Bekämpfung der Häretiker erwarb, wie die Wahabiten es waren; von seinem Glück, das er in Aegypten machen könne, während er in Janina verfaulen und seine Jugend verlieren müsse. Ganz allmählich brachte ich ihn soweit, daß er beim Propheten schwor, fliehen zu wollen, und koste der Versuch ihm

sein Leben. Ich ließ ihn den Eid auf den Koran schwören, mich nicht zu verraten, und dann vertraute ich ihm kühn meinen Plan zur Flucht an, ohne von seiner Seite etwas zu fürchten. Denn ich kannte seinen großen Fanatismus in Glaubenssachen, und ein Eid auf den Koran war für ihn, einen überzeugten Muselmann, unverbrüchlich. Ich sagte, daß ich die Kosten für ihn bis Aegypten tragen wolle. Ich verhehlte ihm die großen Gefahren, denen wir uns aussetzten, keineswegs. Auch stellte ich ihm vor, daß es viel leichter sei, uns auf den großen Reisewegen zu töten, wenn wir Widerstand gegen unsere Festnahme leisten und lieber sterben wollten, als uns nach Janina zurückführen zu lassen, wo Ali Pascha seine Wut an uns sättigen und uns mit grausamen Foltern umbringen würde.

Er war entschlossen wie ich. Wir verabredeten, daß ich meine Pferde und mein Gepäck zurückließe und nur etwas Wäsche, mein Geld und meine Waffen mitnähme. Er solle seine Waffen gleichfalls mitnehmen. Wir trugen jeder ein Paar Pistolen im Gürtel und ein Paar im Sattelbogen, einen kurzen Karabiner, der so gearbeitet war, daß er ein Dutzend Kugeln auf einmal schießen konnte. Weiter waren wir jeder mit einem Yatagan (langer, krummer Türkensäbel) und einem Handschar (kurzer, gerader, wuchtiger Säbel, wie ihn die Albanesen heute noch teilweise tragen. D. H.) ausgestattet. Wir hatten zweihundert Patronen für uns beide, und ich hatte noch zwei Dutzend Traubenhagel (eine Art Kartätsche. D. H.), jede mit zehn Kugeln gefüllt, fertiggestellt.

Mustafa mietete drei Pferde bei dem Kiradschi (Pferdeführer) einer Herberge. So machten wir uns denn, unter Gottes Schutz, am 30. Juli 1819 ohne Paß auf und davon.

Da ich nicht die Absicht habe, die Leser mit meiner Person zu unterhalten, so übergehe ich alle Vorsichtsmaßregeln und unsere Beunruhigungen, unsere Ueberraschungen usw. mit Stillschweigen. Das könnte nur meine Freunde interessieren, wenn ich deren hätte. Aber ich muß sagen, daß Gottes Güte uns heil und gesund nach Saloniki führte, ohne daß jemand auf dem Wege nach unserem Paß gefragt hätte. Ich traf wohl einige Leute meiner Bekanntschaft, unter anderem einen Tataren (Eilboten), zirka zwanzig Kilometer von Janina, der dort erzählte, daß er mich gesehen hätte. Wir machten einen Weg von 120 Kilometern, quer durch das Pindusgebirge und zwar in vier Tagen, immer auf denselben Pferden. Am Abend des vierten Tages war ich außerhalb des Gebietes von Ali Pascha, auf der anderen Seite des Flusses Cara-Sou in Mazedonien, der Ali Paschas Gebiet von dem des Paschas von Saloniki trennte. Ich hörte in dieser Stadt von Juden aus Janina, die ich dort traf, daß Ali Pascha rasend über meine Flucht sei, daß er Eilboten nach allen Richtungen abgeschickt und schließlich das Gerücht habe verbreiten lassen, daß man ihm meinen Kopf gebracht hätte. Ich dankte Gott von Herzen, daß er mich aus den Händen des Tyrannen befreite.

Ich bin nicht Zeuge der Katastrophe gewesen, die dem ungeheuerlichen Drama von Ali Paschas Leben

ein Ende machte. Die Ehrlichkeit, mit der ich bei der Niederschrift dieser Erinnerungen zu Werke gegangen bin, hindert mich, Einzelheiten über den Tod des Vesirs wiederzugeben, für die ich nicht einstehen kann. Ich fürchtete nämlich den Anschein zu erwecken, als ob ich einige Geschichtsschreiber nötig gehabt hätte, um meine Erinnerungen wiederzugeben. Das könnte der Fall sein, wenn ich aus Werken etwas entnähme, die über den Tod des Tyrannen von Epirus, Tepeleni Ali, Pascha von Janina, schon erschienen sind. Er fiel am 5. Februar 1822 fünf Uhr nachmittags, bei der Verteidigung gegen seine Henker, die gekommen waren, um ihn zu erdrosseln.

Epilog des Herausgebers

Ali Paſchas Untergang. Sein und ſeiner Söhne dramatiſches Ende

Ibrahim-Manzour, dessen Memoiren sich bald wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“, bald wie die Schilderungen antiker Schriftsteller von unerhörten Greueln cäsaristischen Wahnsinns eines Caligula, Nero und Heliogabal lesen, verließ das albanische »Ungeheuer«, wie er Ali Pascha Tepeleni nennt, auf der Höhe seiner Macht. Uns liegt es nun ob, das Drama seines Lebens zu Ende zu erzählen und das weitere Schicksal jener Personen, die uns Ibrahim-Manzour mit der ganzen Leidenschaft seiner Zuneigung und seines Hasses gezeichnet hat, zu verfolgen.

Ali hätte sich glücklich schätzen müssen. Noch 1812 erklärte er dem Generalkonsul Frankreichs, Pouqueville, der der Nachwelt zwei große Werke als Frucht eines zehnjährigen Aufenthaltes in der Residenz des Satrapen über Ali Pascha, sein Leben, seinen Charakter, seine Politik, seine Länder und sein Ende geschenkt hat: „Nur Parga muß ich noch haben. Ich würde jeden Preis dafür zahlen, wenn ich es bekommen könnte. Dann erst will ich eingestehn, daß alle meine Wünsche erfüllt sind.“ Er hatte es endlich, dank einer niedrigen Perfidie Englands, das den albanischen Tyrannen als politisches Werkzeug zu gebrau-

chen gedachte. Und doch wurde Ali das Vorgefühl eines furchtbaren Unterganges nie recht los. „Oft beschleicht mich eine dumpfe Ahnung, daß ich nicht auf der Matte meiner Vorfahren sterben werde," meinte er einmal zu Pouqueville, „ich bewahre die Matte inmitten meiner Reichtümer. Sie soll mich daran erinnern, daß ich arm geboren wurde." Mit zunehmendem Alter wurde sein Geiz und seine Gier nach Gold immer größer. Unersättlich dünkte sie seinen geplagten Untertanen. Indes auch für ihn galt das Wort Martials, das dieser den reichen römischen Prassern und Wucherern zurief: „Rape, aufer, congere, posside-relinquendum est."* An dem Hauptzweck seines Lebens, dem Zusammenrauben, -stehlen und -wuchern** von Gold sollte er letzten Endes auch zugrunde gehen. Die Hyänen in Konstantinopel, jene unersättlichen Schmarotzer am Hofe des habsüchtigen Sultans Mahmud II. warteten auf das natürliche Ende des uralten mächtigen Vasallen, um sich seiner Schätze nach alter Gewohnheit zu bemächtigen. Seit Jahrhunderten war es Brauch in der Türkei, daß der Sultan die riesigen Vermögen gestürzter, hingerichteter Großvesire und anderer verstorbener, reicher Würdenträger einzog. Man wartete in Konstantinopel seit Jahren vergebens. Ali Pascha nach Konstantinopel zu locken, um ihn für seine zahllosen Verbrechen, die man in Konstantinopel genau so gut wie in Albanien selbst kannte, zu strafen, war

* „Raube, stehle, kratze zusammen, besitze — zurückgelassen muß doch alles werden."

** Er zwang oft die Kaufleute Janinas, Geld von ihm zu 30 und 40% zu leihen.

aussichtslos. Der schlaue Fuchs ging nicht in die Falle. Ihn offen anzugreifen, wagte man andererseits nicht, weil man ihn hatte zu mächtig werden lassen und den Verlust Unter- und Mittelalbaniens fürchtete, wie den Aegyptens, wo sich Mehmed-Ali — ebenfalls ein Albanese von Geburt — unabhängig zu machen drohte und nur dem Schein nach unter türkischer Oberhoheit blieb. Dazu kam, daß es von Alis Agenten in der Moldau, der Walachei, in Thrazien und Mazedonien wimmelte, die für den Fall eines offenen Angriffes dort Unruhen zu erregen beordert waren. Die Furcht vor einem zweiten furchtbaren Aufstande der Janitscharen in Konstantinopel, wie im Jahre 1807, wo Ali dringend der Mitschuld verdächtig erschien, und der dem Sultan Selim Thron und später das Leben kostete, zitterte noch nach. Auch waren die Folgen der letzten schweren russischen Feldzüge und des 13jährigen serbischen Aufstandes noch nicht überwunden. Ueberall rüttelten die unterjochten christlichen Völker der Türkei von neuem an ihren Ketten, um das barbarische Joch des asiatischen Eroberers und faulenzenden, nur den Herrn spielenden Blutsaugers abzuschütteln. Aber wie so oft in der Geschichte kam es doch aus einem an sich rein privaten Geschehnis für Ali und die osmanische Regierung zur Katastrophe, die niemand voraussehen konnte. Eigentlich war es nur einer jener kleinen, alltäglichen Mordanfälle, wie Ali sie gegen seine Gegner seit Jahrzehnten liebte, der den Stein ins Rollen brachte und die Lawine in Bewegung setzte, die ihn zermalmen sollte. Das Unglück kam für Ali von einer Seite,

von der er es nie erwartet hatte. Neben dem Golde spielte auch hier wieder ein Bestandteil jener Trias, die seinen Lebensinhalt ausmachte, eine Hauptrolle bei seinem Sturze, nämlich seine zügellose Wollust. Habsucht und Goldgier waren das erste, sadistische Wollust das zweite und Herrschsucht das dritte hervorragende Laster seiner Persönlichkeit.

Der Siebzigjährige hatte nämlich 8 Jahre vorher einen unerhörten Inceſt begangen. Veli Pascha, Alis zweiter Sohn, war in Thessalien und ließ sein tugendhaftes Weib, die schöne Zobeïde, des unglücklichen Ibrahim Pascha Tochter, in Janina zurück, weil sein Vater es wünschte. Seit langer Zeit warf nämlich der siebzigjährige, alte Satyr lüsterne Blicke auf seine Schwiegertochter. Nicht genug, daß er ihren alten Vater und ihren Bruder unschuldig im Gefängnis schmachten ließ, wie wir es in Ibrahim-Manzours Memoiren gelesen haben, und taub gegen die Bitten seiner beiden Schwiegertöchter blieb, suchte er jetzt auch Zobeïde seiner zügellosen Wollust dienstbar zu machen. Aber die Schwiegertochter war für ihn unnahbar. Um doch zu seinem Ziele zu gelangen, gewann er durch furchtbare Drohungen einige Odaliks (Dienerinnen, zugleich Konkubinen) Velis für seinen Anschlag auf die Ehre Zobeïdens. Sie mußten dem ahnungslosen Opfer einen Schlaftrunk mischen. An dem willenlosen Weibe geschah das Verbrechen. Aber an allen Tyrannenhöfen ist das Spionieren, Wispern und Raunen gerade der geheimsten Sachen eines der Hauptlaster. Es ist, als ob die wahnsinnige Angst vor dem Blut-

durst des Tyrannen wie ein Alp auf den Angehörigen seiner Umgebung lastete, so daß die Frauen sich irgendwo Erleichterung ihrer Not und Mitwisser dieses schamlosen und unerhörten Attentates suchen mußten, um ihre Seele zu erleichtern. Genug, die Kunde von der Schandtat durchbrach den engen Kreis der Wissenden und kam zu Ohren Ismaels Paschó Bey. Er entstammte einer vornehmen Adelsfamilie Albaniens und hatte eine Blutsverwandte Ali Paschas zur Frau, war demnach Alis Verwandter geworden. Er wagte es, seinem Herrn, Veli Pascha, bei dem er in Thessalien Dienste tat, das nach albanischen Begriffen ungeheuerliche Verbrechen des eigenen Vaters mitzuteilen. Dazu kam, daß die unglückliche Zobeïde guter Hoffnung von dieser Vergewaltigung geworden war. Sie stürzte Ali zu Füßen, als sie ihren Zustand merkte und gestand, daß ihre Dienerinnen, als sie ihre Verzweiflung sahen, ihr alles erzählt hätten. Ali selbst leugnete ihr gegenüber nicht mehr, bat um Verzeihung und ließ seine Tränen mit den ihren fließen; denn im willkürlichen Tränenvergießen war er Meister der Heuchelei. Ali erfuhr bald, wer seinen Sohn Veli schon unterrichtet hatte. Seine Wut kannte keine Grenzen. Zunächst mußten die Odaliks, die er erst zum Verbrechen angestiftet hatte, büßen. Er ließ sie durch Zigeuner heimlich nachts in zugenähten Säcken in den See werfen, und die Zigeuner wieder nach getaner Arbeit durch schwarze Stumme unter seinen Sklaven in den unterirdischen Gewölben seines Schlosses umbringen. Dann schickte er, um sicher zu gehen, sieben gedungene Mörder ab,

um Ismael-Paschó zu töten. Das Attentat mißlang, fünf von den Meuchlern wurden ergriffen und sofort gehenkt, zwei entkamen. Vor ihrem Tode gestanden die Ergriffenen Veli, daß sein Vater sie gedungen habe. Ismael kannte sein Schicksal und bat Veli, so rasch wie möglich fliehen zu dürfen. Veli entließ ihn. Und jetzt beginnt eine aufregende Odyssee Ismaels vor Alis Mörderbande. Mit dem Instinkt eines Bluthundes verfolgt Ali Pascha den tödlich Gehaßten. Ismael indes wußte seine Spuren immer wieder zu verwischen. Als Bettler, Pilger, als Derwisch und in anderen Verkleidungen flüchtet er durch Aegypten und Vorderasien. Umsonst; Ali weiß ihn immer wieder aufzustöbern. Schließlich flüchtet sich Ismael-Paschó als verkleideter Mönch in ein serbisches Kloster Mazedoniens. Hier glaubte er Ruhe gefunden zu haben. Eines Tages nun meldete sich ein angeblich bei Ali Pascha in Ungnade gefallener Grieche und bat als Laienbruder in das Kloster eintreten zu dürfen. Ismael sah ihn und erkannte in ihm den gedungenen Meuchelmörder. Es war der uns aus den Memoiren Ibrahim-Manzours wohlvertraute Athanas Vayo. Paschó Bey kannte sofort seinen geheimen Auftrag und flüchtete jetzt nach Konstantinopel, entschlossen, den Kampf mit Ali offen aufzunehmen. Briefe aus Janina stachelten ihn noch auf. Sie kamen von seiner unglücklichen Gattin, an der Ali seine Wut ausließ. Er jagte sie aus ihrem schönen Hause, und sie mußte in einer elenden Hütte mit ihrer Hände Arbeit sich kümmerlich ernähren. Das Aeußere Paschós, sein Auftreten und

seine Sprachgewandtheit — beherrschte er doch infolge seiner jahrelangen Flucht durch alle Teile des osmanischen Reiches fast sämtliche Sprachen seiner Völker — zog bald die Blicke des Hofes auf sich. Aus Thessalien traf Paschó Bey eine ganze Anzahl der ersten Familien, die alle nach Konstantinopel vor Veli Pascha geflüchtet waren. Denn er regierte dort genau so unmenschlich wie sein Vater in Albanien, so daß die Bewohner zu Tausenden aus dem Lande flohen und in Scharen nach Odessa auswanderten. Ismael wurde das natürliche Haupt aller dieser Flüchtlinge, die vergebens Gehör beim Sultan suchten. Alis Gold sorgte dafür, daß keine Klage bis zum Throne kam. Besonders Kelat-Efendi war es, der das Ohr des Sultans hatte und von Ali gewaltige Bestechungsgelder empfing. In seinem krankhaften Geiz und vom Wahne berauscht, daß er mächtig genug sei, um selbst die Blutsauger am Throne entbehren zu können, verweigerte er dem mächtigsten Hof-Parasiten Kelat die gewohnten Gelder. Kaum hörte Ismael Paschó Bey davon, als sein Plan fertig war. Kelat und er verbanden sich jetzt gegen Ali Pascha. Wie ein Donnerschlag wirkte es, als in Janina durch Alis Agenten, die er am Hofe hielt, die Kunde eintraf, daß Ismael Paschó Bey zum Kapidschi-Baschi des Sultans und zum Mitglied seines Rates ernannt sei. Das war Kelats Rache. Denn jetzt besaß auch Paschó Bey des Sultans Ohr. Tag und Nacht hatte Ali Pascha keine Ruhe mehr. Er wußte, daß niemand über alle seine Schandtaten, seine Betrügereien dem Sultan gegenüber bei

Ablieferung der Steuern, mit deren Erhebung Ali von ihm betraut war, und über ſeine ungeheuren, zuſammengeraubten Goldmaſſen beſſer unterrichtet war, als Ismael-Paſchó. Nur ein Mittel gab es: Ismael-Paſchó mußte ſterben, koſte es, was es wolle. Drei Meuchelmörder, von Ali nur zu dieſem Zwecke nach Konſtantinopel geſchickt, lauerten dem Opfer auf, als es den Sultan zu ſeinem gewohnten Freitagsgebet in der Hagia-Sophia begleiten wollte. Aber die Kugeln waren ſchlecht gezielt. Paſchó Bey wurde nur ſchwer durch zwei Schüſſe verwundet. Man ergriff die Meuchler. Sie geſtanden, von Ali gedungen zu ſein, Paſchó Bey umzubringen. Noch am ſelben Tage baumelten ihre Körper vor der kaiſerlichen Pforte. Das Attentat hatte eine viel tiefere Wirkung als Alis ſämtliche Morde an unbequemen Gegnern vorher. Wenn er durch dieſen Mord ſeine Gegner ſchrecken wollte, ſo erreichte er ſeinen Zweck in einer Weiſe, die für ihn verhängnisvoll werden ſollte. Mit Recht ſagte ſich Sultan Mahmud II., daß niemand im ganzen Reiche mehr ſeines Lebens, vor allem er ſelbſt nicht, ſicher wäre, wenn Ali immer wieder Seïden (fanatiſch und blind ergebene Parteigänger) fände, die im Herzen des Reiches, ſozuſagen an den Stufen des Thrones jede ihm mißliebige Perſon zu ermorden bereit ſeien. Denn es war eine unerhörte Kühnheit, einen ſeiner vertrauteſten Ratgeber, der Ismael-Paſchó geworden war, faſt an ſeiner Seite töten zu laſſen. Die Staatsmänner der Pforte zitterten bei dem Gedanken, daß ſie alle unter den Dolchen von Alis Meuchelmördern

lebten. Man erinnerte sich jetzt, wie er 13 Jahre vorher Jussuf Lala, den Kia-Kia der damaligen Sultanin-Valide (Sultanin-Mutter und solange der Sohn regierte, das Haupt des kaiserlichen Harems und die einflußreichste und durch ihre Stellung erste Frau des Reiches, sogar der Chasséki, das heißt der Lieblingsgattin des Sultans vorgehend) in Damaskus auf der Pilgerfahrt von den heiligen Stätten Mekkas und Medinas kommend, hatte ermorden lassen. Aber noch ein zweiter Grund, für die Machthaber in Konstantinopel und den habsüchtigen Mahmud an der Spitze wichtig, trat hinzu; es waren Alis Schätze, die sie alle reizten und bei deren Plünderung und Einziehung ein jeder einen fetten Bissen zu ergattern hoffte. Wollust und Habsucht, zwei der Hauptleidenschaften waren also die Schlingen, die das Scheusal von Janina erdrosseln sollten. Mit der ganzen Angst des Geizhalses hatte Ali stets seine Einnahmen und vor allem seine wirklichen Schätze an Gold zu verheimlichen gewußt. Wir haben in Ibrahims Memoiren wörtlich zitierte Briefe gelesen, wo er sich dem Sultan und seinen schmarotzerischen Hofschranzen gegenüber als arm hinzustellen liebte, ihn gesehen, wie er seinen ewig geplagten Untertanen gegenüber als Bettler auf der Matte im schäbigen Gewande sich aufspielte; ersteren gegenüber aus Angst, sie könnten größere Bestechungsgelder herausziehen und bei letzteren, um Grund zu neuen Erpressungen zu haben. Aber der Brand von Tepelen schien ein Mene-Tekel des Himmels für ihn zu sein. Als man die Gewölbe frei machte und seine jüdischen Finanzverwalter Moses

und Minahet die vom Feuer verschonten Schätze nachzählen mußten, stellte sich heraus, daß er in Tepelen allein im Laufe von 32 Jahren 150 Millionen Franken, in gemünztem Golde zusammen geraubt, liegen hatte*. Alles Vertuschen nützte nichts mehr. Denn das ganze Volk sah die unendliche Karawane mit Gold beladener Karren und Maultiere, die die für damalige Zeit unerhörten Schätze nach Janina in sein Schloß am See in Sicherheit schleppten. Erst jetzt erhielt man in Konstantinopel einen rechten Begriff von dem fabelhaften Reichtum des gefürchteten Satrapen. Die Fama pflegte wie immer die Summe noch zu übertreiben. So kam es, daß die geldhungrigen Höflinge und Minister, vor allem Paschó Bey, beständig mit dem Hinweis auf die Schätze Alis den Sultan aufreizten. Neben der Furcht um ihr Leben war es die Gier nach Alis Gold, an dem vielleicht mehr Blut und Tränen klebten, als an dem der ganzen Welt zusammen genommen, die sie zu ihrem Handeln bestimmte. Die Ereignisse nahmen jetzt ihren schnellen Lauf. Am Tage nach dem Attentat auf Paschó Bey fand eine Beratung der Minister und ersten Günstlinge des Sultans statt. Es wurde sogar ein Fetwa (Entscheid) des Scheik-ül-Islam, des höchsten geistlichen Würdenträgers des Reiches nach dem Sultan selbst, herbeigeführt. Es wurde über das ruchlose Verbrechen ein kaiserlicher Firman abgefaßt: „daß Ali Pascha sich des Majestätsverbrechens gegen seinen

* Ibrahim-Manzour spricht von nur 50 Millionen, eine Summe, die offenbar viel zu klein ist. Man braucht nur Ibrahims Angaben über Ein- und Ausgaben Ali Paschas zu lesen, um seinen Irrtum zu erkennen.

Souverän schuldig gemacht habe, daß er sich binnen 40 Tagen am goldenen Tor der Gerechtigkeit seines Herrn einzufinden habe, um sich zu verantworten, widrigenfalls solle er von Reichs wegen geächtet sein". Der Firman wurde wie ein Lauffeuer bekannt und kam nach Janina. Ali Pascha wußte, daß sich an ihm erfüllen mußte, was er selbst einmal geäußert hatte: „Jeder Mensch trägt das Siegel seines Schicksals an der Stirn und es erfüllt sich ihm, wie es steht geschrieben". Nach Konstantinopel zu gehen, bedeutete für ihn den Tod, darüber war er sich klar, ihm halfen keine Listen und kein Leugnen mehr. Auf seine Schätze lauerte dort die Habgier. Nur zwei Möglichkeiten boten sich ihm zur Rettung: Flucht mit seinem Golde ins Ausland oder Rebellion an der Spitze der Griechen, deren entferntes Wetterleuchten schon das ausbrechende Gewitter verrieten. In seinen Greisentagen unter den verachteten und gehaßten Giaurs (Ungläubigen) Frenkistans (Europas) zu leben, ließ sein mohammedanischer Dünkel nicht zu; offen an die Spitze der griechischen Rebellen treten, hieß ihm alle Sympathien der Mohammedaner rauben. Also blieb ihm nur der offene Kampf als Mohammedaner und Rebell gegen seinen Souverän. Ali war entschlossen, ihn nur für den äußersten Notfall aufzunehmen. Er suchte Hilfe und Verbindungen auf allen Seiten; zunächst bei England, das ihm das christliche Parga, obwohl es nicht das geringste Recht dazu besaß, verschachert hatte. Aber Albion versprach ihm nur eines fest: es wolle gern seine Schätze in Empfang nehmen und ihm aufbe-

wahren. Sich von seinem Golde trennen? „Niemals," dachte Ali, erst recht nicht, wo er es nötiger als je hatte. Im übrigen gab ihm England nur ein unbestimmtes Versprechen, aus dem Ali entnehmen zu dürfen glaubte, daß es der türkischen Flotte den Zutritt ins Jonische Meer und damit zu seinen Küsten verwehren würde. Aber auch hierin täuschte sich Ali; denn als eine türkische Flotte vor Parga erschien, ergab sich die ganze Besatzung fast ohne Kanonenschuß. Ihr Befehlshaber Mehemed, Veli Paschas ältester Sohn, wurde gefangen genommen, indes mit ausgesuchter Freundlichkeit und Zeichen höchster Achtung behandelt. Ali Pascha lebte in dem Wahne, daß die Griechen ihn wirklich liebten. Jetzt, wo ihm das Wasser bis zum Halse stand, spielte er die Rolle des guten Herrn. Er berief eine sogenannte Notablen-Versammlung nach Janina, zu der die Bischöfe und ersten Führer der Griechen zusammen mit den Mohammedanern geladen wurden. Unter ihnen befand sich auch der Erzbischof und Onkel Frosinas, die Ali im See hatte ertränken lassen, wie Ibrahim-Manzour uns geschildert hat. Ali hielt in griechischer Sprache eine Rede an die Versammlung, wälzte alle Schuld von Erpressungen, Grausamkeit und Bedrückung auf die Machthaber in Konstantinopel und verkündete plötzlich Freiheit, brüderliche Liebe und Eintracht für Christen und Mohammedaner. Das schwache Beifallsgeschrei bewies ihm, was man über seinen neuen Versuch von Betrügerei dachte. Sein ärgster Feind, Paschó Bey, wurde unterdes von der Pforte zum Befehlshaber ernannt. Ali

hatte einen festen Verteidigungsplan gewonnen. Seine Söhne Muktar und Veli sollten die Grenzfestungen und Pässe im Norden und Osten besetzt halten, er selbst wollte Janina und den Süden verteidigen. Zugleich ließ Ali Waffen und Geld durch bewaffnete Banden über ganz Griechenland verteilen, um durch eine Rebellion der Griechen die Pforte zu schrecken und von sich abzulenken. Seine Versuche, jetzt noch durch große Bestechungen die maßgebenden Personen des Hofes umzustimmen, waren erfolglos geblieben. Zu spät sah er die Folgen eines übel angebrachten Geizes ein. Die Höflinge ließen sich nicht mehr mit den gewohnten Summen abspeisen, wo ihnen die Beute eines fabelhaften, durch die Fama ins ungemessene vergrößerten, Schatzes winkte. Durch seine Aufstachelung der Griechen ist Ali Pascha direkt Urheber zu ihrem Unabhängigkeitskampf und ihrer schließlichen Befreiung geworden, nachdem man durch ein Meer von Blut und unerhörten Greueln gewatet war. Aber alle seine Machinationen konnten ihn nicht retten. Denn sein Gegner Paschó Bey war in seiner Schule aufgewachsen und bekämpfte ihn mit seinen eigenen Mitteln, nämlich Verrat und Tücke. Zuerst fielen die katholischen Miriditen in Alis Dienste von ihm ab. Sie erklärten, gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den Sultan, nicht als Rebellen kämpfen zu wollen und kehrten in die Heimat zurück. Aber der schlimmste Schlag sollte dem alten Tiger von seinen eigenen Jungen versetzt werden. Paschó Bey stellte Muktar und Veli, Alis Söhnen, vor, daß sie gegen ihren Willen und unschuldig

in die Rebellion ihres Vaters hineingerissen seien. Er wies auf die glänzende und ehrenvolle Behandlung ihres Sohnes resp. Neffen Mehmed hin, und versprach ihnen vollständige Begnadigung beim Sultan, und nicht nur die: nein, Veli, seinem ehemaligen Herrn sollte sogar ein Paschalik in Syrien, und Muktar eines in Kutahija (Kleinasien) verliehen werden. Dorthin könnten sie sich, — und das war ihnen die Hauptsache — mit allen Schätzen, ihrem Harem, ihren Söhnen und ihrer ganzen Dienerschaft zurückziehen, um in Ruhe und Gnade ihre Schätze zu genießen. Was den Waffen nie oder nur schwer gelungen wäre, gelang der List. Beide Söhne übergaben die ihnen anvertrauten Festungen und verrieten ihren Vater. Mit Muktar Pascha zog der älteste Waffengefährte und Freund seines Vaters, Metscho-Bono nach Kutahija. Beide Söhne wurden von den Türken mit Ehren und Achtung behandelt. Der Sultan schonte die jungen Tiger, um den alten und seine Schätze möglichst leicht und sicher zu bekommen. Aber der alte Verbrecher war zu vorsichtig und lehnte die Uebergabe ab, erst recht, wo er Ismael-Paschó als Feldherrn sich gegenüber sah. Sein böses Gewissen warnte ihn vor der Freundlichkeit seines Lehrlings. Nicht minder schlimm war es für ihn, daß Paschó Bey auch Omer-Vrioni und das ihm von Ali anvertraute Heer zum Verrat brachte. Beim allgemeinen Abfall durfte Alis Spießgeselle Alexis Nutza, der Blutsauger von Zagora, nicht fehlen. Immer dichter zog sich das Netz um Ali Pascha zusammen, der wie ein Geier auf seinem Horst in Ja-

nina saß und seine Schätze und sein Leben bis aufs äußerste zu verteidigen entschlossen war. Deshalb opferte er auch ohne Wimperzucken seine geliebten Janinoten, denen er kurz vorher goldene Berge versprochen hatte. Damit die Stadt Janina nicht zum Stützpunkt für das feindliche Heer werden sollte, gab er plötzlich die Stadt seinen wilden albanischen Söldnertruppen, die die Besatzung der Schlösser und Zitadelle bildeten, zur Plünderung preis. Damit nicht genug, ließ er mitten in die Greuel, die sich unter seinen Augen abspielten, und denen er von der Terrasse seines Schlosses zusah, mit einem Schlage 250 Feuerschlünde in die Hölle los und dirigierte selbst das Kanonenfeuer, um die ganze Stadt in Schutt und Asche zu legen. Nur Trümmer der erbarmungswürdigen Bevölkerung von 36 000 Seelen retteten sich aus einer Hölle von Flammen, Raub und Mord.

Aber noch waren Ali 8000 Mann geblieben. Mit diesen hielt er das Schloß am See, das zugleich den festen Kern seiner Festung bildete und aufs stärkste ausgebaut war, besetzt. Nicht lange darnach sah man den Halbmond von den Bergen Janinas und im Tale von seinen Trümmern wehen (1820). Der heiligenmäßige und unerschrockene Scheik Jussuf sah seine Prophezeiung bei jener denkwürdigen Unterredung im Palast, die uns Ibrahim-Manzour berichtet hat, und nach der er den Staub seiner Sandalen am Tore abschüttelte, in Erfüllung gehen. Mit dem Rufe:

„Jetzt ist es Zeit, fortzugehen, Ninive steht vor dem Fall," verlangte er aus der Festung gelassen zu

werden. Nur mit einem Bettelsack bekleidet und von zwei asketischen Einsiedlern gefolgt, verließ er das Schloß, ohne einen Blick dahin zurückzuwerfen. Alles wich scheu vor ihm zurück, selbst als er das Lager der Türken durchschritt, machte man ihm Platz. Er schien nichts zu sehen. Die Augen geradeaus gerichtet, beachtete er niemanden, auch den türkischen Oberfeldherrn nicht, und ging geradeswegs nach Arta ans Meer. Von dort fuhr er über Aegypten nach Mekka, um arm, wie er gelebt, auf seiner Matte bei den Heiligtümern des Islam zu sterben.

Ali Pascha hatte sich für eine lange Belagerung gerüstet. Für vier Jahre reichten die Vorräte an Mehl. Seine Pulverfässer zählten nach Tausenden, und ebenso war reichlich Munition vorhanden. Dazu lieferte der fischreiche See genügend Ausbeute, und solange seine Schätze reichten, konnte er sicher sein, auch über den See hinweg Fleisch einzuschmuggeln. Denn vorsorglich hatte er alle Fahrzeuge des Sees in seine Gewalt gebracht. Weil Paschó Bey ohne Belagerungsgeschütze vor Janina ankam, konnte er wenig gegen Ali Pascha ausrichten. Ueberdies stand diesem Caretto zur Seite, jener Neapolitaner, den er so grausam für seine Liebschaft mit einer Mohammedanerin in Argyro-Castro mißhandelt und gefangengesetzt hatte. Der Neapolitaner wußte wirksam das Geschützfeuer zu leiten und war Ali Pascha in dieser Zeit der Not von unschätzbarem Werte. Der Sommer 1820 brachte keine Entscheidung. Griechische Palikarenführer und die Sendlinge der aufständischen Komitees aus ganz Griechen-

land erschienen heimlich im Schloß von Litaritza, um ihre Weisungen zu erhalten. Fast das gesamte Griechenland mit der Inselwelt stand in Flammen, aber Ismael-Paschó Bey gab die Belagerung nicht auf. Selbst ein großer und siegreicher Ausfall der Besatzung vom Schloß Litaritza und abgeschlagene Stürme machten Paschó Bey nicht wankend. Die Belagerung nahm erst eine Wendung, als Ismael-Paschó Bey abberufen und Kurschid Pascha als Oberbefehlshaber an seine Stelle trat. Er begann mit Ali zu unterhandeln, gleichzeitig stiftete er Meutereien unter dessen treugebliebenen Truppen an. Diese wußten, daß sie Hüter eines gewaltigen Schatzes waren und erpreßten immer höhere Löhne. Der alte Geizhals mußte sie blutenden Herzens bewilligen. Zuletzt erhielt jeder Gemeine die für damalige Verhältnisse ungeheuere Summe von 100 Franken monatlich. Da sich aber jeder Soldat selbst beköstigen mußte und nur wieder bei seinen Beamten in der Festung kaufen konnte, so suchte Ali sich durch Erhöhung der Lebensmittelpreise schadlos zu halten. Aber die Soldaten merkten die Absicht und meuterten.

Ali benutzte die Gelegenheit, um sich von mehreren tausend unnützer Esser zu befreien und Sold zu sparen, was für ihn noch wichtiger war. Epidemien brachen aus, und zu guterletzt glaubte Ali, auch dem Rest den Sold vorenthalten zu können, in der Meinung, daß den Soldaten ja doch nichts anderes übrig bliebe, als zu kämpfen, ob sie wollten oder nicht. Sein schmutziger Geiz verließ ihn selbst in der höchsten Not noch nicht.

Nach $1^1/_2$jähriger Belagerung hatte er noch einige hundert Mann im Schlosse und der Zitadelle zur Verfügung. Alle übrigen waren inzwischen desertiert oder ins türkische Lager übergegangen. Er grämte sich darüber nicht; denn immer noch hatte er wenigstens für seine 250 Kanonen genügend Leute, und den geschickten Caretto als Stütze. Ihn ließ er wie einen Verbrecher sorgfältig bewachen, damit er nicht desertieren sollte. Caretto war inzwischen halb erblindet. Bei der Explosion einer Pulvermenge hatte ihm die Flamme das Gesicht derartig verbrannt, daß er beinahe das Augenlicht einbüßte. Auch er war der Mühen satt und ließ sich eines Nachts an einem Strick, den er an ein Kanonenrohr gebunden hatte, in den Festungsgraben hinab. Der Strick riß, er stürzte in die Tiefe und brach einen Arm. Mit Mühe schleppte er sich ins türkische Lager.

Die uns wohlbekannte griechische Schlange Spiro Colovo dagegen war vorher mit einigen andern Grammaticos Alis den Türken in die Hände gefallen und derartig gefoltert worden, daß er in Athen kurz darauf starb. (S. Kapitel 12 d. Memoiren.)

Kurschid sah die Zahl der Verteidiger auf ein Häuflein zusammenschmelzen und versuchte Ende 1821 einen Sturm. Der alte Tiger indes versetzte ihm noch blutige Tatzenschläge. Kurschid mußte sich zurückziehen, nachdem 150 Mann tot vor der Bresche lagen. Während sonst Ali mit glücklichem Lächeln und lauten Gegenrufen seine treu gebliebenen Soldaten nach einem Erfolge zu erfreuen pflegte, schlich er diesmal bei ihren

Freudenschreien über den erfochtenen Sieg still in sein Kataphügion (Zufluchtsort), wie er einen besonders befestigten Teil seiner Zitadelle nannte, und wo er mit wenigen hauste, zurück. Einige Tage später erfuhr man die Ursache seiner Trauer. Chainitza, die wilde Tochter Kamcos, war tot. Kurschid Pascha selbst hatte es Ali mitgeteilt. Sie starb an einem Schlaganfall in ihrem Witwensitz Libokovo, seit Jahren mit Gott und der Menschheit hadernd. Das Geschick hatte auch sie gezüchtigt. Ihr ältester Sohn, den sie abgöttisch liebte, hatte vor Jahren auf ihr dringendes und immer ungestümer werdendes Bitten, von Ali ein Paschalik bekommen. Ali verdroß es aufs heftigste, daß er ihr zu Willen sein mußte; Chainitza aber schwamm in Wonne. Ihr mütterlicher Stolz war befriedigt. Ali schickte dem Neffen selbst einen kostbaren Pelz aus schwarzem Fuchs. Einige Tage, nachdem ihn Chainitzas Sohn getragen, brachen bei ihm die Pocken aus. Ali Pascha hatte den Pelz vor seiner Absendung einem Pockenkranken anlegen lassen. Chainitza stand plötzlich an der Leiche des Aeltesten. Ihre Verzweiflung zeigte die Wildheit ihres Charakters. Sie verfluchte Gott und ihren Schoß und wollte sich in den See stürzen. Die Dienerinnen mußten sie deshalb Tag und Nacht bewachen. Dann wieder verlangte sie gebieterisch die Köpfe der Aerzte, die ihren Sohn nicht hatten retten können. Schließlich drohte sie, das Schloß Litaritza, wo sie war, in Brand zu setzen. Taher-Abbas schickte deshalb zu dem auf Reisen befindlichen Tyrannen Eilboten und benachrichtigte ihn von der Gefahr. Ali ließ zurücksagen,

daß Chainitza sofort nach ihrem Schloß Libokovo zurückkehren solle, wenn nicht gutwillig, dann gezwungen. Sie gehorchte, aber ehe sie ging, verwüstete sie alle Räume des Schlosses, die sie und ihr abgöttisch geliebter Sohn bewohnt hatten. Noch war ihr ein einziger Sohn geblieben. Auch den nahm ihr das Geschick. Wieder ein rasender Schmerzausbruch. Sie zerschlug alles Geschmeide, entfernte die Spiegel aus ihrem Palast und ließ ihre Räume schwarz ausschlagen. Eine Matte wurde ihr Lager, das sie ihre Schwiegertochter mit ihr zu teilen zwang. Aber ihr grausamer, blutdürstiger Charakter wurde durch das Unglück nur noch härter; verlangte sie doch von Muktar, ihrem Neffen, er solle sämtliche Einwohner von Argyro-Castro, wo er Befehlshaber war, umbringen lassen (1820). Muktar hörte zum Glück nicht auf sie, denn das türkische Heer war im Anzuge, und er hatte besseres zu tun, als ihr zuliebe ein zweites Kardiki zu schaffen. Als nun ihre Neffen sich den Türken ergaben, und ihr Bruder, der allmächtige Ali Pascha, in seiner Höhle eingeschlossen um sein Dasein kämpfte, war sie sich klar, daß auch ihre Tage bei dem grenzenlosen Haß und der Blutschuld, die sie auf sich geladen hatte, gezählt seien. Sie war klüger als ihr Bruder und bestach mit der ungeheuren Summe von 8000 Beuteln (fast drei Millionen Franken) die Mächtigen am Hofe zu Konstantinopel, so daß der strikte Befehl von dort an Kurschid Pascha kam, Chainitzas Leben unter allen Umständen zu schonen. Noch aber lebten die Reste der Frauen und Kinder, die dem Blutbade von Kardiki entronnen wa-

ren und die Ibrahim-Manzour im tiefsten Elend selbst gesehen hatte. Teilweise waren die Kinder jener Niedergemetzelten schon herangewachsen.

Ali Pascha und Chainitza hatten überdies jene Kardikioten nicht ermorden lassen können, die zur Zeit der entsetzlichen Schlächterei von ihrer Heimatstadt abwesend gewesen waren. Diese und die Ueberreste der unglücklichen Frauen und Kinder, sahen mit Freude die Stunde der Rache für sie gekommen. Sie zogen, zu einem großen Haufen vereinigt, während der Belagerung Janinas nach Libokovo, wo die hochbetagte, bösartige Furie lebte. Unheimlich still lag der Palast da. Man zog mit Lärm vor das Tor, um einzubrechen. Die Menge prallte zurück, als dieses sich unvermutet öffnete. Chainitza selbst, zwei Molosser-Hunde an der Seite, Pistolen im Gürtel und einen Karabiner in der Hand, trat den Wütenden entgegen, die ihr Leben verlangten, und donnerte sie an:

„Halt! Weder mein Leben noch meine Reichtümer werdet ihr je haben. Nur einen Schritt weiter in mein Serail, und die Erde soll euch verschlingen. Zehntausend Pfund Pulver füllen meine Keller."

Als die Menge erschrocken stutzte, warf sie eine Anzahl Beutel mit Gold unter sie mit den Worten, sie möge sich damit das Nötige kaufen, wenn sie bedürftig sei. Der Haufe zog ab, und sie war für dieses Mal dank ihrem wilden Mute gerettet. Um die gefährlichen Umwohner, die mit den Kardikioten gemeinsame Sache machten, zu beschäftigen, ließ sie pestverseuchte Kleider an herumziehende Zigeuner ver-

schenken. Eine Epidemie brach infolgedessen aus, die die ganze Landschaft verwüstete und ihr Ruhe schaffte. Kurze Zeit darauf erlag sie einem Schlagflusse. Noch über den Tod hinaus säte sie Verderben. Immer hatte sie von Ali Pascha den Tod des unglücklichen Ibrahim Pascha, des Schwiegervaters von Muktar und Veli und Vaters der geschändeten Zobeïde, verlangt. Seit Jahren schmachtete er im Schlosse Litaritza in einem trostlosen Gefängnis. Ali Pascha glaubte den Wunsch der Toten jetzt erfüllen zu müssen und ließ Ibrahim einige Tage nach Chainitzas Tode vergiften.

Ali Pascha wußte, daß er von Verrat umgeben war. Sein listenreiches, mißtrauisches Gemüt indes hatte auch mit dem Abfall aller gerechnet, und beizeiten Sorge gegen jede Ueberraschung getroffen. Zu diesem Zweck ließ er in der eigentlichen Zitadelle, aber wieder von ihr durch dicke gemauerte Befestigungen, Graben usw. abgesondert, eine kanonengespickte und bombensichere kleine Burg für sich bauen. Sie betrat niemand außer den Allervertrautesten. Es war der letzte Schlupfwinkel des Tigers, in dem er zu sterben beschloß, falls er keine Begnadigung erhielt. Diese kleine Burg enthielt nur eine Moschee und das Grab seiner Gattin Emineh. Sie war ihm in der letzten Zeit wiederholt im Traume erschienen und hatte ihm drohend sein Ende verkündet. Nicht genug, daß er Schuld an ihrem Tode war, hatte er das Andenken der edlen Frau noch im Grabe beschimpft. Als er vom Abfall seiner beiden Söhne Muktar und Veli, die sie ihm geschenkt hatte, hörte, erklärte er öffentlich, daß Muktar und Veli nicht

seine Söhne seien, sondern die ehebrecherische Frucht Eminehs mit anderen. Gewissensbisse, Aberglauben und Reue mochten die schrecklichen, ihn plagenden Träume hervorgerufen haben. Die Moschee diente als Wohnraum für die letzten sechzig seiner Parteigänger, die ihm geblieben waren. Ihre Treue entsprang nicht einem erhabenen Gefühl. Sie mußten aus der Not eine Tugend machen. Es waren alles hoffnungslos kompromittierte Verbrecher, die bei den Türken auf keine Gnade zu rechnen hatten. Unter dem Grab Eminehs befand sich eine große, natürliche Höhle. Diese hatte Ali beizeiten ausbauen lassen. Sie barg seine ganzen Pulvervorräte; es waren noch gegen zweitausend Fässer Pulver. Ueber sie ausgebreitet lagen die Kostbarkeiten, Lebensmittel, und vor allem seine Kisten mit Gold. An diese Höhle schlossen sich einige Gemächer für seine letzte Lieblingsfrau, Wassiliki, an. Für sich selbst hatte er eine Art Kammer, zu der man durch drei Türen mußte, bauen lassen. Nur er allein besaß die Schlüssel und das Geheimnis, sie zu öffnen. Kam es zum äußersten, so wollte er sich mit allen Schätzen und Wassiliki in die Luft sprengen. Wassiliki! „Seine Königin", wie er sie nannte. Wie eine Zentnerlast drückte ihn der Gedanke, von ihr scheiden zu müssen. Wie leuchteten seine Augen, wenn er Pouquéville mit Begeisterung in den Tagen des Glanzes, als noch ein Reich zitternd zu den Füßen des machtberauschten Despoten lag, von ihr sprach! Romanhaft klingt es, was wir von dem blutdürstigen Ungeheuer und seiner Liebe zu Wassiliki hören. Bei einem jener Gemetzel mit ihren

Greueln, die Alis Reisen durch seine Länder häufig begleiteten, flüchtete aus einem griechischen Dorfe ein halbwüchsiges Mädchen schreckensbleich in die Arme eines ehrwürdigen Greises mit langem Barte und rief mit angstvoller, tränenerstickter Stimme: „Du bist gut, du wirst mich retten." Es war Ali Pascha, der voll Behagen dem Blutvergießen zusah. Das Mädchen kannte ihn nicht. Ali war geblendet von dem Bilde der Schönheit, der Unschuld und des angsterfüllten Liebreizes dieses Kindes. Er behielt es bei sich und wurde von jener so oft beobachteten tiefen Leidenschaft des Greises zum ganz jungen, fast unreifen Weibe, erfaßt. Es war, als ob das Bessere in ihm noch einmal nach Eminehs Tode sich zeigen wollte. Er machte die junge Sklavin heimlich zu seinem Weibe, wenn er auch vor der Oeffentlichkeit eine Mohammedanerin als erste Gattin gelten ließ. Denn Wassiliki weigerte sich, bei aller Liebe zu ihm, ihren christlichen Glauben zu verlassen, als Ali dies als Zeichen ihrer Zuneigung verlangte. „Würdest du an meine Liebe und Treue noch glauben können, wenn ich meinen Gott dir zuliebe verriete? Würdest du noch Achtung vor mir haben?" fragte sie ihn, als er seinen Wunsch äußerte. Ali, weit entfernt, sie zu verstoßen, achtete sie noch mehr! Ja er selbst richtete ihr eine Kapelle in seinem Palast ein und schmückte es mit Idolen ihres Glaubens. Und Wassiliki war dankbar für alles Gute. Sie blieb ihm unerschütterlich treu in seiner Not. Wenn er von Wachen, Aufregungen und dem Kampfe ermüdet war, stieg er zu ihr in das unterirdische Gemach hinab, um sich von

ihr Trost zu holen und sein Haupt zum Schlummer in ihren Schoß zu legen. Sie allein hatte neben Selim, seinem vertrautesten Seïden, Zutritt zum Schatzgewölbe*. Selim und Ali hüteten wie Vestalinnen ununterbrochen ein Feuer im Gewölbe, das für den letzten Schritt unterhalten werden mußte. War er oben bei den Soldaten, hütete Selim unten im Gewölbe Lunte und Feuer, das er nur verließ, wenn Ali Pascha selbst ihn ablöste.

Als Ali deshalb eines Tages vom benachbarten Teile der Zitadelle das Freudengeschrei der türkischen Soldaten hörte, beunruhigte er sich nicht über den Verrat der kleinen Besatzung daselbst. Noch hatte er seine kleine Kasematte und das Gewölbe. Er rief den siegestrunkenen Soldaten Kurschids zu, ihr Herr möge ihm einige Leute von hervorragender Stellung schicken. Kurschid Pascha dachte nicht anders, als daß Ali, die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes einsehend, über seine Ergebung zu verhandeln wünschte. Am besten würde sich seiner Meinung nach Taher-Abbas, sein alter, ebenfalls zu den Türken übergegangener Polizeimeister und Spießgeselle zahlloser Verbrechen, eignen. Ali wies ihn und seinen Begleiter verächtlich

* Es ist auf den ersten Blick verwunderlich, daß Ibrahim-Manzour von Wassiliki und ihrer Bedeutung in Ali Paschas Leben nichts erwähnt, während Pouqueville oft mit Ali über sie sprach. Man darf aber nicht vergessen, daß Ibrahim-Manzour Mohammedaner für Ali Pascha war. Noch heute gilt es in Albanien und erst recht für einen Mohammedaner als ein ganz grober Verstoß gegen die Etiquette und den Takt, über die Frau des Hauses zu reden oder nach ihr nur zu fragen. Immerhin, verwunderlich bleibt es doch, daß Ibrahim-Manzour bei seiner genauen Kenntnis des Hoflebens nichts von Wassiliki erwähnt. D. H.

zurück, er habe um Leute von Rang und Stand gebeten, nicht um ehemalige Bediente, meinte er; warf ihnen aber ihren Verrat nicht vor. Er fühlte wohl selbst, daß jemand, der Zeit seines Lebens nur mit Verrat gearbeitet hatte, wie er, für den Eide nur geschworen wurden, um gebrochen zu werden, kein Recht hatte, anderen Verräterei vorzuwerfen. Aber seine ehemaligen Sklaven als Unterhändler verletzten seinen Stolz. Kurschid schickte andere, seinen Oberstkämmerer und seinen ersten Siegelbewahrer. Ali ließ sie in seine kleine Festung ein. Schweigend stieg er zur Höhle hinunter und öffnete selbst die Türen. Voll Staunen sahen sie hier den Seïden Selim mit brennender Lunte neben den Pulverfässern und den gewaltigen Schätzen darauf stehen. Ali begann jetzt mit ruhiger Entschlossenheit, ihnen auseinanderzusetzen, daß er sich mit seinem Ende vertraut gemacht habe. Er betrachte Kurschid Pascha als seinen alten Freund, ihn wolle er nicht mit ins Verderben reißen, sonst hätte er schon ein Ende mit all den Verrätern seiner Sache gemacht, und sie in die Luft gesprengt. Sie sollten Kurschid sagen, daß auch das eben durch Verrat genommene Schloß unterminiert sei. Er gebe eine Stunde Frist; sei es nicht geräumt, so lege er Feuer an und sprenge sich, seine Schätze und alles in die Luft. Nur auf eine einzige Bedingung hin unterwerfe er sich freiwillig: Kurschid solle ihm einen vom Sultan selbst eigenhändig unterzeichneten Firman mit dem kaiserlichen Siegel darunter übermitteln, in welchem ihm sein Leben und der Besitz seiner Schätze garantiert werde; dafür sei er bereit,

sich nach Konstantinopel zu begeben und sich zu Füßen des Sultans zu werfen. Er wolle dann jeden Ort als Wohnsitz annehmen, den der Sultan ihm anweise. Diese unerläßlichen Bedingungen sollten sie Kurschid übermitteln, vor allem nicht die Frist vergessen, die er zur Räumung des Schlosses gesetzt habe und nicht vergessen, daß er ein Mann sei, der Drohungen wahr mache. Man kann sich denken, in welch panischem Schrecken die Truppen Kurschids das Schloß räumten, als die Ursache des plötzlichen Rückzuges bekannt wurde. Ja, Kurschid Pascha hatte Mühe, das Heer dicht vor Janina zu halten. Der einsame Ali Pascha mit seinen sechzig letzten Getreuen stand furchtbarer da als in den Tagen seiner 8000 Köpfe starken Besatzung. Kurschid sah sich um den Preis des ganzen Feldzuges betrogen, wenn Ali seine Drohung wahr machte und sich und seine Millionen in die Luft sprengte. Nur List konnte zum Ziele führen. Er ließ jetzt verbreiten, daß in Konstantinopel die Stimmung umgeschlagen sei. Briefe der Söhne Ali Paschas wurden herumgezeigt, in denen sie über die vortreffliche Behandlung von seiten der Türkei sich aussprachen. Natürlich geschah das alles, damit Ali Pascha in seiner Höhle es erführe. Aber der alte Fuchs war noch zu mißtrauisch. Jetzt bat Kurschid ihn um eine Unterredung auf der Insel des Sees. Ali Pascha solle selbst alle Vorsichtsmaßregeln gegen Verrat treffen; Kurschid wolle unbewaffnet kommen, Ali dagegen könne eine bewaffnete Begleitung mitbringen und Selim in der Schatzhöhle zurücklassen, mit dem Befehl, alles in die Luft zu

sprengen, sobald ein Anschlag oder Verrat gegen Ali Pascha ins Werk gesetzt werde. Man stattete für Ali den auf der Insel befindlichen Pavillon aufs prächtigste mit neuen Möbeln aus. Die Fallgrube wurde mit einem Rosenbeet verdeckt, damit der mißtrauische, alte Verbrecher seinen Fuß darauf setzte. Ali war mit solch liberalen Vorschlägen einverstanden. Ende Januar 1822 ließ er sich mit Wassiliki, ihren Dienerinnen, seinen Diamanten und mehreren Kisten Gold zur Insel übersetzen. Sein Seïde Selim blieb mit einer geheimen Weisung in dem Kataphügion zurück. Mit Entzücken erging sich Ali Pascha in der herrlichen Frühlingsluft. Seit fast zwei Jahren hatte er wie ein Gefangener in seinem Schlosse am See, von Sorgen und Angst gequält, gelebt. Er atmete auf und faßte neue Hoffnung. Das Leben winkte trotz seiner 82 Jahre noch immer verführerisch an der Seite der jetzt voll erblühten Wassiliki. Mit seinen Reichtümern hoffte er nochmals einen Lebensfrühling mit ihr zu erleben, wenn er sich von den furchtbaren Jahren der Belagerung erst erholt haben würde. Hatten ihm denn nicht die frommen Derwische, seine verwöhnten Schützlinge, 150 Jahre verheißen? Es fehlte nur der Firman des Sultans, der ihm Gnade und sein noch nie wie jetzt geliebtes Leben verhieß. Hatte nicht Kurschid Pascha ihm mitteilen lassen, daß sämtliche hervorragenden Heerführer, er an der Spitze, eine Bittschrift an den Sultan, mit ihrem Namen unterzeichnet, abgeschickt hätten, die für ihn Gnade erbat? Und war er nicht von Kurschid unterrichtet worden, daß dies Gesuch günstig

in Konstantinopel aufgenommen sei? Mit neuer Hoffnung atmete er die linden Lüfte des Sees und den Duft der üppigen Frühlingsblumen seines kleinen Paradieses auf der Insel ein. Nur war er jetzt schon tagelang auf der Insel, und Kurschid schob immer noch seinen Besuch auf. Ali wurde ungeduldig. Kurschid schickte ihm seine alten Genossen zur Beruhigung und Gesellschaft, die ihn in den Tagen des Glanzes gesehen und wie Sklaven jeden Blutbefehl blindlings und mit Hingebung ausgeführt hatten. Sie alle kamen, ihm ihre alte Verehrung zu zeigen. Aber wie erschraken sie, als sie den alten Tyrannen wiedersahen. Aus dem wohlgenährten, gesunden Greise war ein mageres Männchen geworden. Sein Gesicht war runzelig und schmal, und die Augen lagen halb erloschen tief in den Höhlen. Die Angst und der Kummer hatten ihre Stempel hinterlassen. Ali Pascha warf keinem von ihnen seinen Verrat vor. Er atmete Milde und Güte, ja seine gute Laune kehrte sogar zurück. Zu Taher-Abbas, seinem ehemals so gefürchteten Polizeimeister von Janina, sprach er bei dieser Gelegenheit die denkwürdigen Worte: „Taher! die Freiheit hat uns getötet, und die Griechen werden nicht zögern, selbst noch einmal die Hinterlassenschaft des Sultans anzutreten. Wenn ich den Gedanken hätte ertragen können, als ihresgleichen mit ihnen zu leben, so hätte ich mich längst an ihre Spitze gestellt. Aber eine Verschmelzung zwischen ihnen und uns ist unmöglich. Ich habe es zu spät gemerkt.“ So kam der 5. Februar 1822. Alis Hoffnung stieg, und die Besuche auf der Insel dauerten an. Endlich war der

kaiserliche Firman im Lager angekommen. Kurschid schickte Ali Pascha am Morgen dieses denkwürdigen Tages Hassan Pascha zur Beglückwünschung auf die Insel hinüber. Der kaiserliche Firman sei endlich eingetroffen, aber ehe Kurschid ihm den Gnadenakt aushändige, müsse Ali als Zeichen seiner Unterwerfung und Dankbarkeit dem Seïden Selim Anweisung geben, den unterirdischen Schlupfwinkel bei den Pulverfässern zu verlassen und die Lunte auszulöschen, desgleichen müßte die Kasematte von dem Rest seiner Leute geräumt, und die kaiserliche Flagge gehißt werden. Ali wurde stutzig. Er begann Verrat zu wittern, und gab zur Antwort: Es sei unnütz, dem Seïden mit seiner brennenden Lunte einen mündlichen oder schriftlichen Befehl zukommen zu lassen, denn er (Ali) habe mit ihm verabredet, daß er auf nichts derartiges hören solle; nur wenn Ali selbst persönlich ihm Befehl von Angesicht zu Angesicht gebe, werde Selim gehorchen. Man schien bei Ali nicht zum Ziele kommen zu können. Jetzt schwor man ihm auf den Koran, daß kein Verrat gegen ihn geübt werden solle, und man keine Hintergedanken bei dieser Forderung habe. Seine Umgebung und seine alten Freunde drangen in ihn, Vertrauen zu haben, um aus der schrecklichen Lage sobald wie möglich erlöst zu werden. Ali indes zauderte immer noch. Endlich gab er den Bitten nach, zog plötzlich ein mit Selim verabredetes Zeichen hervor und gab es den Abgesandten an Kurschid mit. „Nehmt dieses Zeichen," sprach er, „zeigt es Selim, und dieser schreckliche Drache wird sich in ein gehorsames und ängstliches Lamm ver-

wandeln.“ Ali blieb auf der Insel zurück, und die Abgesandten fuhren zur Kasematte und der Höhle darunter ab. Als Selim das Zeichen sah, löschte er die brennende Lunte und fiel sofort darauf unter den Dolchstößen seiner Besucher. Die Reste der Besatzung zogen sich zurück, und der Halbmond flatterte bald über dem letzten Bollwerk des betrogenen Tyrannen. Das Jubelgeschrei, das vom Schlosse her zu Ali hinüber tönte, erfüllte ihn mit düsteren Ahnungen. Denn es wurde Mittag, und kein Firman kam. Aeußerlich merkte man ihm nichts an. Seine innere Unruhe konnte er indes doch nicht ganz verbergen, wenn sein Gesicht auch unbeweglich schien. Häufiger als sonst fuhr seine Hand durch den Bart, und in kurzen Zwischenräumen zog er immer wieder die Uhr hervor. Es war gegen 5 Uhr nachmittags geworden. Ali suchte mit seinem Fernrohr das ganze Ufer, die Berge und die Trümmer der alten Residenz ab. Es schien, als ob er sich zum Abschied noch einmal alle Stätten seines Glanzes und seines Sturzes vor dem ewigen Heimgang ins Gedächtnis rufen wolle.

Endlich nahte die Entscheidung. Am Ufer sah man ein großes Fahrzeug mit zahlreichen Insassen abstoßen und mit Ruderschlägen der Insel zusteuern. Der Pavillon hatte eine Art Vorbau mit Treppe und Terrasse, die man hinaufsteigen mußte, ehe man in den großen Empfangssaal kam. Der alte Tyrann setzte sich dem Eingang zum Saal gegenüber. Seine Augen hatten plötzlich ihren Glanz wieder. Es war das Feuer der Aufregung, Sorge und vielleicht heimlichen Todesangst, das sein

Gesicht belebten. Seine Begleiter luden ihre Gewehre und stellten sich hinter ihn; sie schienen Unheil zu ahnen.

Hassan Pascha, Omer-Brioni und einige andere Leute von Rang und Stellung mit zahlreichem Gefolge, stiegen die Treppe hinan. Ali hatte sich bis jetzt mühsam beherrscht. Seine Nerven versagten den Dienst, er fühlte, die Schicksalsstunde war gekommen. Er konnte sich nicht mehr halten und sprang beim Eintritt Hassan Paschas* ungestüm in die Höhe und rief ihm ein Halt entgegen: „Was bringt Ihr?" schrie er.

„Den Willen seiner Kaiserlichen Hoheit!" antwortete Hassan, und den Firman mit den Ali so wohlbekannten, kaiserlichen Lettern am Kopfe des Schriftstückes hochhebend, fragte er ihn: „Kennst du die erhabenen Schriftzeichen?"

„Ja, ich verehre sie," antwortete Ali.

„Dann unterwirf dich deinem Geschick. Sprich dein Sterbegebet und bete zu Gott und den Propheten. Dein Kopf wird verlangt."

„Mein Kopf!" schrie Ali voll Wut, „so leicht liefert sich der nicht aus." Zugleich zog er seine Pistole und schoß Hassan Pascha in den Kopf. Auch seine Wache eröffnete das Feuer. Die Gesandtschaft flüchtete voll Schrecken die Treppe des Pavillons hinunter. Jetzt begann ein allgemeiner Kampf. Ali erhielt in dem

* Nach einem anderen Berichte über Alis Ende hätte Hassan Pascha dem Tyrannen das Todesurteil vorgelesen und mit zwei Dolchstößen in die linke Brust ihn darauf abgetan. Bei dem wilden, mißtrauischen und zum Aeußersten entschlossenen Charakter Alis ist dieses Ende unglaubwürdig. Aber es ist bemerkenswert, daß Hassan Pascha derselbe ist, den Ibrahim uns als Derwisch im sechsten Kapitel dieses Buches schildert, der von Ali mit Wohltaten überhäuft, von ihm abfällt und seinem alten Herrn das Todesurteil überbringt. D. H.

Getümmel einen Schuß in die Brust. Die Feinde sind unter den Holzboden des Pavillons gedrungen und schießen von unten durch den Fußboden. Seine letzten Soldaten sehen das Nutzlose des Kampfes ein und retten sich durch Sprünge aus dem Fenster. Ein zweiter Schuß, der von unten nach oben in den Körper dringt, verletzt Alis Wirbelsäule. Er stöhnt vor Schmerz und schleppt sich noch auf einen Diwan. „Lauf," ruft er einem seiner letzten Getreuen zu, „und erwürge Wassiliki, damit diese Niederträchtigen sie nicht entehren." Zu spät, denn schon traten die Henker ein. Ali war noch bei voller Besinnung. Einer seiner Henker schleifte ihn am Barte auf die Stufen des Pavillons und hackte ihm erst nach wiederholtem kräftigen Zuhauen mit einem schartigen, langen Messer den Kopf ab.

So endigte der Tiger von Janina, der sich so gern den »Löwen« nennen ließ und doch von der Natur dieses edlen Raubtieres nichts hatte. An ihm bewahrheitete sich in hervorragendem Maße das Wort der Weisen: „Durch dieselben Mittel, durch die der Mensch zu steigen pflegt, pflegt er auch zu fallen." Kurschid schickte sein Haupt in einem silbernen Kasten nach Konstantinopel. Auf dem Wege dorthin strömte das Volk zusammen, um das Haupt des berühmten Rebellen zu sehen. Auf jeder Halteſtation, wo man Pferde wechselte, zog man es aus dem Kasten und zeigte es dem Volke, das nicht fassen wollte, daß Ali Pascha gestürzt sei. Schließlich zeigte man es noch für Geld. Alis Haupt wurde am 23. Februar an der »Kaiserlichen Pforte« ausgestellt. Ein Yaphta

(Schriftstück) wurde an ihm angeheftet, das seine Verbrechen aufzählte, und wo er als Helfer der aufständischen Griechen hingestellt wurde. Es schloß mit den Worten: „Dies ist das Haupt des genannten Tepelenleu Ali Pascha, des Verräters am Glauben."

Jetzt, wo man den alten Tiger und seine Schätze hatte, brauchte man die Jungen nicht mehr zu schonen. Auch ihre Stunde war gekommen. Sultan Mahmud schickte ihnen ihr Todesurteil in der althergebrachten Weise zu. Veli Pascha, dieser würdige Sprosse seines sadistischen Vaters, der Frauen, unmittelbar nachdem er sie entehrt, Nasen und Ohren abgeschnitten hatte, zeigte die Feigheit so vieler Wüstlinge. Er stürzte jammernd und flehend zu Füßen seiner Henker. Sie stießen ihn kalt zurück, ja verdoppelten seine Qual, indem sie erst seine Söhne, den schönen Mehmed und den sanften Selim, das jüngste Glied der ganzen Brut Ali Paschas, vor seinen Augen erdrosselten. Dann kam er an die Reihe. Mit ihm mußte Ali Paschas jüngster und Lieblingssohn Saleh Bey sterben, dessen Hochzeit Ibrahim-Manzour mit erlebte und schildert. Der ganze Harem Velis wurde öffentlich auf dem Bazar verkauft. Seine Frauen und Töchter erstanden rohe turkmanische Hirten. Aber die arme, unschuldige Zobeïde, vom eigenen Schwiegervater vergewaltigt, der ihren ehrwürdigen Vater Ibrahim jahrelang mit dem Bruder in einem schrecklichen Gefängnis mißhandelt hatte, erlitt das furchtbare Los der mohammedanischen Ehebrecherinnen. Sie wurde in einen Sack genäht und ertränkt.

Nur Muktar lebte noch, der »wilde«, wie ihn Ibrahim-Manzour nennt. Er starb würdig als Mann und Albaneſe. Als man ihm das Todesurteil überbrachte, ſchoß er den Boten nieder, verrammelte ſein Haus und verteidigte ſich bis zum letzten Atemzuge. Eine ganze Orta (Kompagnie) von Janitſcharen aus Kutahija mußte gegen ihn aufgeboten werden. Der alte Metſcho-Bono verließ ihn nicht und wurde, tapfer kämpfend, an ſeiner Seite getötet. Aus zahlreichen Wunden blutend, ſah Muktar ſein Ende kommen. Mit der letzten Kraft ſchleppte er ſich in die Räume, wo das Pulver lag, und ſprengte ſich und die Seinen in die Luft: von ihm ſollte der Sultan nur Ruinen und halbverbrannte, verſtümmelte Leichen erben.

Der Kalif und „Schatten Gottes auf Erden“ konnte in Konſtantinopel wieder ruhig ſchlafen; kein Nachkomme des alten Tigers ſollte mehr ſeine und des Reiches Ruhe ſtören!

Ende.

Die Teilnahme für Memoiren

ist bei unserer Leserschaft stets im Wachsen. Das ist nicht zu verwundern. Sind solche Bücher doch spannend und unterhaltend wie Romane, dabei für alles Geschichtliche ungemein belehrend und für den Psychologen von höchstem Wert. So oft sagt man, das Leben sei interessanter als alle Romane. Nun, Memoiren sind Lebensspiegelungen, gleich wertvoll und charakteristisch für den Spiegel (d. i. der Verfasser) wie für die Abgespiegelten. „Der Türmer."

Zu der empfehlenswertesten geistigen Nahrung aller Gebildeten und nach Bildung Strebenden gehört zweifellos die Memoiren-Literatur ... Im deutschen Publikum den Geschmack für eine derartige, den geistigen Horizont besonders erweiternde Lektüre geweckt und gefördert zu haben, ist ein Verdienst der Verlagsbuchhandlung Robert Lutz, deren Memoirenbibliothek aus einer Reihe erstklassiger Werke besteht. „Rigaische Rundschau."

Ich bin tatsächlich der ehrlichen Ansicht, daß die „Memoirenbibliothek" eine Standardsache ist, die greifbaren Kulturwert hat. Eine Sache, die bleibend ist, und die nicht nur dem Verlag Relief gibt, sondern auch für die Entwicklung der allgemeinen Bildung von außerordentlichem Wert ist. Hanns Heinz Ewers.

(Siehe die folgenden Seiten.)

Memoirenbibliothek

Unter dem roten Halbmond

Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Kriege 1877/78

Von Charles Ryan

Brosch. M. 5.50, in Lwd. gebd. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50

Dritte Auflage

■ ■ ■

Hamburger Neueste Nachrichten:

. . . . Beispiele heldenmütigster Aufopferung im Dienste edelster Menschlichkeit, sympathische Züge der Kameradschaft und des Edelmuts gegen den überwundenen Gegner treten uns hier mit dramatischer Lebendigkeit entgegen . . . Aber mit diesen spannenden Schilderungen der Kriegsereignisse, mit den glänzenden Malereien des Schlachten- und Lagerlebens, sind die Vorzüge des Buches keineswegs erschöpft . . . Wir empfehlen die Lektüre des auf jeder Seite anziehenden Buches.

Potsdamer Zeitung:

Die Reise von Konstantinopel nach Erzerum gibt Ryan Gelegenheit, sich auch als gewandten Reise-Schriftsteller zu zeigen, der über eine anschauliche Darstellungsweise verfügt. In dieser Beziehung bietet er Hervorragendes in der Schilderung seines Rittes von Trapezunt nach Erzerum, durch das Land, das einst den Rückzug der Zehntausend unter Xenophon sah.

Allg. Schweizer-Zeitung:

In der Literatur über den russisch-türkischen Krieg dürften kaum viele Werke vorhanden sein, die fesselnder geschrieben sind und mehr auf allgemeines Interesse Anspruch erheben können, als Ryans Schilderungen.

Reichs-Medizinal-Anzeiger:

Ryan ist ein Erzähler ersten Ranges, dem man mit wahrem Vergnügen lauscht, mag er uns von seinen tollen Fahrten und lustigen Streichen berichten oder ergreifende Schilderungen von grenzenlosem Elend schildern.

Allg. Militär-Bibliogr.:

Lebensfrisch geschrieben sind Ryans Darlegungen, reich an launigen, an ethnographisch bedeutsamen, aber auch an hochtragischen Bildern.

Hambg. Correspondent:

Seinen eigentümlichen Reiz gewinnt das Buch dadurch, daß neben den erzählten ernsten Dingen eine fast erstaunliche Fülle von Humor platzgreift.

Internat. Literaturberichte:

Hier lernen wir wahres Heldentum kennen, Heldentum im mutigen Angriff, Heldentum im stummen Ertragen fürchterlicher Qualen, höchste Entsagungsfähigkeit und wahrhaft ideale Glaubenszuversicht. Aufregende Kampfes-Bilder aus der Zeit der glänzenden türkischen Ruhmestaten, während der Belagerung von Plewna, ziehen an dem Leser vorüber, so greifbar plastisch, als ob er all das Aufregende vor seinen Augen sich abspielen sähe.

Memoirenbibliothek

Die Irrfahrten des Daniel Elster

Von ihm selbst geschrieben

Zwei Bände, broschiert M. 9.—, in Leinen gebunden M. 11.—, in Halbfranz M. 14.—

Zweite Auflage

■ ■ ■

Frankfurter Zeitung:

Ein deutsches Abenteurerleben, das kühn und knorrig aus den Bubenbeinen, durchs Gymnasium zur Universität wächst, wo das Leben gierig auf den Burschen wartet..... Der hetzende Rhythmus des Lebens liegt in den zwei umfangreichen Bänden gefesselt, er hallt und schreit aus jeder Zeile, aus jedem Wort, das der kraftvolle Mann niederschrieb, der ein wackerer Lebenskämpfer war. Blitzartig erhellen sich weite Strecken deutscher Entwicklung, unerahnte Einblicke in vergangene Zeiten fremder Völker ergeben sich. Daniel Elsters Irrfahrten sollten in jedes Mannes Herz und Kopf ziehen; denn diese Memoiren sind von einem Reinen, Festen, von einem Idealisten geschrieben, der stets Mann und Mensch blieb, der die edlen Keime der Menschenseele in sich trug und sie im harten Ringen auf der Schaubühne des Seins nicht dorren ließ.

Deutsche Tageszeitung:

Es ist das frisch zugreifende Leben eines echten Mannes, das diese zwei Bände in schier unerschöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit vor uns aufrollen. Wie ein kühler, stählender Bergquell erquickt es die Phantasie . . Wie kostbar sind Elsters Erlebnisse in Griechenland und die griechische Zeit dargestellt! Innerhalb dieser Landschaften bewegen sich die Volksmengen, die Einzelgruppen, tauchen Lieblichkeit und junge Schönheit neben Schmutz und Grauen, Großmut neben bestialischer Grausamkeit, tiefe Tragik neben Humor, kleine verschmitzte Gaunereien und große Erbärmlichkeiten, Räuberwildheit u. Bauernlistigkeit in buntem Wechsel auf, wie zu künstlerisch sich aneinander steigernder Wirkungskraft. Wir werden mit fortgerissen. Wir erleben voll Spannung diese Abenteuer, voll Anteilnahme diese Erkenntnisse, voll Entzückung die Schönheiten dieser Welt mit.

Braunschweig. Landeszeitung:

Ein Leben reich an äußeren Begebenheiten, ernsten und heiteren, aufregenden und beruhigenden, aber der Leser findet auch historisch Interessantes, und all das gespiegelt in einer Persönlichkeit von großem Reiz: aufrecht und tapfer, dabei reich und nicht ohne Sentimentalität, aber immer sympathisch.... Man sollte das Buch vorlesen, um seinen Reiz zu verspüren.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Aus der großen Welt

Pariser und Londoner Sittenbilder 1810—1860

Von Captain Gronow

Mit acht kulturhistorisch interessanten Bildern.
Brosch. 5.50 M., geb. 6.50 M., in Halbfrz. 7.50 M.

Dritte Auflage

■■■

Saalezeitung:

In mannigfaltigem Wechsel zieht an uns vorüber, was zur großen Welt seiner Zeit zählte: Die Größen des Salons und des Tages, Männer und Frauen, oft ebenso berühmt wie berüchtigt, Kaiser und Könige mit und ohne Krone, Spieler, Duellanten und wunderliche Originale; Kunsthelden, les grandes Cocottes, Kleider-, Pferde- und Weibernarren, kurzum der ganze bunte „Jahrmarkt der Eitelkeit" — Welt und Halbwelt.

Frankfurter Zeitung:

Bloß eine in schweren äußeren und inneren Kämpfen steckende Zeit konnte ein so bemerkenswertes Memoirenbuch in Deutschland übersehen. Man ist erstaunt, von seiner Existenz nichts zu wissen, die Schätze von Kulturdokumenten, die es birgt, erst heute für uns gehoben zu finden. Als Typus verkörpert Gronow die Blüte weltmännischer Erziehung, als Sittenschilderer ist er klassisch zu nennen ... Diese Memoiren sind ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte.

Berliner Morgenzeitung:

Gronow zeigt sich in all den Anekdoten und Geschichtchen als ein Sittenschilderer ersten Ranges.

Berliner Allgemeine Zeitung:

Ein wunderbarer Reichtum von Gestalten und Typen steckt in den Aufzeichnungen des wackeren Captain Gronow.

Augsburger Abendzeitung:

Das Werk erhebt sich weit über den Durchschnitt, der den Büchermarkt überflutenden Memoirenwerke und ist ein Mosaikbild voll wertvoller kultur- und sittengeschichtlicher Details.

Münchner Neueste Nachrichten:

Das Buch enthält für den Historiker wie für den Kulturhistoriker eine Fülle wertvoller Skizzen zur Geschichte der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Österr. Volkszeitung, Wien:

Wenn man das Buch zur Hand nimmt, dann lernt man tatsächlich Geschichte. Aber nicht etwa in langweiligen Abhandlungen und Aufsätzen, o, nicht die Spur! Man liest allerlei interessante, amüsante und sogar pikante Histörchen, in denen die Schauspieler der Weltbühne eine Rolle innehaben.

Memoirenbibliothek

Memoiren eines österr. Generalstäblers

1832—1866

Von Ritter Gründorf von Zebegény

Brosch. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, in Halbfrz. M. 8.50

Vierte Auflage

■ ■ ■

Universitätsprofessor Dr. Hermann Oncken:

Ich habe diese frischen und farbigen Memoiren um so lieber gelesen, je weniger mir derartige, in den lebendigen Geist des österreichischen Heeres einführende Quellen bisher bekannt waren. Die ungeschminkte, offene Art, in der sie sich geben, wirkt gewiß für den Fernerstehenden sehr österreichisch, aber eben darum höchst lebenswahr, und hinterläßt einen sympathischen Eindruck. Ihre kriegsgeschichtlichen Höhepunkte liegen in den Feldzügen von 1859 und 1864: wenn der Erzähler auch nicht selbst an leitender und verantwortlicher Stelle stand, so war er als Generalstabshauptmann diesen Stellen doch so nahe, daß er interessante Dinge von historischem Quellenwerte zu erzählen weiß.

Deutsches Volksblatt, Wien:

Es ist schwer zu entscheiden, was an den Gründorf'schen Denkwürdigkeiten interessanter ist, die oft mit köstlichem Humor durchtränkten Anekdoten aus der lustigen Leutnantszeit, die lebendigen Schilderungen von Land und Leuten in Ungarn, der Bukowina und Galizien, mit denen der junge Offizier zusammenkam, oder die geradezu als hochwichtige politische Dokumente zu betrachtenden Berichte über die Waffentaten der österreichischen Armee in den Kämpfen, die Gründorf während der Feldzüge der Jahre 1859 und 1864 mitmachte. ... In diesem Sinne können wir die mit offenem soldatischem Mute geschriebenen Memoiren, die vor keiner Größe ängstlich haltmachen, sondern mit wahrhaft erquickender Wahrheitsliebe die Dinge und Personen so zu schildern trachten, wie sie waren oder wie sie sich doch dem Auge des Erzählers darzubieten schienen, gar nicht genug loben.

Prof. Ed. v. Wertheimer im Pester Lloyd:

Zu den Seltenheiten, die von Männern in weniger verantwortungsvollen Posten stammen, gehören die Denkwürdigkeiten, die aus der Feder des österr. Generalstäblers Wilh. Ritter Gründorf von Zebegény hervorgegangen sind — eines Mannes, der sich durch hervorragende Kühnheit u. Tapferkeit bei Montebello und Solferino auszeichnete ... Einen sehr beträchtlichen Teil seiner Aufzeichnungen widmet der Autor dem Deutsch-Dänischen Krieg: Hier ist für den Darsteller jener Periode sehr beachtenswertes Material enthalten.

„Grazer Tagespost":

Ein spannender Lebensroman! Die Geschichte einer alt-österreichischen Offizierslaufbahn. Spannend und typisch ... Sein Leben ist vollgepfropft mit Abenteuern, er braucht nur in den vollen Vorrat zu greifen und „wo er's packt, da ist es interessant".

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Napoleons Leben

Von Ihm Selbst

Übersetzt und herausgegeben von **Heinrich Conrad**

In drei Abteilungen = 10 Bände. I. Abtlg.: Meine ersten Siege (Bd. 1—6). — II. Abtlg.: Ich der Kaiser (Bd. 7—9). III. Abtlg.: Meine letzte Niederlage (Bd. 10).

Jeder Band (einzeln käuflich) brosch. M. 7.—,
in Leinw. geb. M. 8.—, in Halbfranz M. 9.50

Vierte Auflage.

Neue Freie Presse (Wien):

Es gibt kaum ein lebendiger mitreißendes Buch als die Beschreibung dieses übermenschlichen Lebenswerkes von seinem Schöpfer selbst. Heinrich Conrad hat die autobiographischen Schriften Napoleons für unsern Gebrauch gesichtet, eingeleitet und mit außerordentlicher Kraft und Klarheit des deutschen Wortes nachgebildet. In zehn stattlichen Bänden soll dieses prunkreichste und in seinem Verhallen erschütterndste historische Gedicht, das je gelebt und geschrieben wurde, eingeschlossen werden. Mit Ergriffenheit liest man in diesem von Blut rauchenden, vom Dampf der Schlachten umhüllten Buch.

Otto Franz Gensichen:

... Überdies hat die Verbreitung der Memoiren und Briefe Napoleons noch den Vorteil, daß sie den Helden, der als Feldherr, Staatsmann, Gesetzgeber, Verwaltungsbeamter und Finanzgenie unvergleichlich dasteht, auch als den ersten Prosaschriftsteller aller Zeiten und Völker zur Geltung bringt. Solchen wunderbar wechselnden Stil hat niemand vor und nach ihm geschrieben. Nur die schönsten Stellen der Bibel, des Thucidydes, des Caesar, des Tacitus und des jugendlichen Goethe der Wertherzeit lassen sich mit der Prosa Napoleons vergleichen.

Die Grenzboten:

Eine Autobiographie, die alle zeitgenössischen Memoirenwerke, sogar das berühmte „Mémorial de Saint Hélène" von Las Cases, in den Schatten stellen dürfte. Was uns besonders auffällt, das ist Napoleons Virtuosität in der Beherrschung der Sprache und die wunderbare Klarheit, mit der er uns politische und militärische Situationen verständlich macht und dem Laien einen Einblick in die Werkstatt eines gewaltigen Genies gewährt.

Breslauer Morgenzeitung:

... Ungleich imponierender, wuchtiger und überzeugender als alles, was unseres Wissens von fremder Hand über Napoleon geschrieben worden ist, erschütternder selbst als die Briefe von eigener Hand, wirkt eine Publikation, die sich mit vollstem Rechte „Napoleons Leben von ihm selbst" nennt. Heinrich Conrad, dem verdienstvollen Herausgeber, gebührt unbeschränkte Anerkennung.

14 DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

JUN 14 1966 21	
JUN 6 '66 28 RCD	

LD 21A-60*m*-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley